

**Curt Herzstark**

# **Kein Geschenk für den Führer**

**Schicksal eines begnadeten Erfinders**





Curt Herzstark (1902–1988), der Erfinder der kleinsten mechanischen Rechenmaschine der Welt, gibt Einblick in sein Leben und in ein Stück Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Die Wurzeln seiner jüdischen Vorfahren väterlicherseits reichen von der Weichsel über Galizien bis nach Wien. Die Vorfahren seiner katholischen Mutter stammen aus Südmähren.

Der Vater, Halbwaise, erlernt einen technisch-kaufmännischen Beruf, geht ein Jahr nach den USA, wo er mit Büromaschinen in Berührung kommt. Zurück in Europa wird er Büromaschinenvertreter, bis er seine eigene Rechenmaschinenfabrik errichten kann.



Die zwei Söhne Curt und Ernst wachsen in gutbürgerlichem Rahmen auf. Curt ist u.a. technisch begabt und macht seine Ausbildung im väterlichen Betrieb, in den er später als Juniorpartner eintritt. Er konstruiert den »Multimotor«, der der Firma Aufträge und Auslastung sichert.

Der Kundenwunsch nach einer Taschenrechenmaschine beschäftigt Curt Herzstark von 1930 bis 1939, als er dafür zwei Patente anmeldet. Nach Hitlers Einmarsch kann Curt als Halbjude die väterliche Firma nicht übernehmen. 1943 wird er verhaftet, nachdem er versucht hat, zwei seiner Arbeiter aus den Fängen der Gestapo zu befreien. Er landet im KZ Buchenwald, dann als Intelligenzklave im Wilhelm-Gustloff-Werk. Seine Erfindung wird bekannt und soll, falls er sie verwirklichen kann, dem Führer als Geschenk zum Endsieg überreicht werden.

Nach der Befreiung führt Curts Weg nach Thüringen, dann zurück nach Wien. Der Wiedereinstieg in den Familienbetrieb misslingt, Curt möchte nach den USA oder in die Schweiz. Der Einladung des Landesherrn, die Produktion der Erfindung im Fürstentum Liechtenstein anzusiedeln, kann er nicht widerstehen. Als die Kleinrechenmaschine CURTA den Markt zu erobern beginnt, sind die Beziehungen zwischen Geldgeber, Verwaltungsrat, kaufmännischer Geschäftsführung und Curt Herzstark zerrüttet, Curt sieht sich um sein Lebenswerk betrogen.

Die Produktion der CURTA wird 1970 eingestellt, der Elektronenrechner macht sie obsolet. Heute ist die CURTA Museumsstück und Kultobjekt der Rechenmaschinensammler.



Die Lebenserinnerungen von Curt Herzstark wurden von seiner Lebensgefährtin Christine Holub nach vielen auf Tonkassetten festgehaltenen Gesprächen niedergeschrieben. Bei der Bearbeitung dieser Niederschrift im Hinblick auf eine Herausgabe als Buch wurde Christine Holub von ihren Freunden Ute Schröder, Bernd Schröder und Heinz Joss unterstützt.

Die Herausgabe dieses Werks wurde durch finanzielle Beiträge folgender Kreise und Personen ermöglicht:

Sammlerclub Historische Büromaschinen Schweiz / Liechtenstein SHBS, Pfäffikon/ZH, Schweiz

Christine Holub, Lindenberg i. Allgäu, Deutschland

Gemeinde Mauren, Fürstentum Liechtenstein

Stefan Beck, Pfäffikon/ZH, Schweiz

Walter Beck, Schaan, Fürstentum Liechtenstein

Heinz Joss, Dällikon / ZH, Schweiz

Mai 2005

© 2005 Christine Holub, D-88161 Lindenberg i. Allgäu

Satz und Layout: Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink, unter Verwendung einer Aufnahme von Hans-Ruedi Bramaz, Oberwil-Lieli, Schweiz

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt Printed in Germany  
ISBN 3-8334-1136-8

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

# Inhalt

Vorwort • 9

Dank anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des IFHB an Curt Herzstark  
• 11

## FAMILIENGESCHICHTE

Die Vorfahren • 13

Die Eltern • 20

## FIRMENGRÜNDUNG

Gründung und Aufbau der Firma «Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co.» • 27

## KINDHEIT – VOLKSSCHULE

Frühe Kindheitserinnerungen • 37

Kinderkrankheiten • 40

Volksschule • 42

Kindliche Freizeitgestaltung • 47

In der Sommerfrische • 51

Reisen mit den Eltern • 56

Mit Vater auf Ausstellungen und Geschäftsreisen • 60

## JUGEND – MITTELSCHULE

Mittelschule • 66

Schulstreiche • 71

Rodaun • 74

## BERUFSAUSBILDUNG – STUDIUM – FREIZEITGESTALTUNG

Lehre – Staatsgewerbeschule • 80

Mein Leben und die Musik • 85

Sportliche Aktivitäten • 93

## HERZSTARK & Co. UND ERSTER WELTKRIEG

Der Erste Weltkrieg und seine Auswirkungen auf die Firma Herzstark & Co • 101

## **EINSTIEG IN DEN BERUF – ZUSAMMENARBEIT VON VATER UND SOHN HERZSTARK – REISETÄTIGKEIT**

- Eintritt in den väterlichen Betrieb – Weiterbildung in Deutschland • 108
- Beginn des Berufslebens – Erste Verkaufsreisen • 110
- Begegnung mit Rudolf Holub, dem Initiator des MULTIMATORS • 113
- Der MULTIMATOR – meine erste Erfindung • 120
- Berlin-Reisen zwischen 1928 und 1937 • 127
- Reisetätigkeit zwischen 1928 und 1937 – Aufbau eines Vertreternetzes • 128

## **KINO – TOD DES VATERS – PRIVATES**

- Erwerb des Praterkinos • 152
- Tod des Vaters • 156
- Mein Bruder Ernst • 158
- Erfahrungen mit dem «schwachen Geschlecht» • 162
- Begegnungen • 169

## **ERFINDUNG DER TASCHENRECHENMASCHINE**

- Erfindung der Taschenrechenmaschine – später CURTA genannt • 176

## **HERZSTARK & Co. UNTER HITLER – LEHRENBAU**

- Situation der Firma Herzstark & Co. nach Hitlers Einmarsch in Österreich • 181
- Lehrenbau • 184

## **VERHAFTUNG – KONZENTRATIONSLAGER**

- Verhaftung im Juli 1943 • 188
- Konzentrationslager Buchenwald – Einlieferung und Kleines Lager • 194
- Überstellung in das Grosse Lager • 199
- Arbeit als Intelligenzsklave • 201
- Neuzeichnung der Taschenrechenmaschine in Buchenwald • 206
- Lagerbombardierung • 209
- Billroda • 211
- Arisierungsversuch meines Bruders Ernst • 212
- Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald, wie ich sie erlebte • 214

## **GASTSPIEL IN THÜRINGEN**

- Neue Berufschance bei Rheinmetall-Borsig in Sömmerda • 218
- Flucht aus Thüringen • 222

## **ABSCHIED VON WIEN**

Wien – Dezember 1945 bis Mai 1946 • 228

## **NEUBEGINN IN LIECHTENSTEIN**

Aufbruch nach dem Fürstentum Liechtenstein • 234

Erste Verhandlungen • 235

Schwere Erkrankung • 240

Gründung der CONTINA, Büro- und Rechenmaschinenfabrik AG • 242

Aufbau der CONTINA AG • 246

Aufnahme der Produktion von Messlehren in der CONTINA AG • 251

Aufnahme der Produktion der Taschenrechenmaschine CURTA  
mit ersten Schwierigkeiten • 253

Verkaufsorganisation • 261

Weiterentwicklung der CURTA • 266

Zunehmende Finanzmisere der CONTINA AG  
und erste Gewitterwolken • 268

## **AUSSTIEG AUS DER CONTINA AG**

Ausscheiden als technischer Direktor der CONTINA AG • 271

Tätigkeit als freier Mitarbeiter der CONTINA AG  
und endgültiges Ausscheiden • 279

Letzte Differenzen mit der CONTINA AG • 284

Schicksal der CONTINA AG nach meinem Ausscheiden • 285

## **AUSKLANG**

Lebensabend • 288

Epilog • 292



## Vorwort

**D**en Anstoss zu diesem Buch gab ein Gerät, das auf dem Weg zur Mikrotechnik ein Stück Büromaschinengeschichte schrieb. Eng damit verknüpft ist das Schicksal des Erfinders. Seine CURTA war und blieb die kleinste mechanische Rechenmaschine der Welt. Einer Pfeffermühle ähnlich, 110 mm hoch, 55 mm im Durchmesser, 248 g schwer, bewältigte sie alle vier Grundrechenarten und das Ziehen der Quadratwurzel. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg wurde sie zum Patent angemeldet. Infolge der Kriegseignisse verzögerte sich ihre Serienproduktion um volle zehn Jahre. Dennoch blieb sie in ihrer Art unübertroffen. Erst die Elektronik hat sie überrollt.


Als leistungsfähigste Vierspezies-Kleinrechenmaschine in handlicher Form und ausgewogenem Design wird die CURTA heute in privaten und öffentlichen Museen, unter anderem im Deutschen Museum in München und im Technischen Museum in Wien präsentiert. Sie fesselt Besucher einschlägiger Ausstellungen und ist begehrtes Objekt für Büromaschinensammler in aller Welt.

Schöpfer des «kleinen Wunderwerkes» wie die Maschine von Liebhabern anerkennend genannt wird, war der Wiener Ingenieur Curt Herzstark. Die Erfindung der CURTA stellte den Höhepunkt seines Schaffens dar.

Sein Lebensweg war reich an Erfolgen und Anerkennung, aber auch an Leid und Enttäuschungen. Gerade in den schwersten Phasen seines Lebens hat er seinen beziehungsreichen Namen mit bewundernswerter Gelassenheit gerechtfertigt. Auch in Zeiten tiefster Erniedrigung wahrte er seine Würde. Er hat nicht vergessen, aber vergeben. Menschenliebe und Toleranz prägten seinen Charakter. Er war nicht ohne Fehler und Schwächen. Sie waren ihm bewusst. Selbst mit ihnen blieb er eine achtbare Persönlichkeit und ein liebenswerter Mensch bis zum Ende.

In Erinnerung an viele Gespräche mit ihm, durch Auswertung von Tonkassetten und dem schriftlichen Nachlass ist dieses Lebenswerk entstanden. Über das rein Persönliche hinaus spiegelt es ein Stück Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts.

*Christine Holub*



# EHRENURKUNDE

Aufgrund der hohen Verdienste,  
die er sich als Konstrukteur und Erfinder der "Curta"  
der kleinsten mechanischen  
Tierspessies-Rechenmaschine der Welt-  
erworben hat, verleihen wir


## CURT HERZSTARK †


postum die Ehrenmitgliedschaft im V. F. F. B. -  
Internationales Forum Historische Bürowelt e.V., Köln

Köln, den 30. April 1994

Der Vorstand:

  
Alwin J. Greber

  
Dr. Gert Pfaff

  
Gino Weber



## Dank anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des IFHB an Curt Herzstark

Sehr geehrte Herren des Vorstandes und der Leitung des IFHB, liebe Sammlerfreunde und Gäste!

«Wer sich mit dieser klaren Schönheit auf das Wurzelziehen verstand, der konnte stolz sein», schwärmte ein Bewunderer der CURTA Ende der Achtzigerjahre, ein halbes Jahrhundert, nachdem ihre wesentlichsten Elemente, die Komplementärstaffelwalze und die Untersetzung, zum Patent angemeldet wurden.

Die kleine zylindrische Vierspezies-Rechenmaschine im Taschenformat, heute in einschlägigen Museen ausgestellt und begehrtes Objekt von Büromaschinensammlern, die oft schon respektable Summen dafür anlegen, blieb in ihrer Art unübertroffen.

An Curt Herzstark, den Schöpfer der originellen «Pfeffermühle», wie sie in der Zeitschrift HOBBY einmal scherzhaft apostrophiert war, werden manche unter ihnen sich noch erinnern. An seine bis ins hohe Alter erstaunlich frische geistige Potenz, an seine wache Intelligenz, seine lebhaftige Art des Erzählens und anschaulichen Erklärens, an sein fundiertes technisches Wissen, seine umfangreiche Branchenkenntnis, wie an sein unkompliziertes Wesen, seinen Sinn für Humor und seinen unaufdringlichen Wiener Charme.

Ein Lebensbild an dieser Stelle darf ich mir schenken. Es ist Ihnen sicher bekannt aus Artikeln von Professor Erhard Anthes oder aus der exzellenten Abhandlung von Peter Kradolfer in «Die CURTA und ihr Erfinder» in der Zeitschrift HISTORISCHE BÜROWELT vom Oktober 1993.

Curt Herzstark meisterte sein speziell um die entscheidenden Jahre seiner Lebensmitte schweres Schicksal mit bewundernswerter Gelassenheit. Er hat seinen beziehungsreichen Namen immer gerechtfertigt.

Auf sein kleines Meisterwerk, krönender Abschluss neben einer ganzen Anzahl weiterer patentwürdiger Einfälle, auch auf dem Gebiet der Messtechnik, war er ein wenig stolz, sich aber auch darüber im Klaren, dass die Epoche der Büromaschinen auf rein mechanischer Basis damit zu Ende ging, weil die Idee der Miniaturisierung solcher

Geräte bei immer anspruchsvollerem Leistungsniveau auf fertigungstechnische Grenzen stieß. Infolge der politischen Ereignisse nach 1938 konnte der Liliputaner unter den bis dahin gängigen Rechenautomaten erst mit zehnjähriger Verspätung Ende der Vierzigerjahre auf den Markt gebracht werden. Da wetterleuchtete bereits die Elektronik.

Als Erfinder und Konstrukteur hatte Curt Herzstark zu diesem Zeitpunkt den Zenit seiner Schaffenskraft erreicht. Ein knappes Jahrzehnt später zog er sich aus dem aktiven Berufsleben zurück. Das hinderte ihn nicht, die weitere technische Entwicklung auf dem Büromaschinensektor noch eine Zeit lang zu verfolgen. Mit seinem Freund, Professor Karl Holecek, Inhaber des Lehrstuhls für Feinmechanik an der TU Wien, nahm er wiederholt an Tagungen des Vereins Deutscher Ingenieure, Fachgruppe Feinwerktechnik teil. Im Rahmen einer solchen Veranstaltung lauschten die beiden Herren Ende Oktober 1958 in Braunschweig gemeinsam einem Vortrag über «Elektromechanische und elektronische Rechenmaschinen». Der Gastreferent war Professor Konrad Zuse.

Curt Herzstark war sich seiner Talente bewusst, aber selbstkritisch genug, sie realistisch einzuschätzen. Er liebte seine Arbeit. Sie war ihm Beruf und Berufung zugleich. Dafür besonders geehrt zu werden, hat er weder je erwartet noch erhofft. Wo er sich zuletzt ein wenig Anerkennung für seinen Einsatz gewünscht hätte, blieb sie ihm weitgehend versagt. Am Ende seines Lebens hat er sie in Ihrem Kreis erfahren dürfen. Darüber war er glücklich und fühlte sich in Ihrer Mitte immer wohl. Er freute sich stets auf die Zusammenkünfte und über manch persönliche Kontakte, die sich daraus entwickelten.

Für Curt Herzstark danke ich an dieser Stelle allen, die ihn der Ehrenmitgliedschaft im IFHB für würdig befunden haben und damit ihm und seinen technischen Leistungen posthum Achtung zollen.

Mögen alle Sammler, Liebhaber und Bewunderer der kleinen CURTA auch in Zukunft Freude an ihr haben und ihren Erfinder nicht ganz vergessen.

Köln, 30. April 1994

*Christine Holub*

# Familiengeschichte

## Die Vorfahren

Zur Zeit der grössten Ausdehnung der österreichisch-ungarischen Monarchie im 19. Jahrhundert war Wien, die Metropole dieses Vielvölkerstaates, der Schmelztiegel von Vertretern aller diesem Bereich im Herzen Europas und seiner Nachbarstaaten angehörenden Völkerschaften. Die Hauptstadt des Kaiserreiches übte auf Menschen, denen es in der Provinz zu eng wurde, eine magische Anziehungskraft aus. Sie hofften, dort Arbeit zu finden und es zu etwas zu bringen.

Es ist mündlich überliefert, dass auch meine Vorfahren auf diese Weise nach Wien kamen. Die Wurzeln der Ahnen meines Vaters reichen väterlicherseits an die untere Weichsel, mütterlicherseits nach Galizien (heute Ukraine), über Jahrhunderte zurück sogar bis nach Spanien.

Der erste nachweisbare Träger des Namens *Herzstark* war Benjamin, mein Grossvater. Er entstammte einer Familie vermutlich jüdischen Glaubens, die in der Gegend von Danzig ansässig war. Die Herzstarks sollen im Holzfach tätig gewesen sein, Flössholz von der Weichsel im eigenen Sägewerk zu Brettern verarbeitet und nach England exportiert haben. Der jüngste Sohn Benjamin, geboren um 1830, hat als junger Mann seine Heimat verlassen und sich später in Wien angesiedelt. Nachforschungen nach ihm für den im Dritten Reich vorgeschriebenen Ahnenpass blieben erfolglos.

Meine dürftigen Kenntnisse über den mir unbekanntem Grossvater beruhen auf Erzählungen seiner Frau, meiner Grossmutter Fanny. Franziska (oder Stefanie?) *Reches*, geboren am 14. März 1834 in Dobromil, Bezirk Brody in Galizien, war die Tochter eines Heilkundigen, möglicherweise auch Arztes, nachweisbar jüdischer Herkunft. Der Name *Reches* ist hebräisch-spaniolischen Ursprungs. Es heisst, die Vorfahren von Grossmutter seien im späten Mittelalter vor den Verfolgungen in Spanien in das deutsche Rheinland geflohen, von dort nach einem neuerlichen Pogrom nach Polen. Unter dem Schutz des polnischen Königs bürgerten sie sich ein, bewahrten aber ihren jüdischen Glauben, das jüdische Brauchtum und die deutsch-jiddische Sprache.

Ein ähnliches Schicksal dürfte auch die *Herzstark*-Vorfahren an die Weichsel verschlagen haben.

Wie ihren späteren Mann, zog es auch Fanny *Reches* aus Galizien, das nach der er-

sten Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts Österreich zugefallen war, nach Wien. Wo sich meine Grosseltern kennen lernten und wann genau sie geheiratet haben, weiss ich nicht. Aus der Ehe wuchsen zwei Kinder auf: Eine Tochter Amalie, geboren am 14. April 1861 in Dobromil, meine Tante, und ein Sohn Samuel Jakob, geboren am 10. Oktober 1867 in Wien, mein Vater.

Benjamin Herzstark, meinen Grossvater, scheint sein berufliches Fortkommen in Wien nicht befriedigt zu haben. Die Sehnsucht vieler nach besseren Lebensbedingungen in der Neuen Welt veranlasste Anfang der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts auch ihn, als Holzfachmann in Amerika sein Glück zu versuchen. Frau und Kinder wollte er nachholen, sobald er dort Fuss gefasst haben würde. Aus Denver, zu dieser Zeit eine Barackensiedlung in einem grossen Rodungsgebiet in Colorado, trafen zuversichtliche Briefe bei Fanny Herzstark ein. Plötzlich blieb die Post aus. Nach bangem Warten kam eines Tages die Nachricht, ihr Mann Benjamin sei an den Folgen einer Verletzung durch einen rostigen Stiefelnagel an Blutvergiftung gestorben. Als mittellose Witwe mit zwei kaum schulpflichtigen Kindern war meine Grossmutter gezwungen, sich eine Existenzgrundlage zu schaffen. Ich weiss nicht, ob sie schon Hebamme war oder ihr Diplom erst nach dem Tod ihres Mannes erwarb. Aus dem Elternhaus medizinisch vorbelastet, bot sich dieser Beruf an. Vielleicht war auch der Arzt Dr. Samuel Kreisler, der Mann ihrer Schwester Anna, bei der Berufsfindung behilflich.

Bei der Kreisler-Verwandtschaft möchte ich kurz verweilen. Das Ehepaar mit fünf Kindern soll ursprünglich in der Mayerhofgasse in Wien IV gelebt haben. Zu meiner Kinderzeit wohnte Dr. Kreisler mit der Familie im XX. Wiener Gemeindebezirk und betrieb dort auch seine Arztpraxis. Ich hörte, er sei ein gefragter, guter und humaner Arzt gewesen, der Freunden selten Rechnungen stellte und von Patienten in besonderen Notlagen kein Honorar verlangte.

Dr. Kreisler und seine Frau Anna, meine Grosstante, waren die Eltern des berühmten Geigenvirtuosen Fritz Kreisler, geboren am 2. Februar 1875. Ich kannte nur Fritz und sein jüngeres Zwillingsgeschwisterpaar Hugo und Ella. An weitere Kreislerkinder erinnere ich mich nicht mehr.

Als grosser Musikfreund und recht passabler Streicher entspannte sich Dr. Kreisler zusammen mit Gleichgesinnten gerne bei Kammermusikabenden in privatem Kreis. Es wurden vornehmlich Streichtrios und -quartette gespielt. Die Kinder wuchsen in dieser musischen Atmosphäre auf. Dies gab, vereint mit ererbter Begabung, vermutlich den Anstoss für die späteren Musikerkarrieren der Söhne.

Fritz, wurde erzählt, konnte mit 3<sup>2</sup> Jahren bereits Noten lesen. Der Vater schenkte ihm eine kleine Geige und gab ihm ersten Unterricht. Bald beherrschte der Knirps neben anderem den Schluss der Kaiserhymne und den Geigenpart des Mozart-Quar-

tetts in G-Dur und durfte bei den Erwachsenen mitspielen. Mit 7 Jahren war Fritz jüngster Schüler des Wiener Konservatoriums. Ersten professionellen Unterricht gab ihm der lebenslustige Komponist Josef Hellmesberger, dem man eine Schwäche für Balletttänzerinnen nachsagte. Als Achtjähriger widmete Fritz ihm ein Streichquartett. Später wurde er unter anderen von Delibes und Bruckner unterrichtet. Bereits mit 10 Jahren gewann er bei einem Violinwettbewerb eine Goldmedaille. Danach ging Tante Anna mit ihrem Sohn für zwei Jahre nach Paris zur weiteren Ausbildung am dortigen Konservatorium. 1887 wurde Fritz erneut ein Preis verliehen. Nach mehreren Konzerten im Ausland kehrte er 14-jährig nach Wien zurück und besuchte das Piaristengymnasium bis zur Matura. Dann begann er Medizin zu studieren. Zu seinen Lehrern an der Universität gehörte kurzzeitig der berühmte Chirurg Professor Billroth.

Nach zwei Jahren hängte Fritz das Medizinstudium zugunsten der Musik endgültig an den Nagel und wurde ein bekannter Geigenvirtuose und Komponist.

Sein Bruder Hugo schlug ebenfalls die Musikerlaufbahn ein. Nach Abschluss seiner Studien bei dem Cellovirtuosen Julius Klengel (1859 -1933) war er lange Jahre Cellist bei den Wiener Philharmonikern und Mitglied des Rosé-Quartetts. Seine Zwillingsschwester Ella spielte sehr gut Klavier, übte die Musik meines Wissens aber nie professionell aus.

Als Kind war ich mit den Eltern des Öfteren bei der Familie Kreisler zu Gast. An Neujahr feierten die Zwillinge Hugo und Ella ihren Geburtstag. War Fritz um diese Zeit in Wien auf Konzerttournee, fand auch er sich ein. Bei einem solchen Anlass habe ich ihn erstmals kennengelernt. Er war ein sehr freundlicher Herr, wegen seiner Engagements aber oft in Eile, so dass er sich meist nur kurz mit uns unterhielt.

Den alten Dr. Kreisler habe ich als sehr würdige, ruhige, vertrauenerweckende Persönlichkeit, seine Frau, Grosstante Anna, als brave, tüchtige Hausfrau und Mutter in Erinnerung. In den ersten Jahren seines Künstlerlebens begleitete Tante Anna ihren etwas leichtlebigen Sohn Fritz wiederholt auf seinen Konzerttourneen. In Monte Carlo soll sie einmal seine im Spielcasino verpfändete Guarneri ausgelöst haben. Ich kannte sie nur im Rollstuhl sitzend. Es hiess, sie sei auf einer der Reisen an einer akuten Nervenentzündung erkrankt und von da ab gelähmt geblieben. Wenn sie unter ihrem Zustand gelitten hat, wusste sie das gut zu verbergen. Ich mochte Tante Anna sehr gern. Ein wenig waren kleine egoistische Motive mit im Spiel. Sie kannte meine Schwäche für Süßigkeiten und verwöhnte mich immer mit einer besonders guten Mehlspeise. Wenn sie mich lächelnd fragte: «Was möchte denn der Curterl heute haben?», lechzte ich nach kandierten Früchten, speziell Marillen (Aprikosen) die es daheim eher selten gab. Mit einem Augenzwinkern schickte sie das Hausmädchen in eine nahegelegene Konditorei, um mir mit einer köstlichen Torte oder dem begehrten gezuckerten Obst eine Freude zu machen.

Neben der Musik und dem Schachspiel pflegte Dr. Kreisler mit Hingabe seine Aquarien, Terrarien und Papageien. Sties der eine oder andere Vogel, dazu ermuntert, sein schnarrendes «Lora, Lora» oder «Papagei Spitzbub» aus, versetzte mich das in helle Begeisterung. Von den Kriechtieren faszinierte mich, schon des exotischen Namens wegen, besonders ein Axolotl, den Dr. Kreisler mir zuliebe manchmal aus seiner Behausung lockte. Es passierte hin und wieder, dass ein Lurch seinem Bau entwich. Ihn wieder einzufangen, war besonders amüsant und aufregend und machte mir grossen Spass.



*Violinvirtuose Fritz Kreisler, Cousin von Samuel Jakob Herzstark, mit Frau Harriet, geborene Woolworth, aus der amerikanischen Kaufhausdynastie – Anfang der Zwanzigerjahre auf einer Schiffsreise*

Ein schicksalhaftes Ereignis im Leben des Ehepaares Kreisler, das mich stark beeindruckte, möchte ich kurz erwähnen. Als Musik- und Opernliebhaber wollten sich Dr. Kreisler und seine Frau die deutsche Erstaufführung der Oper «Hoffmanns Erzählungen» von Offenbach am 7. Dezember 1881 im Theater am Schottenring nicht entgehen lassen. Sie versprach für die Wiener ein grosses Ereignis zu werden. Kaum hatte die Ouvertüre begonnen, klagte Tante Anna über Unwohlsein und Dr. Kreisler verliess

mit ihr das Haus. Wenig später stand das Ringtheater in Flammen. Durch unerklärliche Fügung entgingen beide auf diese Weise der grossen Brandkatastrophe, die Hunderten anderen Theaterbesuchern das Leben kostete.

Nach dem Tod meiner Fanny-Grossmutter und der alten Kreislers lockerte sich das Verhältnis zu diesen Verwandten. Fritz war 1901 erstmals zu einer Konzertreise nach Amerika aufgebrochen. Auf dem Schiff lernte er Harriet Woolworth aus der bekannten Konzerndynastie kennen, heiratete sie und liess sich in den USA nieder. Während des Ersten Weltkrieges betätigte sich Harriet als Krankenschwester. Es soll ihr gelungen sein, die vor seiner Ehe ziemlich desolaten Finanzverhältnisse ihres Mannes in Ordnung zu bringen.

Ella Kreisler blieb meines Wissens ledig. Nach dem 1918 verlorenen Krieg kümmerte sie sich um das amerikanische Kinderhilfswerk in Österreich, das der Menschenfreund Fritz und seine Frau von USA aus förderten. Nach dem Zweiten Weltkrieg trennte sich Fritz von 149 Bänden seiner wertvollen Büchersammlung und spendete den Auktionserlös karitativen Zwecken.

Engeren Kontakt pflegten die Eltern bis in die späten Dreissigerjahre zu Vaters Vetter Hugo Kreisler. Sie weilten wiederholt zusammen in Marienbad zur Kur. Als junger Mann habe ich mich hin und wieder angeschlossen und dort einige Tage mit ihnen verbracht. Hugo, ein gemütlicher, humorvoller Mensch, und Vater haben sich gut verstanden. Wenn dem ziemlich beleibten Hugo auf der Promenade die Luft ausging, blieb er wie unabsichtlich stehen und gab aus seinem unerschöpflichen Reservoir keuchend einen seiner geistvollen Witze zum Besten. Vater, mit gleichem Sinn für Humor ausgestattet, blieb ihm nichts schuldig. Ich war gerne amüsiertes Zuhörer. Hugo war verheiratet und Vater eines Sohnes, ich glaube, ebenfalls mit Namen Kurt. Was aus der Familie geworden ist, weiss ich leider nicht.

Von der Abschweifung zur Kreisler-Verwandtschaft zurück zu Grossmutter Fanny Herzstark in die Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts. Nach dem Tod ihres Mannes bestritt sie den Unterhalt für sich und ihre beiden Waisen jahrelang durch ihre Tätigkeit als Hebamme, um den Kindern eine möglichst gute Schulausbildung finanzieren zu können. Beide waren intelligent und lernten gut. Vaters Schwester Amalie wurde trotz ihres jüdischen Glaubens bei den katholischen Ursulinerinnen zur Lehrerin ausgebildet. Sie soll sogar erwogen haben, sich taufen zu lassen, lernte dann aber einen jungen Mann mosaischen Glaubens kennen und heiratete ihn. Simon Gruber, gebürtig aus Razinechow in Galizien, betrieb im eigenen Haus, Rauscherstrasse 3, Wien II, einen Spirituosenhandel. Das Ehepaar Gruber hatte drei Söhne, meine Vettern Fritz, Leo und Erich. Bei der Geburt des vierten Kindes, noch vor der Jahrtausendwende, verblutete meine Tante. Auch das Kind überlebte nicht. Die zweite Ehe Simon Grubers blieb kinderlos.

Amalie Gruber fand ihre letzte Ruhe im Wiener Zentralfriedhof, israelitische Abteilung. Im gleichen Grab wurden 1911 ihre Mutter Fanny Herzstark und 1939 Amalies ältester Sohn Fritz beigesetzt.

Alle drei Gruber-Söhne haben maturiert. Fritz besuchte anschliessend die Exportakademie und wurde Leiter der Exportabteilung des Bankhauses Chrissoveloni-Bistegli in Wien. Er heiratete ein jüdisches Mädchen, Sofia Selinger. Sie arbeitete als Buchhalterin im Kaufhaus Gerngross. Am 2. März 1922 kam Sohn Siegfried Herbert zur Welt. Bis in die späten Dreissigerjahre besuchte uns Fritz mit Familie wiederholt in der Linken Wienzeile oder in unserer Villa in Rodaun. Siegfried, kurz Fredy genannt, war ein aufgeweckter, sehr wissbegieriger Junge, der meinen Bruder und mich mit seinen Fragen in Atem hielt. Sein bevorzugtes Interesse galt Ernsts Autos und Sportwaffen. Seine Mutter hingegen lauschte gern meinem Klavierspiel. Ich gab für sie die Ouvertüre von «Dichter und Bauer», Teile aus Beethovens 5. Sinfonie oder was sonst sie sich wünschte, zum Besten. Kurz nach dem Hitlereinmarsch im Mai 1938 gelang es Fritz und Sofia, ihren Sohn Fredy im Rahmen einer Rettungsaktion für begabte jüdische Kinder nach England in Sicherheit zu bringen. Die damit verbundenen Aufregungen und Sorgen nahmen die Eltern sehr mit. In Frühjahr 1939 erkrankte Fritz schwer und starb am 21. April 1939 in einem jüdischen Krankenhaus in Wien an Herzversagen, zu seinem Glück, im Nachhinein betrachtet. Seine Witwe Sofia wurde im Zuge der Judenverfolgung im Dritten Reich deportiert und endete in einem Konzentrationslager. Sohn Fredy schloss in England Schul- und Berufsausbildung ab und heiratete Betty Simpson, eine Engländerin. Bald nach Kriegsschluss kam er als englischer Armeeingehöriger nach Wien zurück und liess sich nach wenigen Jahren mit seiner Familie im XIX. Bezirk nieder. Seine Frau unterrichtete jahrelang an der Internationalen Schule in Wien. Beide sind inzwischen im Ruhestand. Das Ehepaar Gruber hat einen Sohn und eine Tochter, beide verheiratet, und vier Enkelkinder.

Cousin Dr. Leo Hermann Gruber studierte Jura, promovierte und wurde ein angesehener Rechtsanwalt. Seine Frau Ella entstammte der jüdischen Familie Knöpfelmayer. Leo starb, wie sein Bruder Fritz, früh an einer Herzkrankheit.

Erich, der jüngste Sohn Tante Amalies, blieb ledig und ergriff einen kaufmännischen Beruf. Wie seine Schwägerin Sofia kam er in einem Konzentrationslager um.

Genau wie meine väterlichen Vorfahren waren auch die Ahnen meiner Mutter keine Urwiener. In ihren Adern floss deutsches, slawisches und ein wenig romanisches Blut. Grossvater Georg Toman, meines Wissens 1851 geboren, stammte aus dem tschechischen Sprachraum nördlich von Znaim, aus Lischpitz (Bliskovice). In unmittelbarer



Nachbarschaft lagen Gröschelmaut und das rein deutsche Paulitz. Das Gebiet gehörte in der Monarchie bis 1918 zum Kronland Böhmen. Heute liegen die Orte in der Tschechischen Republik. Georg Toman war Kunsttischler, sprach Deutsch wie Tschechisch und hatte sich in Wien selbständig gemacht. In der Muhrengasse 17 im X. Bezirk besass er ein eigenes Haus mit Werkstatt und Wohnung. Im Hinterhof war Platz für mehrere Fuhrwerke. Der Betrieb selbst war nicht gross. Auf vielleicht drei Hobelbänken stellte Grossvater zusammen mit acht bis zehn Angestellten Möbel für vorwiegend gehobene Ansprüche her. Auch das Schlafzimmer meiner Eltern stammte aus seiner Werkstatt. Soweit ich das beurteilen kann, zeugte es von schöner, gediegener Arbeit.

Grossmutter Marie Toman, geborene Roitner, 1849 in Neumarkt-Kalham in Oberösterreich zur Welt gekommen, war zwei Jahre älter als ihr Mann. Einer ihrer Vorfahren soll Savoyer gewesen und als Stuckateur nach Österreich gekommen sein. Es fliesst also auch ein wenig welsches Blut in meinen Adern.

Ein Besuch bei den Toman-Grosseltern war für mich immer ein Ereignis. Sie lebten in einem ganz anderen Rahmen als wir daheim. Einfacher, eher etwas ländlich. In der Küche standen grosse selbstgezimmerte Käfige, in denen in der Mehrzahl Amseln und Drosseln ein eher trauriges Dasein fristeten. In Kisten mit Sägespänen wimmelte es von Mehlwürmern für die Fütterung. Dazwischen krabbelten unappetitliche schwarze Käfer aus ausgeschlüpften Larven herum. Nach Feierabend oder am Sonntag vertrieb sich Grossvater die Zeit damit, seine Vögel zum Singen zu animieren. Ihrer Freiheit beraubt, taten sie ihm den Gefallen eher selten. Gab der eine oder andere Vogel einen Laut von sich, konnte er sich kindlich freuen: «Hast's g'hört, s'Amscherl hot gsungen» oder «jetzt hot's Drescheri pffifen; brav, brav, lobte er, wirst's scho no lernen». Und befriedigt zog er an seiner langen Pfeife. Wenn ich schlimm war, drohte er mir mit dem Pfeifenröhr. Seine Gutmütigkeit hinderte ihn daran, mit der Drohung ernst zu machen.

Die Toman-Grosseltern sind später in die Schönbrunner Strasse 112 umgezogen. Ich vermute, Grossvater musste aus Gesundheitsgründen die Tischlerei vorzeitig aufgeben und vielleicht das Geschäft verkaufen. Er starb, etwa 60-jährig, an Wassersucht. Die Tomans sollen mehrere Kinder gehabt haben, von denen nur zwei am Leben blieben: Die älteste Tochter, Marie Amalie, meine Mutter, geboren am 8. September 1875 und der jüngste Sohn Georg, geboren zwischen 1880 und 1885. Beide Kinder waren intelligent und wurden von ihrem Vater streng zum Lernen angehalten.

Auf den Werdegang meiner Mutter komme ich gesondert zurück. Von Onkel Georg ist mir bekannt, dass er von Geburt an fast blind war. Das Schicksal hat ihn dafür mit grosser musikalischer Begabung entschädigt. Trotz seiner Behinderung schaffte er ein

Musikstudium mit Staatsprüfung für Klavier und Geige und eröffnete im Elternhaus im X. Bezirk eine eigene Musikschule. Als Autodidakt lernte er zu seinem Privatvergnügen Latein. Die Mutter führte dem Sohn bis zu ihrem Ableben den Haushalt. Danach nahm sich meine Mutter bis ins hohe Alter ihres Bruders vorübergehend an. Er wohnte einige Zeit bei ihr im Haus in der Linken Wienzeile 274. Mitte der Sechzigerjahre starb Onkel Georg in einem Wiener Altenheim. Er war nie verheiratet.

Die Musikbegabung Onkel Georgs dürfte überwiegend aus der Linie seiner Mutter, den Roitners, stammen. Ich erinnere mich, dass diese Verwandtschaft auch zwei Solistinnen (Jodlerinnen) auf dem Gebiet der Volksmusik hervorgebracht hat. Ich glaube, es handelte sich um eine Cousine meiner Mutter und deren Tochter. Eine der Damen hiess Theresa Kuril. Sie lebte meines Wissens in der Gegend von Wels.

Die Toman-Familie war katholisch. Vielleicht veranlasste eine Art Schuldgefühl meine Grossmutter, für ihren sehschwachen Sohn den ganz besonderen Segen des Himmels zu erbitten. Es hiess, sie habe ein Gelübde getan, jedes Jahr mindestens einmal an einer Wallfahrt teilzunehmen. Einige Male haben Mutter und ich sie dabei begleitet. Grossmutter Toman wurde ziemlich alt. Wann genau sie starb, ist mir nicht mehr rememberlich.

## Die Eltern

**S**amuel Jakob Herzstark, mein Vater, wuchs als Halbwaise auf. Das setzte einer qualifizierten Schulbildung von vornherein Grenzen. Nach der Volksschule besuchte er das Hauler-Gymnasium im II. Wiener Bezirk, wo er neben den Realfächern auch Latein und Griechisch lernte. An dieser Schule unterrichtete damals als junger Supplent (Aushilfslehrer) Thomas Garrigue Masaryk, später Professor an der tschechischen Universität in Prag. Er war geistiger Verfechter der tschechischen Eigenstaatlichkeit und von 1918 bis 1935 erster Präsident der neu entstandenen Tschechoslowakischen Republik. Man erzählte sich, dass Masaryk besser Deutsch und Englisch sprach als Tschechisch, was natürlich übertrieben sein dürfte. Nach der 5. Klasse musste Vater das Gymnasium verlassen, weil seine Mutter das Schulgeld nicht mehr aufbringen konnte. In jener Zeit wurde gerade die Wiener Hochquellenleitung fertiggestellt, und viele Häuser wurden an das Wassernetz angeschlossen. Man installierte auf dem Flur jeder Etage eine sogenannte Bassinerie, einen gemeinschaftlichen Wasserhahn mit eisernem Auffang- bzw. Abflussbecken. Die einschlägigen Unternehmen waren dadurch gut beschäftigt und suchten laufend Personal. In solche einem mittel-

grossen Betrieb für Gas- und Sanitärarmaturen begann Vater eine kaufmännische Lehre. Da er auch Interesse und Begabung für handwerkliche Tätigkeiten zeigte, liess man ihn nebenbei in der Werkstatt arbeiten. Er lernte Bohren, Drehen, Fräsen und ähnliche Fertigkeiten. Nach abgeschlossener Lehre wechselte er mehrmals seine Arbeitsplätze in dem Bestreben, andere Betriebe kennen zu lernen und sich weiterzubilden.

1888 wurde Vater zum Militärdienst eingezogen und nahm während dieser Zeit auch an Manövern in Galizien, der Heimat seiner Mutter, teil. Weil in Bulgarien damals Unruhen herrschten, wurde seine Einheit in den Osten der Monarchie verlegt. Als einziger Sohn und teilweise Ernährer einer mittellosen Witwe durfte er nach 14 Monaten den Wehrdienst vorzeitig quittieren.

Erneut versuchte er, da und dort Fuss zu fassen. Eine Zeit lang arbeitete er in einer Webstuhl-, dann in einer Maschinenfabrik. Zwischendurch war er bei der Firma Getzner, einem Textilunternehmen in Bludenz, tätig. Alle diese Stellungen schienen ihn nicht befriedigt zu haben.

1895/96 entschloss er sich, nach Amerika zu gehen, um dort nach Spuren seines Vaters zu suchen. Die Nachforschungen in Denver blieben erfolglos. Um leben zu können, war er gezwungen, eine Arbeit anzunehmen. Der Zufall wollte es, dass er eine Anstellung bei der Firma Remington bekam. In welcher Stadt sich der Betrieb befand, ist mir entfallen. Das Unternehmen war eigentlich Rüstungsbetrieb und stellte vornehmlich Colts her, erzeugte daneben aber bereits Schreibmaschinen. Darüber hinaus war Remington mit der Firma Burroughs, einem Additionsmaschinenhersteller, liiert. Die Fabrikation von Schreib- und Rechenmaschinen war gegen Ende des 19. Jahrhunderts hauptsächlich Domäne der Amerikaner. In Europa wären grosse Investitionen notwendig gewesen um zu konkurrieren, weil hier jede Erfahrung fehlte. Auf dem alten Kontinent lief der Bau solcher Maschinen eigentlich erst nach der Jahrhundertwende richtig an.

Nach ungefähr einem Jahr Amerikaaufenthalt legte man Vater nahe, nach Europa zurückzukehren. Technisch und im Verkauf inzwischen gut geschult, wollte man ihn bei dortigen Vertretungen einsetzen. Schreib- und Rechenmaschinen waren zu dieser Zeit noch wenig verbreitete Geräte und es bedurfte versierter Verkäufer, um die Kundschaft zu überzeugen. Offenbar traute man Vater diese Fähigkeit zu. Man empfahl ihn an die Generalvertretung von Remington und Burroughs, die Firma Glogowski & Cie., mit Sitz in Berlin und Wien, samt einigen Untervertretungen. Er wurde tatsächlich engagiert.

Wenn man an Vorsehung glaubt, war es indirekt Benjamin Herzstark, der seinem Sohn den Weg nach Amerika gewiesen und damit die Weichen für dessen späteres Leben gestellt hat.

In den Jahren 1897 bis 1905 war Vater als Mitarbeiter von Glogowski & Cie. ständig auf Reisen, hat viele Anregungen bekommen, neue Erkenntnisse und Fähigkeiten erworben und sich in seinem Fach immer weiter spezialisiert. Heute würde man seine Stellung mit «Verkaufsmanager» bezeichnen. Im Rückblick auf seine damalige Tätigkeit erzählte er später manchmal voll Stolz, dass es ihm als Erstem gelungen war, die Wiener Postsparkasse gegen anfänglichen Widerstand der Verwaltung mit Burroughs-Additionsmaschinen auszustatten. Sie hat dann im Verlauf der Jahre mehrere Dutzend solcher Maschinen gekauft.

Neben seinen Hauptbetreuungsplätzen Wien und Berlin besuchte Vater mehrmals Prag und andere Städte in Böhmen, in der Folge auch Dresden und verschiedene Orte Sachsens. Hier kam er erstmals mit nicht schreibenden Vierspezies-Rechenmaschinen in Berührung. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist speziell das Städtchen Glashütte. Dort hatte sich eine feinmechanische Industrie entwickelt, mit Hauptgewicht auf der Fabrikation von Uhren, insbesondere Taschenuhren. Einen guten Namen auf diesem Gebiet genoss die Firma Adolf Ferdinand Lange. Sie konnte für sich in Anspruch nehmen, so präzise Uhrwerke zu fertigen, dass drei Uhren, sekundengleich eingestellt, nach 24 Stunden nur 5 Sekunden Zeitdifferenz untereinander aufwiesen. Für die damalige Zeit eine recht beachtliche Leistung.

Auf dem Gebiet der Feinmechanik versiert, begannen die findigen Sachsen etwa ab 1880 ihre Industrie auf ein weiteres Standbein zu stellen, nämlich die Erzeugung von Rechenmaschinen. Im Gegensatz zur Firma Burroughs, die nur Additionsmaschinen anbot, versuchten sich die Firmen Burkhard und Saxonia in Glashütte bereits mit der Fertigung von Vierspezies-Rechenmaschinen. Basierend auf einer von Gottfried Wilhelm Leibniz (1640 -1716) Ende des 17. Jahrhunderts im Ansatz entwickelten mechanischen Konstruktion mit automatischer Zehnerübertragung und der Erfindung eines mehrstelligen Umdrehungszählwerkes ohne Zehnerübertragung durch Phillip Matthäus Hahn (1739-1790) knapp 100 Jahre später, entwickelte der Elsässer Charles Xavier Thomas aus Colmar eine Rechenmaschine mit einer sogenannten Staffelwalze, die er sich 1820 patentieren liess. Eine Anzahl solcher Maschinen wurde handwerksmässig durch Thomas in Frankreich gefertigt. Ab 1858 erhielten diese Thomas-Maschinen zusätzlich ein mehrstelliges Umdrehungszählwerk. Unter Zugrundelegung dieses Prinzips war es nunmehr möglich, Rechenmaschinen zu bauen, mit denen man alle vier Grundrechenarten, also Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division, ausführen konnte. Bei der Herstellung griff man zusätzlich auf Erfahrungen von Prof. Reuleaux (1829 – 1905) zurück, der seit 1864 einen Lehrstuhl für Kinematik am Kö-

niglichen Gewerbeinstitut, der späteren Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg, innehatte und als versierter Getriebetechniker galt.

Vater, stets marktorientiert, kam bei seinen Kundenbesuchen mit den neuen Glashütter Erzeugnissen in Berührung. Immerhin hatte Burkhard innerhalb von 10 Jahren ungefähr 1'000 solcher Vierspezies-Rechenmaschinen erzeugt. Neugierig geworden, sah sich Vater auch in Glashütte selbst um und war von den Produkten sehr beeindruckt. Auch mit den Arbeiten von Prof. Reuleaux begann er sich zu befassen. Im Gespräch mit Benützern der neuartigen Rechenmaschinen und durch eigene Beobachtung und Erfahrung fand er neben vielen Vorteilen aber auch Mängel im Bau und bei der Bedienung der verschiedenen Modelle heraus und begann, teilweise angeregt durch Kundenwünsche, über Änderungen und Verbesserungen an diesen Maschinen nachzudenken. Beispielsweise missfielen ihm die ebene Lage der Maschine in einem Holzgehäuse, schlecht ablesbare Ziffern und ein zu komplizierter Löschvorgang. Es streifte ihn wohl erstmals der Gedanke, sich selbstständig zu machen und seine eigenen Ideen und Vorstellungen zu verwirklichen. Bis dahin war es aber noch ein weiter Weg.

Zunächst veränderte ein privates Ereignis das Leben meines Vaters. Er lernte um 1896/97 Marie Amalie Toman, seine spätere Frau, kennen. Ihr Vater, der Tischlermeister Toman, war ein einfacher, aber fortschrittlich denkender Mensch und legte großen Wert darauf, seinen Kindern die ihren Fähigkeiten entsprechende, bestmögliche Erziehung angedeihen zu lassen.

Seine Tochter schickte er nach der Elementarschule an die Handelsschule *Alina* in Wien. Sie schloss die Ausbildung mit sehr gutem Erfolg ab, wie ich später einmal ihren Einser-Zeugnissen entnehmen konnte. Neben den Fremdsprachen Spanisch und Englisch beherrschte sie auch etwas Französisch und hatte eine gestochen saubere Handschrift. Ihre Leistungen dürften ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass sie etwa 1893 eine Anstellung im Exporthaus Kanitz in der Nibelungengasse 8, Wien I, bekam. Das Haus exportierte Wiener Galanteriewaren, vornehmlich nach Mittel- und Südamerika. Meine Mutter war dort anfangs als Korrespondentin und Buchhalterin eingesetzt. Im Laufe von 14 Jahren avancierte sie zur Prokuristin, mit einem Monatseinkommen von zuletzt 700 Kronen. Ein beachtliches Salär im Vergleich mit dem Sold eines Hauptmanns der österreichisch-ungarischen Armee, der nur die Hälfte bekam! Der Beruf machte meine Mutter selbstständig und unabhängig.

Gustav Kanitz, der Firmeninhaber, war mit einer Christin verheirateter Jude. Seine drei Kinder, wenig älter als ich, wurden evangelisch erzogen. Die Juden dieser Gesellschaftsschicht in Wien waren nicht mehr streng orthodox, sondern weitgehend emanzipiert. Für sie bedeutete Jude sein einfach eine andere Tradition und Religion haben, weit entfernt von Fanatismus. Sie waren integriert, tolerant gegen Andersgläubige und

im Herzen vielleicht bessere Österreicher als manch andere Angehörige der verschiedenen Völkerschaften der Monarchie. Mischehen mit Christen kamen deshalb nicht selten vor und waren meist glücklich. Diese bei Kanitz erfahrene Gesinnung hat es meiner katholisch erzogenen Mutter wohl erlaubt, ohne Skrupel einen Mann jüdischer Abstammung zu heiraten. Als kleiner Bub durfte ich, in Begleitung von Grossmutter oder unseres Kinderfräuleins, manchmal Mutter vom Büro abholen. Ich sehe sie noch deutlich mit übergezogenen Ärmelschonern und einem Schreibstift hinterm Ohr an einem hohen Pult stehen. Mit dem Bürodienner Michel stand ich auf gutem Fuss. Aus Pappkarton hat er mir eine grosse Uhr gebastelt. Während wir auf Mutter warteten, legte ich mich damit auf den Boden, drehte an den Zeigern und lernte auf diese Weise schon als Vierjähriger die Zeit abzulesen. Auch Peru, Nicaragua, Panama und andere Länder wurden mir zum Begriff, weil ich wiederholt Briefmarken geschenkt bekam. Ein Brief nach Amerika war damals mindestens sechs Wochen, ein Geschäftsreisender mit einer grossen Kollektion oft ein ganzes Jahr lang unterwegs.

Sowohl Vater wie Mutter sahen, besonders in jungen Jahren, gut aus, waren gerade gewachsen, gesund und sportlich veranlagt.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte der Sport nicht die gleiche Breitenwirkung wie heute. Er blieb anfangs mehr Privileg der gehobenen Kreise. Wenn Samuel Herzstark und Marie Toman auch nicht für sich in Anspruch nahmen, zur «besseren Gesellschaft» zu zählen, fanden sie es dennoch chic, sich in ihrer Freizeit sportlich zu betätigen. Bei Damen und Herren, die es sich leisten konnten, waren zu dieser Zeit Tennis oder Radfahren besonders beliebt. Mein Vater frönte dem Radsport. Ich erinnere mich, in unserer Wohnung Rahmen mit Goldmedaillen und einige Pokale gesehen zu haben, die er bei Radrennen gewonnen hat. Er war Mitglied des Fahrradclubs *Courier* und übte neben seinen Rennambitionen zusätzlich die Funktion eines Ausbildungsleiters aus.

Diesem Fahrradclub trat eines Tages auch meine Mutter bei. Vater Toman soll sie stets begleitet haben, um über ihre Tugend und ihren guten Ruf zu wachen. Alle Wachsamkeit konnte nicht verhindern, dass Sammy und Mary aufeinander aufmerksam wurden. Anfangs eher in negativem Sinn. Sie gerieten sich nämlich in die Haare. Weil die Fahrkünste seiner Schülerin den Ausbilder Herzstark nicht befriedigten, liess er sich dazu hinreissen, sie anzuschmauzen. Marie, emanzipiert und nicht auf den Mund gefallen, konterte mit «Sie Grobian!» Perplex über die forsche Entgegnung, schien sie Sammy zu imponieren und Respekt abzunötigen. Bald fanden die beiden mehr und mehr Gefallen aneinander und verliebten sich schliesslich. Frühe Fotos wiesen sie als attraktives Paar aus. Am 19. November 1898 schlossen sie im Wiener Rathaus eine Zivilehe. Wegen der verschiedenen Bekenntnisse verzichteten sie auf eine kirchliche Trauung.

Die Hochzeitsreise der Eltern war ungewöhnlich, trug aber den sportlichen Ambitionen des jungen Paares und ihrer gemeinsamen Liebe zur Bergwelt Rechnung. Sie fuhren mit dem Zug bis Innsbruck und radelten von dort per Tandem über den Brenner via Südtirol und Pustertal nach Kärnten. Die Heimreise nach Wien traten sie wieder per Bahn an. Belustigt wurde bei uns zu Hause manchmal erzählt, wie Vater in GosSENSASS oder Sterzing, genau weiss ich es nicht mehr, während dieser Radtour in einer kleinen Pension ein Doppelzimmer für die Nacht anmietete. Mutter, mit Pumphosen bekleidet, wartete in einiger Entfernung mit dem Rad. «Für Sie und den jungen Herrn?», fragte die Wirtin unbefangen. Als Vater sie aufklärte, dass es sich um seine Frau handle, soll sie schockiert gerufen haben: «O mei, die hat ja Hosen an!» Vor der Jahrhundertwende war solche Mode, gar in der Provinz, fast ein Sakrileg. Meine Eltern hatten stets moderne Ansichten, waren aufgeschlossen und trauten sich, der Zeit oft ein wenig voraus zu sein. In jungen Jahren unternahmen sie noch des Öfteren Ausflüge ins Gebirge. Später, als Vater selbstständiger Unternehmer war und die Familie grösser wurde, blieb ihnen dafür immer weniger Zeit.

Soweit ich es aus eigenem Erleben beurteilen kann, führten meine Eltern eine glückliche, harmonische, von gegenseitiger Achtung und Liebe getragene, gute Ehe. Sie waren beide geistig hochstehende Menschen. Die Verschiedenheit der Konfessionen warf nie Probleme auf. Wir feierten Familienfeste und Feiertage im jüdischen wie im christlichen Verwandtenkreis. Die Eltern bewiesen, dass unterschiedliche religiöse Erziehung bei sonst weitgehend gleicher Weltanschauung einem gemeinsamen Leben nicht im Wege steht. Keiner hat je versucht, den Partner zu missionieren und deshalb bot der Glaube nie Grund für Auseinandersetzungen, noch schuf er unüberbrückbare Gegensätze. Ich erinnere mich nicht, je einen ernsthaften, lautstarken Streit, aus welchem Anlass auch immer, zwischen meinen Eltern erlebt zu haben. Natürlich gab es, wie in jeder Ehe, hin und wieder kleine Meinungsverschiedenheiten. Sie wurden aber mit Vernunft und auf rhetorischem Niveau ausgetragen und konnten die Harmonie nicht ernsthaft gefährden.

Politisch war Vater Sozialdemokrat. In seiner Jugend hatte er erlebt, wie schon Kinder ausgenutzt wurden, und ein Arbeiter sechs Tage hintereinander zwölf Stunden und mehr oft für einen Hungerlohn schuftete musste. Durch die geistige Auseinandersetzung mit diesen Missständen ist er Sozialist geworden. Er war einer der Mitbegründer der sozialdemokratischen Partei in Wien. Später missfielen ihm die teilweise verkalkelten, dem Fortschritt nicht angepassten Ansichten manch verknöchertem alten Mitstreiter und das in der Partei sich breit machende Bonzentum. Darüber hat er sich wiederholt ereifert. Vater war nicht Radikalsozialist, der den Reichen alles wegnehmen wollte. Seine Vorstellung ging dahin, die Position der unteren Schichten so weit zu

verbessern, dass auch dem kleinen Mann im Volk ein humanes Mass an Lebensfreude zuteil werden kann. In seinem eigenen Betrieb hat er stets darauf geachtet, keine Ausbeutermethoden anzuwenden.

Die tolerante, grosszügige, menschliche Atmosphäre, in der ich aufgewachsen bin, hat mein Leben entscheidend positiv geprägt. Dafür bin ich meinen Eltern dankbar.



*Samuel Jakob Herzstark im Jahre 1913  
Mitbegründer, ab 1915 Alleininhaber der Firma Rechenmaschinenwerk  
AUSTRIA, Herzstark & Co., Wien XIII*



# Firmengründung

## Gründung und Aufbau der Firma «Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co.»

**A**n der Wende vom Jahre 1905 zu 1906 trat im Leben meiner Eltern eine einschneidende Veränderung ein, die sich später auch richtungweisend auf das meine auswirken sollte.

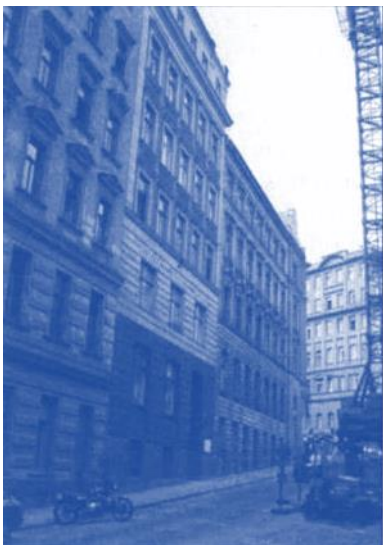
Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits neun Jahre bei der Firma Glogowski als Repräsentant und Verkäufer für Büromaschinen, vornehmlich von Additionsmaschinen der amerikanischen Erzeuger Remington und Burroughs, tätig. Kurze Zeit dachte er daran, sich zusätzlich die Vertretung der Firma Burkhard aus Glashütte in Sachsen für Österreich zu sichern. Burkhard produzierte inzwischen Rechenmaschinen, die schon Multiplikationen, später dann alle vier Grundrechenarten ausführen konnten. Der geringe Fabrikationsausstoss von wenig mehr als zehn Maschinen monatlich liess das Geschäft aber nicht lukrativ genug erscheinen.

Durch seine Reisen und Kundenbesuche gewann Vater im Laufe der Zeit immer mehr Einblick in den Markt, informierte sich laufend über Weiter- und Neuentwicklungen vornehmlich auf dem Rechenmaschinensektor und hielt die Branche für zukunftsträchtig. Sein jahrelanger Traum, sich selbstständig zu machen, ergriff immer mehr von ihm Besitz. Es war natürlich eine Kapitalfrage. Da kam Vater der Zufall zu Hilfe. Auf einer seiner Verkaufstouren lernte er den Bankier und Papiermagnaten Gustav Perger kennen. Die beiden Männer waren einander sympathisch und Vater offenbarte eines Tages seine Pläne. Perger, gerade auf der Suche nach einer Existenz für seinen kränklichen Sohn, zeigte für Vaters Vorhaben ein offenes Ohr. Nachdem Erkundigungen über seine Fähigkeiten positiv ausgefallen waren, machte Perger ihm den Vorschlag, Geld für den Aufbau eines Betriebes zur Erzeugung von Rechenmaschinen zur Verfügung zu stellen. Als Startkapital waren 250.000 Kronen vorgesehen. Man vereinbarte, dass Vater die Verantwortung für die Fabrikation und den Verkauf übernehmen, Perger junior sich um die übrigen kaufmännischen Belange und um die Buchführung kümmern sollte.

Ende 1905 erfolgte die Betriebsgründung. Am 28. Juni 1906 wurde im Gewerbe-register in Wien unter der Nr. A 1/40 die Firma «Herzstark & Co., Fabrikmässige Herstellung von Rechenmaschinen» eingetragen. Persönlich haftende Gesellschafter

dieser Kommanditgesellschaft waren Samuel Jakob Herzstark als allein vertretungsbefugt und ein Herr Julius Graber. Gustav Perger senior blieb stiller Kommanditist mit einer Einlage von 50.000 Kronen. Perger junior wurde der kaufmännische Bereich übertragen. Am 28. Dezember 1906 änderte man den Firmennamen in «Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co.», und Perger erhöhte seine Kapitaleinlage auf 75.000 Kronen. Vaters Traum, Rechenmaschinen nach eigenen Plänen selbst zu erzeugen, nahm Gestalt an.

Erstes Domizil des neuen Betriebes waren angemietete Räume in der Luftbadgasse 17, Wien VI. Vater war es gelungen, als Werkstattleiter und Lehrlingsausbilder einen fähigen Mechanikermeister, Johannes Hayard, der Uhrenfabrik Lange in Glashütte abzuwerben. Er hatte ihn auf einer seiner Verkaufsreisen kennen gelernt und ihn für seine Pläne zu interessieren verstanden. Gestützt auf dessen Fertigungserfahrung auf dem Gebiet der Feinmechanik lief die Produktion von Additionsmaschinen und bald auch von Vierspezies-Rechenmaschinen nach dem Thomas-Prinzip ohne grosse Komplikationen an. Die Maschinen wurden im Betrieb von Grund auf erzeugt, also ohne Zukauf vorgefertigter Teile.



*Erstes angemietetes Betriebsgebäude der Firma Rechenmaschinenwerk AUSTRIA Herzstark & Co. Wien VI, Luftbadgasse 17 von der Gründung 1905/06 bis 1909 – aufgenommen 1984*



*Johannes Hayard, Mechanikermeister aus Glashütte / Sachsen. Erster Werkstattleiter bei Herzstark & Co. 1906 bis 1921 – Aufnahme aus dem Jahr 1947*

Obwohl weitgehend Autodidakt, war Vater sehr ideenreich und konnte gut konstruieren und zeichnen. Mutter erzählte später manchmal, dass er, Meister Hayard und Patentanwalt Gelbhaus, in Zigarettenqualm gehüllt und starken Kaffee trinkend oft bis spät in die Nacht zusammensassen und anhand zerlegter Konkurrenzfabrikate Weiterentwicklungen und Neukonstruktionen austüftelten. Sie habe sich gewundert, wie die Männer das aushielten.

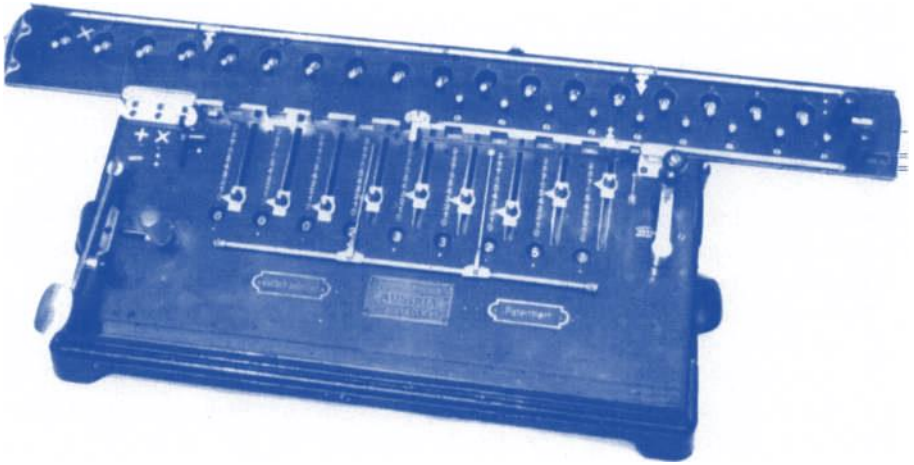
Ziemlich bald schon verwirklichte Vater seine Verbesserungsideen, wie Weglassen des Holzgehäuses, Schrägstellung des Einstellfeldes, sichtbare Einstellkontrolle, vereinfachten Löschvorgang im Einstellwerk.

Neben seiner Konstruktionsarbeit organisierte Vater mit Erfolg den Verkauf der eigenen Produkte. Hauptabsatzgebiet vor dem ersten Weltkrieg waren die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie, in denen er kontinuierlich ein Vertreternetz aufbaute. Die Anfangsbelegschaft von ca. 20 Leuten musste bald aufgestockt werden. Der Betrieb expandierte rasch.

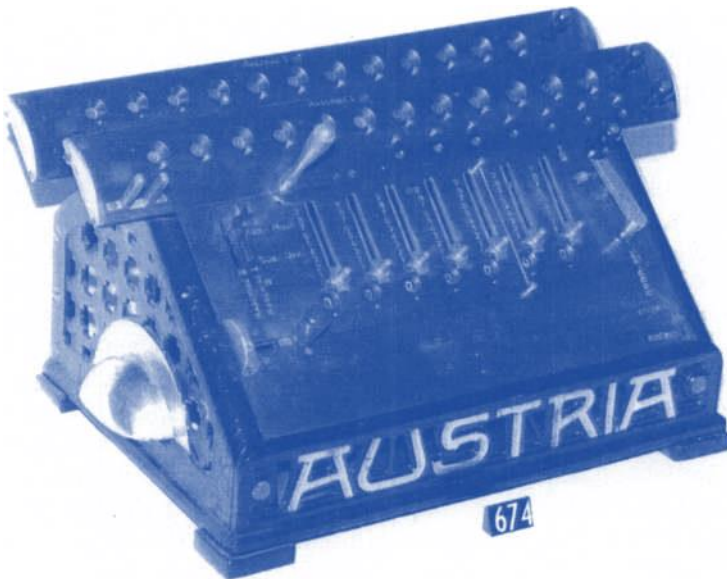
Im Jahre 1907 trat ein Ereignis ein, das auch meiner Mutter eine neue Richtung wies. Perger junior, vermutlich syphilitisch und vor einer Operation stehend, erschien eines Morgens ziemlich verwirrt im Büro. Während Vater referierte, verschwand Perger in Richtung Toilette. Kurz darauf kam er taumelnd und schreiend zurück. Er hatte in selbstmörderischer Absicht Lysol getrunken und starb in den Armen meines erschütterten Vaters eines qualvollen Todes. Vater alarmierte noch den Rettungsdienst, doch kam jede Hilfe zu spät.

Die im Aufbau befindliche Firma war damit ihres kaufmännischen Leiters beraubt. Ausserstande, alles selbst zu machen, sah Vater sich gezwungen, eine neue Kraft für diesen Bereich zu suchen. Was lag näher, als seine kaufmännisch versierte Frau zu engagieren. Mutter, seit 14 Jahren im Exporthaus Kanitz tätig, gab ihre dortige Prokuristenstelle auf und trat in das Geschäft ihres Mannes als Büroleiterin ein. Einige Hilfskräfte unterstützten sie bei der Arbeit.

Der Betrieb florierte gut. Vater setzte neue Verbesserungseinfälle immer rasch in die Tat um, und der Name Herzstark gewann auf dem Rechenmaschinenmarkt schnell an Gewicht. Bei den einfachen Additionsmaschinen ersetzte er bald die Einstellschieber durch Tasten. Ab 1908 entwickelte er neben einer Vier-Spezies-Rechenmaschine mit einem Resultatwerk eine solche mit zwei Resultatwerken, genannt «Zwilling», anfangs mit Einstellschiebern, später wahlweise auch mit Tastatur. Bei diesem Modell dachte er vor allem an seine Kundschaft aus dem Baugewerbe und ähnlichen Kreisen, die lange Kostenvoranschläge und Fakturensummen zu erstellen hatte. Das eine Zählwerk war für die Multiplikation der Einzelposten vorgesehen, während im zweiten sich die Fakturensumme laufend gebildet hat. Auf der Wiener Gartenbauausstellung im Jahre 1910 schlug die «Zwilling» gut ein. Bei dieser Veranstaltung lernte Vater



*Eine AUSTRIA Vierspezies-Rechenmaschine Modell V in Grösse II mit 9x9x18 Stellen, Schiebereinstellung, Handantrieb, aus dem Fabrikationsprogramm ab 1912*



*Eine frühe ZWILLING aus dem Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., Wien*

Ernst Jost als jungen Mann kennen, den späteren Inhaber der Firma «Précisa» in Zürich. Schon im Jahre 1909 war es notwendig geworden, grössere Fabrikationsräume zu suchen. Sie fanden sich in der St.-Johann-Gasse 16/18 in Wien V. Gleichzeitig übersiedelten meine Eltern von der Kopernikusgasse in die St.-Johann-Gasse, so dass nun Betrieb und Wohnung in zwei Gebäuden nebeneinander lagen.



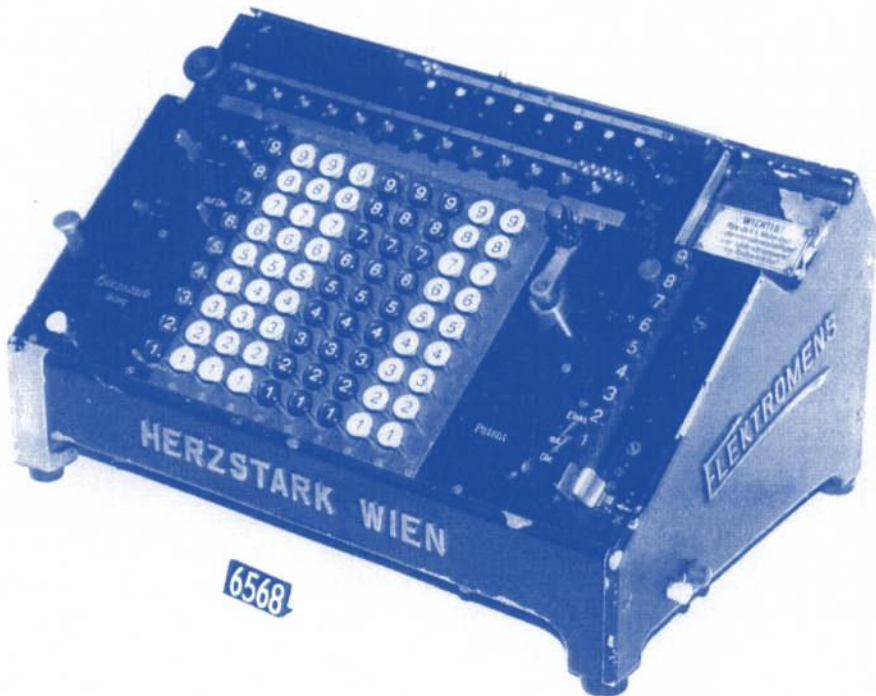
*1910 bis 1911 angemietete Betriebsräume der Firma Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co. im Haus Wien V, St.-Johann-Gasse 18*

*Wohnung im Nebenhaus St.-Johann-Gasse 16*

Gustav Perger verlor nach dem Tod seines Sohnes das Interesse an dem Werk. Er machte Vater den Vorschlag, seine (Pergers) Kapitaleinlage als Schuld zu übernehmen und sie nach und nach abzutragen; soweit ich mich entsinne mit einer Verzinsung von 7½ %. Vater getraute sich, darauf einzugehen.

Am 9. März 1909 schied auch der zweite persönlich haftende Gesellschafter, Julius Graber, aus und Samuel Jakob Herzstark war nun, wenn auch mit einigen Schulden belastet, Alleininhaber des Unternehmens. Der Firmenname «Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co.» war inzwischen gut eingeführt und wurde beibehalten.

Mit dem Betrieb ging es dank Vaters unermüdlichem Fleiss, weiterer neuer Ideen, geschickter Reklame und einer guten Verkaufsorganisation stetig aufwärts. Ungefähr ab 1910 stattete Vater seine Vierspezies-Maschinen mit Elektroantrieb aus. Die «Elektromens» mit einfachem oder doppeltem Zählwerk arbeitete weitgehend automatisch. Sie ersparte sämtliche Kurbeldrehungen wie auch das Verlegen des Zählwerks von Hand. Alle Modelle waren mit automatisch wanderndem Zählwerkstransporteur, automatischen sichtbaren Umsteuerungs- und Zählwerkssicherungen gegenüber falscher Handhabung versehen.



*Eine ELEKTROMENS mit neunstelliger Tastatur aus dem Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzkast & Co., Wien*

Ungefähr ab dem Jahr 1912 brachte Herzkast & Co. die «Zwilling» mit automatischer Division, automatischer Schlittenbewegung und Kurbelsperre heraus, wieder wahlweise mit Einstellschiebern oder Tasten, Hand- oder Elektrobetrieb. Desgleichen konnten alle Herzkast-Rechenmaschinen mit drei verschiedenen Stellenkombinationen in Einstellwerk, Umdrehungszählwerk und Resultatwerk geliefert werden: Grösse I mit 7x7x14, Grösse II mit 9x9x18, Grösse III mit 11x11x22 Stellen.

Seine Neuentwicklungen liess Vater sich durch Patente schützen. Unter dem Namen Samuel Jakob Herzkast sind sie noch heute in den Patentämtern von Wien, München, im europäischen Patentamt und vielleicht auch noch in Übersee zu finden.

In Meister Hayard hatte Vater einen tüchtigen Mitarbeiter, die Belegschaft war gut geschult und eingearbeitet. Auf Mutter im Büro konnte er sich in jeder Hinsicht verlassen. Als Firmenchef besass Vater Talent zur Menschenführung und wurde von sei-

nen Arbeitern und Angestellten geschätzt und geachtet. Eingedenk der bescheidenen Verhältnisse in seiner Jugend, blieb ihm soziale Einstellung Gebot. Der Arbeitstag begann für ihn zusammen mit der Belegschaft um sieben Uhr morgens. Nach einem Rundgang durch die Werkräume besprach er mit Meister und Vorarbeitern den Arbeitsablauf, erkundigte sich über besondere Vorkommnisse, erteilte Weisungen oder Ratschläge. Erst danach erschien er kurz in der Wohnung zum Frühstück. Eine übermässig lange Mittagspause hielt er nicht. Wir lebten für «Fabrikanten» verhältnismässig einfach. Das Mittagessen bestand meist aus Suppe, Rindfleisch, Gemüse und irgendeiner Süssspeise. Dazu tranken wir Mineralwasser. Wein gab es selten und nur zu besonderen Festlichkeiten. Nach dem Essen gönnte sich Vater als Muntermacher einen kleinen Schwarzen (Kaffee), rauchte manchmal eine Trabuco (Zigarrensorte) und machte gelegentlich ein kurzes Nickerchen. Ab und zu durfte ich in der Trafik die Trabuco holen und das Wechselgeld behalten. Vom frühen Nachmittag an arbeitete Vater dann ohne Pause oft bis spät abends weiter.

Auf die Geschäftsreisen, auf die ich ihn einige Male begleiten durfte, komme ich gesondert zurück.

Zur Charakterisierung meines Vaters als Arbeitgeber möchte ich eine kleine Episode einflechten. Unter unserer Belegschaft befand sich ein Arbeiter englischer Nationalität, mit dem er sich des Öfteren in dessen Muttersprache unterhielt. Vater beobachtete über längere Zeit, dass der Mann schlecht aussah und einen angespannten Eindruck machte. Eines Tages sprach er ihn darauf an und erfuhr, dass die Frau krank sei, er sie im Haushalt unterstütze, die Genesung aber nur langsame Fortschritte mache, weil für Arzt und Medikamente die Mittel knapp seien. Vater zögerte nicht, dem Mann sofort zwei Monatsgehälter auszuzahlen, mit dem Bemerkten, dass es mit der Rückgabe keine Eile habe, wenn er je dazu in der Lage sei. Der Arme, gerührt über die unerwartete Hilfe, versuchte aus Dankbarkeit die Hand seines Chefs zu küssen. Diese Untertänigkeitsgeste wehrte Vater unwirsch ab. Er gehörte zu den Menschen, die ihren weichen Kern unter einer eher harten Schale verbergen.

Anfang 1911 verringerte Gustav Perger seine Geschäftseinlage auf 70.000 Kronen. Die Firma konnte das leicht verkraften. AusTRiA-Rechenmaschinen waren am Markt zum Begriff geworden und die Nachfrage steigerte sich von Jahr zu Jahr. Aufgrund der guten Auftragslage entschloss sich Vater zu einer neuerlichen Expansion des Betriebes, nun aber in eigenen Räumen. Anfang 1912 erwarb er ein grosses Zinshaus mit insgesamt vier Etagen in der Linken Wienzeile 274, Ecke Rauchfangkehrergasse, Wien XIII (jetzt XV). Wie in den bisher angemieteten Objekten, wurden im Erdgeschoss durch Entfernung der Zwischenwände Hallen für die Unterbringung der Ma-

schinen, des Lagers und der technischen Verwaltung geschaffen. Die Büros für die kaufmännische Verwaltung wurden im ersten Stockwerk untergebracht. Gleich daneben bauten die Eltern zwei kleinere Wohnungen zu einer grossen aus, um für die Familie und das Personal genügend Raum zu haben. Der Haushalt umfasste acht Personen: Eltern, Grossmutter Fanny Herzstark, meinen Bruder und mich, das Kinderfräulein, die Köchin und zeitweise ein Stubenmädchen.

Meister Hayard bezog ebenfalls eine Wohnung in unserem Haus. Weitere freie Wohnungen wurden an Betriebsangehörige vermietet.

Vaters Schulden bei Perger verringerten sich kontinuierlich. Im April 1912 betrug dessen Geschäftseinlage nur noch 45.000 Kronen, ein Jahr später nur noch 30.000 Kronen. Am 3. Dezember 1915 wurde Gustav Perger als Kommanditist aus dem Handelsregister gelöscht. Samuel Jakob Herzstark war nunmehr alleiniger Firmeninhaber. In knapp 10 Jahren hatte er es geschafft.



*1912 erwirbt Samuel Jakob Herzstark ein eigenes grosses Haus (linke Hälfte des Gesamtkomplexes) in Wien XIII (jetzt XV), Linke Wienzeile 274, Ecke Rauchfangkehrergasse. Es dient der Familie Herzstark von diesem Zeitpunkt an als Betriebs-, Geschäfts- und Wohngebäude*





*Frontansicht des Herzstark-Hauses Ecke Wienzeile – Rauchfangkehrergasse  
Aufnahme von 1996*

Im Frühjahr 1914 platzten die neuen Fertigungsräume schon wieder aus allen Nähten. Im Betrieb standen nun etwa 60 Werkzeugmaschinen modernster Bauart. Vater hatte den «American Machinist» abonniert und informierte sich vor Neuanschaffungen jeweils über den neusten Stand der Technik. Das Verdienst unseres tüchtigen Meisters Hayard war es, dass ein Stab von vielleicht 50 gut ausgebildeten Feinmechanikern zur Verfügung stand, auf den man sich verlassen konnte. Jeweils fünf bis sechs Burschen machten ihre Feinmechanikerlehre bei uns. Insgesamt zählte der Betrieb zu dieser Zeit zwischen 100 und 120 Mitarbeiter.

Der Geschäftsgang versprach eine weitere Aufwärtsentwicklung. Vater wollte aber nichts mehr in Umbauten des Wohngebäudes investieren. Er plante vielmehr, am Stadtrand von Wien, in Atzgersdorf, Grund zu erwerben und ein modernes Fabrikationsgebäude mit Sheddach für etwa 150 Mitarbeiter zu errichten. Bevor es dazu kam, brach der Erste Weltkrieg aus. Dieses Ereignis stoppte alle weiteren Pläne.

# Kindheit – Volksschule

## Frühe Kindheitserinnerungen

**Z**ur Zeit der Eheschliessung meiner Eltern erwarb sich Vater bereits erste Sporen bei der Firma Glogowski, während Mutter seit fünf Jahren die Vertrauensstellung im Exporthaus Kanitz bekleidete. Sie blieb auch nach der Heirat weiter berufstätig.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob Vater bereits vor der Gründung eines eigenen Hausstandes allein oder zusammen mit seiner Mutter im VI. Wiener Bezirk in der Kopernikusgasse gewohnt hat. Überliefert ist, dass dort nach seiner Heirat aus einer ursprünglich kleinen, nicht sehr komfortablen Wohnung durch Anmietung einer zweiten, eine grössere entstand, um genügend Platz für eine Familie zu bieten. Seit wann Grossmutter Fanny Herzstark im gemeinsamen Haushalt mit Sohn und Schwiegertochter lebte, weiss ich ebenfalls nicht. Vielleicht von Anfang an, vielleicht erst seit der ersten Schwangerschaft von Mutter, die leider erfolglos verlief. Ob es sich um eine Fehl- oder eine Totgeburt gehandelt hat, wurde nie erwähnt.

Am 26. Januar 1902, einem Sonntag, mittags gegen 13.00 Uhr, erblickte ich in einem Zimmer im 1. Stock der Kopernikusgasse 10, Wien VI, das Licht der Welt. Als Curt HERZSTARK, ohne weitere Vornamen, wurde ich bei der jüdischen Kultusgemeinde registriert. Da Vater Freigeist, Mutter nach wie vor Christin war, liessen mich die Eltern nicht beschneiden, wie das bei Knaben streng orthodoxer Juden üblich ist. Gestillt hat mich eine deutsche Amme aus Iglau in Mähren. Ein frühes Foto mit ihr weist mich als recht strammes Büblein aus.

Das bewusste Erleben meiner Kindheit beginnt ungefähr ab dem vierten Lebensjahr. Eine erste Erinnerung hängt mit den Ereignissen um die Geburt meines Bruders Ernst zusammen, der am 30. April 1906 zur Welt kam. Ich nehme an, darauf vorbereitet worden zu sein, denn ich war neugierig, ob ich ein Brüderchen oder ein Schwesterchen bekommen würde. Kurz vor der Niederkunft durfte ich Vater zu einem Besuch bei der Hebamme, Frau Schacker, begleiten. Er erklärte mir, dass dies die Frau sei, welche die kleinen Kinder bringt. Während er im Sprechzimmer mit ihr verhandelte, erregte

im Warteraum ein Körbchen mit einer schwarzen Hundemutter samt ihren putzigen Jungen meine Aufmerksamkeit. Als Vater mit der Hebamme wieder erschien, war ich arg enttäuscht, dass sie mein Geschwisterchen nicht gleich mitbrachten. Um mich abzulenken, verwiesen sie auf das Hundeidyll. Ich habe das wohl falsch aufgefasst, denn gross war meine Verwirrung, einen Hund mitnehmen zu sollen. Mit der tröstlichen Versicherung, in Kürze einen menschlichen Spielkameraden zu bekommen, liess ich mich beschwichtigen. Wenig später kam die Hebamme täglich ins Haus und alle taten sehr geheimnisvoll. Als ich mein Brüderchen Ernst endlich zu Gesicht bekam, hielt sich meine Begeisterung in Grenzen. So winzig hatte ich es mir nicht vorgestellt. Zum Spielen war der nicht zu gebrauchen. Die Erklärung, dass auch ich einmal so klein gewesen war, Kinder aber rasch wachsen, half mir wenig. Mir blieb nichts übrig, als mich zu gedulden.



*Geburtshaus von Curt Herzstark  
in Wien VI, Kopernikusgasse 10*



*Curt Herzstark, geboren am 26. Januar 1902,  
auf dem Arm seiner mährischen Amme*

Auch Ernst wurde von einer Amme genährt. Die Auswahl erfolgte in unserer Wohnung. Einige Tage nach der Geburt meines Bruders erschien unser Hausarzt, Dr. Smetana, und zog sich mit einigen mir fremden Damen in ein Zimmer zurück. Ich blieb ausgeschlossen. Teils aus Langeweile, teils aus Neugierde über die Geheimnistuerei, spielte ich ein wenig an der Klinke, bis die Tür einen Spalt breit aufsprang. Arglos beobachtete ich, wie man gerade einer der Frauen aus der entblösten Brust eine Milchprobe entnahm. Mich hat diese Zeremonie nicht sonderlich konsterniert, die anwesenden Erwachsenen dagegen mein plötzliches Auftauchen umso mehr. Hastig und etwas unsanft wurde ich hinauskomplimentiert. Mein erstes unschuldiges Erlebnis mit Damenbusen hinterliess keinen Schaden! Mein Bruder bekam schliesslich eine tschechische Amme. Wenn es sich ergab, wohnte ich dem Stillvorgang bei und fand das ganz natürlich.

Meine Eltern hatten viel Familiensinn. Ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen beschränkten sich auf das Notwendigste. Beim Heurigen sah man sie selten und nur, wenn es unumgänglich war. Dagegen pflegten sie den Kontakt mit den Verwandten. Ich konnte zu den Eltern ein normales kindliches Vertrauensverhältnis entwickeln. Vater befasste sich am Abend, wenn er nicht gerade zu tun hatte, am Sonntag, im Urlaub, viel mit mir, nahm sich Zeit, auf meine Fragen und Probleme einzugehen und meine Wissbegierde zu stillen. Auf diese Weise erweiterte sich mein Horizont schon vor der Schule. Er nannte mir die Höhe bekannter Alpengipfel, die Tiefe von Seen, die Länge von Flüssen und vieles mehr. Ich konnte es mir leicht merken. Wenn er seiner Zuneigung Ausdruck geben wollte, nannte er mich zärtlich «Duži». Natürlich war ich nicht nur Musterknabe. Wenn ich Anlass dazu gab, wies er mich energisch zurecht, oder er beendete meine Aufsässigkeit mit einem handfesten Klaps, was aber eher selten vorkam. Das konnte unser Verhältnis aber nicht trüben. Das gute Einvernehmen zwischen ihm und mir blieb bis zu seinem Tode erhalten.

Mein um vier Jahre jüngerer Bruder bedurfte naturgemäss mehr Zuwendung durch die Mutter. Sie konzentrierte ihre Gefühle mehr auf ihn. Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass sie mir und ich ihr nicht zugetan war, aber unser Verhältnis zueinander blieb zeitlebens etwas auf Distanz.

Hauptbezugsperson in den ersten neun Jahren meiner Kindheit stellte meine Grossmutter Fanny für mich dar. Sie war eine ruhige, abgeklärte, kluge Frau, die das Leben durch eigenes Schicksal und durch jahrelange Hebammentätigkeit mit allen Licht- und Schattenseiten kannte. Neben ihrer deutschen Muttersprache konnte sie sich in jiddisch und polnisch verständigen, darüber hinaus hebräisch lesen und schreiben. Wegen der ständigen Berufstätigkeit meiner Mutter führte sie die Oberaufsicht über unseren Haushalt, unterstützt von einer Köchin und zeitweise einem Stubenmädchen, nach der Geburt meines Bruders zusätzlich von einem Kinderfräulein.

Grossmutter war ein Mensch so recht zum Liebhaben. Wann immer es ging, nahm sie sich Zeit für uns Kinder. Ich war ihr «Putschigl», Ernst ihr «Punjierl». Diese Kosennamen betrachteten wir als besondere Auszeichnung. Ob sie im polnisch-jiddischen eine Bedeutung haben oder für uns frei erfunden waren, weiss ich nicht. Grossmutter konnte herrlich Märchen erzählen oder erdichten. Manchmal machte sie auch Anleihen beim Alten Testament. Selbst mit Phantasie begabt, war ich ein dankbarer Zuhörer. Sie unterhielt uns auch mit Kinderliedern oder liess das Grammophon für uns spielen. Es fiel mir nicht schwer, Melodien und Texte zu erlernen und nachzusingen. Dabei zeigte sich bei mir erstmals gutes Gehör und musikalische Begabung. Ich zögerte nicht, Grossmutter zu verbessern, wenn sie mit einer Melodie etwas grosszügig umging. Trotz ihrer Güte und Kinderliebe liess sie sich nicht auf der Nase herumtanzen. An ihren Ja oder Nein gab es nichts zu rütteln. Ihre Gebote oder Verbote wusste sie aber stets logisch zu begründen, so dass sie selbst für einen kleinen Jungen wie mich akzeptabel waren. Ich erinnere mich nicht, je von ihr handgreiflich gezüchtigt worden zu sein.

Mein Bruder wuchs langsam heran, konnte mir in den ersten Jahren aber nicht wirklich Spielkamerad sein. Mit anderen Kindern auf der Strasse spielen durfte ich nicht. Als ich fünf Jahre alt war, wurde beschlossen, mich in den Kindergarten zu schicken, um mich vor der Schule an den Umgang mit fremden Kindern zu gewöhnen und mein Betätigungsfeld zu erweitern. Unser Kinderfräulein brachte mich täglich hin und holte mich wieder ab. Ich integrierte mich ohne Mühe und spielte, sang und beschäftigte mich gemeinsam mit den etwa gleichaltrigen Jungen und Mädchen. An warmen Sommertagen erfrischten wir uns in einem kleinen Planschbecken. Sonst habe ich an diese Zeit wenig einprägsame Erinnerungen. Ausgenommen an meine erste Flamme! Sie hiess Hilde Busch und entstammte offenbar einem vornehmen Haus, denn sie wurde stets von einer etwas unnahbaren Gouvernante begleitet. Wenn ich ehrlich bin, galt meine Begehrlichkeit weniger dem Mädchen selbst als ihrem eleganten «Fresskörperl», um das ich sie glühend beneidete. Mein Behälter für die Frühstücksbrote konnte damit nicht konkurrieren.

Ich hatte das Glück, nicht nur geistig hochstehende, sondern auch genetisch gesunde Eltern zu haben. Sie vererbten mir und meinem Bruder neben intellektuellen Begabungen auch körperliche Vorzüge: Makellosen Wuchs, ansprechendes Äusseres, gesunde Konstitution an Leib und Seele, physische und psychische Belastbarkeit, gute Abwehrkraft gegen Erkrankungen, um nur einige zu nennen.

Eine Lungenentzündung im frühesten Kindesalter und eine Mittelohrentzündung überstand ich ohne nachhaltige Folgen. Lebenslang geblieben ist vielleicht eine Anfälligkeit für Erkrankungen der Atemwege.

1908, einige Monate vor Schuleintritt, steckte ich mich, wahrscheinlich im Kindergarten mit Keuchhusten an. Ich gab ihn prompt an meinen Bruder weiter, und Kinderfräulein und Grossmutter hatten alle Hände voll mit uns zu tun. Endgültig auskuriert wurde diese Krankheit in der Sommerfrische in Neulengbach.

Zwischen dem 6. und 7. Lebensjahr infizierte ich mich mit Scharlach. Man brachte mich nicht ins Spital, sondern isolierte mich daheim und engagierte eine diplomierte Krankenschwester zur Pflege. Der Arzt näherte sich mir nur in weissem Kittel und mit in Tüchern eingebundenen Schuhen. Die Krankheit klang ohne Komplikationen ab. Als die Haut sich zu schuppen begann, wurde ich in ein grosses Fass mit heissem Wasser gesteckt, kräftig abgebürstet und danach mit rohem Speck eingerieben. Die Medizin bediente sich noch nicht so vieler Chemie wie heute. Schwester Anna hat sich sechs Wochen lang rührend um mich gekümmert und mir in Vertretung der Grossmutter mit Märchen und Liedern die Zeit vertrieben. Ich hatte sie Tag und Nacht für mich allein und war sehr traurig, als sie uns wieder verliess.

Es ist anzunehmen, dass ich im Laufe der Schulzeit auch Windpocken, Masern oder Mumps erwischte. Genau erinnere ich mich nicht mehr daran.

Während des Zahnwechsels blieben mir, wie allen Kindern, Zahnschmerzen nicht erspart. Hin und wieder musste ein Zahn entfernt werden. Die Extraktionsmethoden waren zu Anfang des Jahrhunderts noch ziemlich inhuman. Sowohl Zahnärzte als auch praktische Ärzte übten den Gebrauch der Zange gleichermaßen schmerzhaft aus. Ich muss gestehen, dass ich alles andere als ein Held war, wenn es ans Zahnziehen ging. Auch Versprechungen zur Belohnung von Tapferkeit – meist ohnehin nicht eingehalten – nützten kaum. An eine Episode in diesem Zusammenhang erinnere ich mich nachhaltig.

Es war in den Schulferien zwischen der 1. und 2. Klasse. Wir hatten in diesem Jahr unser Feriendomizil in Mauer bei Wien, Mauer Hauptplatz 11, aufgeschlagen, als mich ein Backenzahn zu plagen begann. Es muss an einem Wochenende gewesen sein, denn Vater war gerade anwesend. Er nahm mich bei der Hand und animierte mich listig, ihn auf einen Spaziergang zu begleiten. Wir überquerten den Platz, bogen in eine Strasse ein, kamen zu einem Haus, in dem sich unten eine Bäckerei befand, und stiegen in den ersten Stock. Ich immer noch vertrauensvoll an seiner Seite. Während er an einer Tür klingelte, buchstabierte ich, inzwischen einigermassen des Lesens kundig, das angebrachte Schild: «Zahnarzt Dr. Gorgias». Die Tür öffnete sich, eine Schwester fragte nach unserem Begehrt. Im selben Augenblick riss ich mich von Vaters Hand los und

gab Fersengeld! Vater, eine Entschuldigung stammelnd, mir hinterher. Es gelang ihm nicht, mich einzufangen. Die Angst verlieh mir Flügel. In der Wohnung angekommen, ging die Jagd weiter durch die Räume, um Tische, über Betten, bis mein grollender Erzeuger mich schliesslich an einem Bein zu fassen bekam und mir eine schallende Ohrfeige verpasste. Damit liess man es erst einmal bewenden.

Einige Tage später brachten Mutter und Grossmutter meinen Bruder Ernst wegen einer Erkrankung zu Dr. Angerer, unserem Hausarzt in Mauer. Ich durfte sie begleiten. Ob Ernsts Erkrankung nur ein Täuschungsmanöver war, wage ich nicht zu beurteilen. Nachdem der Kleine versorgt war, wandte sich Dr. Angerer an mich mit der Frage, was denn mein schmerzender Zahn mache. Ob er ihn vielleicht einmal sehen dürfe. Ich roch sofort Lunte, doch mit sanfter Gewalt setzte man mich auf einen Stuhl und hiess mich den Mund öffnen. Überrumpelt und eingekreist von Erwachsenen gab es kein Entrinnen. Trotz meines Gebrülls zog der Arzt den schadhafte Zahn heraus. Meine Erzieher waren danach mindestens so erleichtert wie ich, und das Sommerfrischevergnügen blieb ungetrübt gesichert.

## Volksschule

Im September 1908, mit sechseinhalb Jahren, begann für mich der «Ernst des Lebens». Ich wurde Schüler. Das Schulgebäude, ein Eckhaus, lag nur wenige Schritte von unserer Wohnung entfernt, in der Corneliusgasse 8. Mein Schulweg war bis zu unserer späteren Übersiedelung in die St.-Johann-Gasse kurz, bequem und gefahrlos. Vater ging mit mir zur Schuleinschreibung. Scheu und ehrfürchtig betrat ich mit ihm einen Raum, in dem drei würdevolle Herren sassen. Den Vorsitz führte Oberlehrer Mausberger. Bei den anderen beiden handelte es sich um die zukünftigen Leiter der Klasse 1a, Lehrer Anton Eber, und der Klasse 1b, Lehrer Poporski. Nachdem Vater und mir verschiedene Fragen gestellt worden waren, begann zwischen den beiden Lehrkräften ein Gerangel um mich, bei dem Herr Eber den Sieg davontrug. Er blieb vier Jahre lang mein Klassenlehrer und hat meine Erziehung entscheidend beeinflusst. Es war einer der Glücksfälle meines Lebens.

Anton Eber, Sohn eines Metzgermeisters aus Guntersdorf, von nicht besonders grosser Statur, etwas korpulent, mit rundem Schädel und einem Schnauzbart, Junggeselle, Schönggeist, Musikliebhaber, Mitglied des Schubert-Bundes, erwies sich als ausgezeichnete und für die damalige Zeit fortschrittliche Pädagoge. Er wusste geschickt mit seinen Schülern umzugehen, sie zu motivieren und erkannte Begabungen zu fördern. Als er mein musikalisches Talent entdeckte, durfte ich zum Gesangsunterricht die Geige mitbringen.



In der zweiten Klasse liess er mich auf dem Harmonium die Mitschüler beim Singen begleiten. Während ich auf seinen Knien sass und spielte, trat er den Blasebalg, weil meine Beine dafür noch zu kurz waren.



*In der Knabenschule Kopernikusgasse/Ecke Corneliusgasse besuchte Curt Herzstark vier Jahre die Volksschule*

Auch minderbemittelte Kinder kamen in den Genuss von Lehrer Ebers Begabtenförderung. Einem armen Buben mit Zeichentalent beispielsweise finanzierte er die Malutensilien, einige bekamen von ihm Bücher, wieder andere Lernmaterialien oder auch Geld. Ohne Aufhebens tat er auf diese Weise viel Gutes.

Wiederholt hat Lehrer Eber, damals eher eine Seltenheit, mit unserer Klasse Exkursionen gemacht. Einmal führte er uns auf den Naschmarkt, wo an den Ständen Obst, Gemüse, Geflügel, Eier und viele andere landwirtschaftliche Produkte feilgeboten wurden. Besonders beeindruckt hat mich eine dicke Marktfrau namens Weberl, die ihren Kundinnen vornehmlich Kohl und Erdäpfel anpries. Wir beobachteten, wie Hausfrauen oder Gesinde die Waren prüften, wie gewogen, gefeilscht, bezahlt, gestrit-

ten und getratscht wurde. Die Eindrücke solcher Streifzüge wurden im Unterricht in Form von Aufsätzen und Redeübungen verarbeitet. Sie machten ihn interessant und lebensnah.



*Curt Herzstarks verehrter Volksschullehrer Anton Eber (rechts), gebürtig aus Guntersdorf, mit seinem Neffen*

In unserer Klasse gab es immer Repetenten, also Schüler, die wegen mangelhafter Leistungen einen Jahrgang zum zweiten oder dritten Mal wiederholen mussten. Sie waren bis zu drei Jahre älter als wir Übrigen und uns nicht nur körperlich überlegen, sondern auch gewitzter, gerissener und aufmüpfiger. Gewöhnlich in der letzten Bank angesiedelt, um weniger aufzufallen, trieben sie dort hinten erst recht Unfug, schwätzten laut und störten den Lehrer beim Vortrag. Besonders zwei dieser Lausbuben, Mika und Boigner, stellten die Geduld von Lehrer Eber oft auf eine harte Probe. Eine Weile sah er zu. War sein Langmut aber erschöpft, machte er kurzen Prozess, marschierte nach rückwärts und brachte den Delinquenten, manchmal nach einem aufregenden kurzen Fangenspiel durch die Bankreihen, mit einer kräftigen Watschn zur Raison. Obwohl Ohrfeigen als Erziehungsmittel zu damaliger Zeit nicht unüblich waren, liess sich Herr Eber eher selten dazu hinreissen. Er war auch nicht nachtragend und gerecht genug, selbst weniger erfolgreiche Schüler zu loben, wenn sie es verdienten. Er neigte zu der fortschrittlichen Ansicht, dass positiver Ansporn eher Früchte trägt als Tadel.

Mir machte das Lernen keine Mühe. Ich zählte zu den guten Schülern. In den Zeugnissen fanden sich überwiegend Einser, selten eine Zwei.

Daheim des öfteren nach Begebenheiten in der Schule befragt, hatte ich von mir selbst wenig zu berichten. Dagegen beeindruckten mich die Auseinandersetzungen des von mir verehrten Lehrers mit den schlimmen Buben unserer Klasse. Provoziert durch die Neugierde der Erwachsenen, schmückte ich meine Berichte entsprechend aus. Einmal erhob ich meinen geliebten Lehrer Eber sogar zum Helden eines Kampfes mit dem gefährlichen Mika. Ein kleines Taschenmesser, das ich bei ihm gesehen hatte, stilisierte ich zu einer grossen Tatwaffe hoch, mit der dieser Bösewicht den Lehrer bedroht habe. In höchster Gefahr sei es diesem gelungen, dem Täter die Waffe zu entwenden. Bei einem Besuch des Lehrers bei uns daheim kam natürlich die Rede auf dieses schreckliche Ereignis. Er wurde richtig bemitleidet und mit grosser Anteilnahme gefragt, wie das seine Nerven aushielten. Erst sah er meine Eltern etwas befremdet an, begriff aber und meinte, mit einem Seitenblick auf mich, schmunzelnd, dass ich mit einem kleinen Messer gross aufgeschnitten hätte. Dabei ertappt worden zu sein war mir ziemlich peinlich.

Es hinderte mich nicht daran, ein anderes Mal bei Grossmutter meiner Fabulierkunst freien Lauf zu lassen. Nach unserem Wohnungswechsel in die St.-Johann-Gasse hatte ich in der dritten Klasse einen längeren Schulweg und musste die Strecke teilweise mit der Strassenbahn fahren. Hin und wieder berichtete die Zeitung über Verkehrsunfälle. Wahrscheinlich hatte ich auf dem Heimweg gebummelt und brauchte eine Ausrede für mein spätes Heimkommen. Was lag näher, als mich vor meiner entsetzten Grossmutter damit zu brüsten, gerade Zeuge eines schrecklichen Strassenbahnunglücks der Linie

13 geworden zu sein. Die Trambahn sei entgleist, Bahninsassen und Passanten nur so durcheinandergeflogen. Ich scheine den Vorfall in allen Einzelheiten so perfekt und glaubhaft geschildert zu haben, dass Grossmutter nicht auf den Gedanken kam, das Ganze sei erfunden. Als Vater zum Mittagessen erschien, berichtete sie ihm brühhwarm von diesem schweren Unfall und fragte, ob er nichts Näheres wüsste. Ich verzog mich bestürzt in einen Winkel, doch Vater holte mich hervor und befahl, den Hergang noch einmal genau zu schildern. Kleinlaut und beschämt musste ich eingestehen, dass alles nur meiner Phantasie entsprungen war. Ausser einem strafenden Blick von Vater ist mir nichts passiert, doch erinnere ich mich nicht, in der Folge meiner Erfindungsgabe nochmals auf diese Art freien Lauf gelassen zu haben. Ich hatte gelernt, dass Lügen kurze Beine haben und ertappt zu werden, immer blamabel ist.

Um die Zeit meines Schuleintritts beschlossen die Eltern, unser Kinderfräulein durch eine Gouvernante zu ersetzen. Die Dame hiess Agnes Bahr. Sie hatte ein angenehmes Äusseres, verfügte über gute Umgangsformen, war intelligent und konnte schön zeichnen. Es hiess, sie sei die Tochter eines Hauptmannes der österreichisch-ungarischen Armee, der noch am Krieg 1866 teilgenommen hatte. Man sprach auch von einer verwandtschaftlichen Beziehung zu dem Schriftsteller Hermann Bahr. Ich kann mich nicht dafür verbürgen.

Stellvertretend für meine nun in Vaters Betrieb tätige Mutter und die zunehmend an Rheuma leidende Grossmutter fungierte unsere neue Hausgenossin bei mir und meinem Bruder in erster Linie als Erzieherin, überwachte meine Hausaufgaben und musikalischen Übungen, kümmerte sich um die Belange des Jüngeren und bemühte sich, uns gute Umgangsformen beizubringen. Die Eltern redeten wir von Kindesbeinen mit Mama und Papa, mit Betonung auf der zweiten Silbe, an. Darüber hinaus wurde in der Familie darauf Wert gelegt, wenn auch unwillkürlich mit leicht österreichischer Färbung, Hochdeutsch zu sprechen.

Fräulein Bahr war mit Unterbrechungen insgesamt dreimal bei uns. Erstmals etwa ein Jahr lang. Als ich elf, mein Bruder sieben Jahre zählte, engagierte Mutter sie ein zweites Mal. Sie blieb ungefähr eineinhalb Jahre. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges 1917/18 nahm Mutter sie ein drittes Mal auf und setzte sie auch im Büro ein. Weshalb sie uns zwischenzeitlich immer wieder verliess, ist mir nicht erinnerlich. Als sie nach dem endgültigen Ausscheiden bei uns sich im IV. Bezirk in der Fleischmannsgasse niederliess, habe ich sie noch einige Male dort besucht, wenn ich Rat brauchte, mich aussprechen oder jugendliche Kümmernisse abladen wollte.

Zwischen meinen Eltern und Herrn Lehrer Eber entwickelte sich im Laufe der Zeit ein freundschaftlicher privater Kontakt, der über Jahre erhalten blieb. Er war des Öfte-

ren bei uns zu Gast. Die beiden Herren unterhielten sich dann angeregt über die Weltlage oder tauschten Reiseerinnerungen und -erfahrungen aus. Lehrer Eber schwärmte von seinen Reisen mit dem Schubert-Bund, besonders von einer Skandinavienreise, Vater gab Erlebnisse von seinen Geschäftstouren zum Besten. In den Ferien besuchten wir ihn wiederholt in seinem Heimatort Guntersdorf, wo die Familie Eber neben der Fleischerei auch einen Weinkeller besass. Noch in den Dreissigerjahren existierte dort ein Pressbaum, in den Vater um 1909, vermutlich in einer Weinlaune (sinngemäss) eingeritzt hatte: «Bei netten Leuten und feinem Wein ist gut sein – Herzstark».

Die Eltern machten auch Fräulein Bahr mit Herrn Lehrer Eber bekannt, ein wenig mit dem Hintergedanken, die beiden zu verkuppeln. Der berühmte Funke sprang jedoch nicht über. Lehrer Eber liess ein eingefädelttes Rendezvous mit einer Ausrede platzen. Fräulein Bahrs Interesse dürfte auch nicht sehr ausgeprägt gewesen sein. Ich glaube, sie waren beide zu grosse Individualisten.

Den Kontakt zwischen meinem geliebten und unvergessenen Volksschullehrer und meiner Familie beendete erst der Tod. Er starb 1938, wenige Monate nach meinem Vater, kurz nach dem Hitlereinmarsch in Österreich. Ich war der Einzige seiner vielen ehemaligen Schüler, der ihm beim Begräbnis in seinem Heimatort Guntersdorf die letzte Ehre erwies.

## Kindliche Freizeitgestaltung

In meiner Kindheit gab es keine mit Spielsachen überfüllten Kinderzimmer. Den einfachen Leuten fehlte das Geld dafür. Ihre Kinder, die meist auf der Strasse spielten, begnügten sich mit einem aus Lumpen selbst gefertigten Ball oder einem Stoffball als Puppe. Bei besser Gestellten hielten sich die Ausgaben für Spielzeug schon deshalb in Grenzen, weil das Angebot weniger umfangreich und das kindliche Anspruchsdenken weit geringer war als heute. Spielsachen vererbten sich, wenn sie lange genug standhielten, oft vom ältesten bis zum jüngsten Kind, genau wie Kleider.

Wer wie ich das Glück hatte, in den Kindergarten zu gehen, konnte sich tagsüber dort unter Aufsicht einer «Tante» in Gesellschaft Gleichaltriger die Zeit vertreiben. Daheim spielten die Kinder im Vorschulalter mit den oft zahlreichen Geschwistern oder Freunden aus der Strasse. Bei mir sah es damit etwas mager aus. Grossmutterns Freizeitangebote genügten mir mit zunehmendem Alter nicht mehr, mit meinem kleinen Bruder liess sich in den ersten Jahren nichts anfangen, auf die Strasse durfte ich nicht. Ich besass natürlich einiges Spielzeug, erinnere mich im Einzelnen aber nicht mehr daran, weil es offenbar nicht sehr beeindruckend war. Die Beschäftigung mit immer den gleichen Dingen wurde mit der Zeit auch langweilig. Das hatte zur Folge,

dass ich, auf mich allein gestellt, Phantasie, Eigeninitiative und Kreativität entwickelte. Ich dachte mir also selbst Spiele aus und ahmte dabei erlebte Begebenheiten oder Situationen nach.

Während für einen Jungen von heute ein Auto das Grösste ist, übte auf meine Generation die Eisenbahn eine ungeheuerere Faszination aus. Jeder zweite Knirps wollte Lokomotiv- oder Trambahnführer werden. Besonders Begünstigte besaßen eine kleine Dampflokomotive samt Waggons, die auf einigen Metern Schienen in einer Zimmerecke auf die Reise geschickt wurden. Auch der Sohn unseres Werkstattleiters Hayard, mit dem ich manchmal spielen durfte, zählte zu diesen Glücklichen. Meine Sehnsucht nach einer Eisenbahn stiess bei den Eltern auf taube Ohren. Also kreierte ich das Trambahnspiel.

Mangels eines anderen geeigneten Raumes zum Spielen, hielten mein Bruder und ich uns tagsüber meist im grossen Wohnzimmer auf. Die Trambahnüberleitungen als Vorbild, befestigte ich Schnüre an Tisch und Stuhlbeinen quer durch das ganze Zimmer. Als Trambahnwagen diente ein Schamerl (Fusssschemel), in dessen ausgesägten Griff ich einen Pracker (Teppichklopfer) als Stromabnehmer steckte. Mit «happ stoll, happ stoll» startete ich, imitierte die Fahrgeräusche, schrie laut «bim, bim, bim» und lenkte auf den Knien rutschend meine imaginäre Strassenbahn entlang der «Oberleitung» durch das ganze Zimmer. Sie stellte ein nicht ungefährliches Hindernis für Durchgehende dar und erregte einigen Verdruss bei Eltern und Kinderfrau. Meist aber liess man mich gewähren.

Später, in der Volksschule, hatte ich eine Zeit lang Kontakt zu einem Jungen namens Backhausen. Seine Eltern führten ein grosses Geschäft für Teppiche und andere Webwaren. Im VI. Bezirk, in der Sandwirtgasse, besaßen sie ein eigenes Haus. Ich war einige Male bei Backhausens eingeladen und fand es imponierend, im Vergleich zu unserer damaligen Mietwohnung. Mein Schulfreund besass, gemessen an mir, eine Menge Spielzeug, darunter Lokomotiven samt Zubehör und andere teure Sachen, bei denen mir die Augen übergingen, als ich sie sah. Mir sind zwar manchmal zur Versüssung von Unannehmlichkeiten diese oder jene Dinge versprochen worden, aber dabei blieb es dann auch. Eine Eisenbahn bekam ich nie.

Meiner Faszination für dieses Verkehrsmittel tat das keinen Abbruch, regte mich vielmehr im Alter von acht oder neun Jahren zu einem eigenen Eisenbahnspiel an. Wir wohnten damals schon in der St.-Johann-Gasse, in deren Nähe die Stadtbahnstrecke vorbeiführte. Die Gleisstrasse lag streckenweise unter dem Strassenniveau, zwischen hohen Steinmauern oder begrünten Böschungen. Zusammen mit den Eltern war ich einige Male mit der Bahn gefahren. Gewöhnlich sass ich am Fenster und war tief beeindruckt von der rasenden Geschwindigkeit, mit der Steine oder Gras an meinen Augen vorbeiflogen. Eines Tages fand ich heraus, dass sich der gleiche Effekt erzielen

liess, wenn ich mit zur Seite gedrehtem Gesicht an Hauswänden entlang rannte. Einige Male hatte ich das inzwischen ausprobiert. Bei einem Besorgungsgang zusammen mit Vater stach mich wieder einmal der Hafer. Mit den Armen die Pleuelstangen der Lokomotive nachahmend und wilde Zisch- und Pfeiflaute ausstossend, preschte ich los, den Blick starr auf die nebenstehenden Häuserwände gerichtet. Der rasante Spurt endete jäh an einem Postkasten. Mit blutendem Kopf und halb ohnmächtig fiel ich zu Boden. Mein erschrockener Vater hob mich auf und trug mich rasch zum nächsten Arzt. Mit Ausnahme einer beachtlichen Beule, einer Platzwunde, die genäht werden musste und einem gehörigen Schock, war mir nichts passiert. Der harte Schädel hatte dem Hindernis zum Glück widerstanden. Nur eine kleine Narbe am Haaransatz erinnert mich ewig an dieses Eisenbahnspiel. Ich wiederholte es heimlich noch einige Male, aber mit mehr «Vorsicht».

Mit etwa vier Jahren war mein Bruder Ernst so weit, dass ich ihn in meinen kindlichen Zeitvertreib mit einbeziehen konnte. Sein Kinderfräulein war inzwischen von Gouvernanten abgelöst worden. Eine von ihnen, Fräulein Agnes Bahr, habe ich schon erwähnt. In den Intervallen ihrer Abwesenheit engagierte Mutter andere Damen, von denen mir besonders eine namens Helene in Erinnerung geblieben ist. Sie war gebürtige Kärntnerin, hatte einige Jahre in Frankreich verbracht und gab sich gerne betont französisch. Ihr Bemühen, uns wenigstens die Grundbegriffe französischer Sprache und Lebensart beizubringen, blieb leider ziemlich erfolglos. Bei ihrem Eintritt hatte sie sich ausbedungen, an Sonn- und Feiertagen in die Kirche zur Beichte gehen zu dürfen. Diese Bitte wurde ihr selbstverständlich gewährt. Nach näherem Kennenlernen bröckelte der Putz von Fräulein Helene allerdings etwas ab, und die Grenze zwischen echter Religiosität und Bigotterie wurde fliessend. Vater nannte sie hinter vorgehaltener Hand bald scherzhaft-ironisch «die fromme Helene». Aus meiner Erfahrung darf ich vielleicht frei nach Wilhelm Busch hinzufügen. «Über ihre Frömmigkeit schweigt des Schreibers Höflichkeit!»

Die Gouvernanten schliefen, als wir noch kleiner waren, bei uns im Kinderzimmer. Jeden Sonntag stahl sich unsere Helene, wie vereinbart, zum Besuch der Frühmesse schon um sechs Uhr aus dem Haus. Obwohl wir zwei Buben sonst nicht so gerne aufstanden, waren wir hellwach, sobald sie weg war und fühlten uns herrlich unbeaufsichtigt. Bis zum Frühstück blieb noch viel Zeit. Aus Langeweile erfanden wir das «Nesterl-Spiel». Ernsts Gitterbett eignete sich vorzüglich zum Nestbau. Wir verwendeten dafür sämtliche vorhandenen Kissen und sonstiges Bettzeug und kuschelten uns hinein. Je nach Eingebung waren wir grosse Vögel, kleine Vögel, Hahn, Henne oder was uns gerade einfiel. Zuerst zwitscherten wir ganz leise, bald aber wurden wir Galgenvögel munterer und lauter, hüpfen herum, bewarfen uns mit dem Bettzeug und

schlugen schliesslich solchen Lärm, dass er bis ins Elternschlafzimmer drang. Es dauerte nicht lange, und unsere schlaftrunkene Mutter erschien in der Tür. Ärgerlich über die gestörte Sonntagsruhe, rügte sie Krach und Unordnung, zerstörte kurzerhand das Nest und drohte, uns zwei schlimme Buben aus dem Haus zu geben. Wenn sie besonders wütend war, brachte sie eine Krampusrute mit, um uns zu züchtigen. Es begann eine wilde Jagd durch das Zimmer und quer über die Betten, die uns beinahe Spass machte. Mutters Schläge waren nicht sehr heftig, wenn sie uns erwischte, meist gab sie vorher entnervt auf. Der zurückgekehrten Gouvernante zeigte sie tadelnd das Tohuwaboju, das wir während ihrer Abwesenheit angerichtet hatten. Die gab die Ermahnung prompt an uns weiter. Unsere Zerknirschung hielt nicht lange an. Der nächste Sonntag kam bestimmt! Ob sich die Eltern von der frommen Helene trennten, weil ihre Erziehungskünste nicht den erhofften Erfolg bei uns zeitigten, kann ich nicht beurteilen.

Im Alter von zehn Jahren spielte ich schon recht gut Geige und Klavier. Ich war kein Wunderkind, aber meine Darbietungen liessen sich anhören. Angeregt vermutlich durch unsere Grammophonplatten und durch Geistergeschichten aus Märchenbüchern, beschloss ich eines Tages, eine Oper zu komponieren. Sie ist nicht überliefert, weil ich sie nicht zu Papier brachte. Bei der Aufführung intonierte ich den Ablauf jeweils frei nach Eingebung auf dem Klavier. Ich fungierte als Komponist, Librettist, Regisseur und Kostümbildner in einer Person. Meinem Bruder übertrug ich die Rolle des einzigen Akteurs, nämlich die des Geistersoldaten, der die Bewohner eines Ortes nachts vor bösen Geistern schützt. Ich habe ihm einen Tschako aus Papier auf den Kopf gesetzt und den Stiel einer Badebürste als Säbel umgehängt. In dieser Aufmachung hat er sich sehr mutig und kampfeslustig gefühlt. Begonnen hat die Oper wie üblich mit einer Ouvertüre. Dann trat Ernst in Aktion und rief mit entsprechender Klavieruntermalung: «Sieben Uhr, kleine Kinder schlafen gehen.» Ein paar Akkorde von mir, dann «acht Uhr, grosse Kinder schlafen gehen.» Wieder Geklimper, «neun Uhr, kleine Leute schlafen gehen» und so fort. Zwischendurch intonierte ich ein Abendgebet. Als schliesslich auch die grossen Leute zu Bett geschickt waren, steigerte sich die Spannung immer mehr und Schlag zwölf fielen die Geister über die Stadt her. Ich begann auf den Bässen des Klaviers einen fürchterlichen Lärm zu schlagen und Ernst nahm den Kampf mit den Geistern auf. Er hat sich in seine Rolle so hineingesteigert und selbst vor den Geistern gefürchtet, dass er mit dem Bürstenstiel wild gegen Sessel und sonstiges Mobiliar drosch, um sie zu vertreiben. Mit einem lauten Einuhr-Schlag auf dem Klavier endete der Spuk, und mit einem Choral liess ich das Werk ausklingen.

Wir hatten die Oper schon wiederholt gespielt und mein Bruder legte sich jedes Mal mächtig ins Zeug. Eines Tages war der Holzgriff nicht auffindbar. Ernst bemächtigte



sich ersatzweise des Schürhakens. Die Sache lief wie gewohnt. Dann aber kam die Mitternachtsszene und er musste kämpfen. Während ich das Klavier malträtierte, schlug er aufgeregt mit voller Wucht unablässig mit dem Haken gegen den Ofenschirm. Das Getöse trieb die Geister in die Flucht aber Mutter auf den Plan. Der Lärm war bis in ihr Büro auf dem gleichen Stockwerk gedrungen. Ihr Erscheinen beendete die Geisternacht abrupt. Zuerst entsetzt über unser brutales Tun, merkte sie, dass wir nur spielten, beruhigte sich allmählich, verhehlte aber nicht ihre Missbilligung. Als wir ihr erklärten, worum es ging, musste sie doch ein wenig schmunzeln. Ich glaube mich zu entsinnen, dass dies die letzte Aufführung der «Geisternacht» war. Einige Beulen und Kratzer am Ofenschirm, von Mutter mit Bedauern registriert, blieben als Andenken an mein Erstlingswerk erhalten.

## In der Sommerfrische

In meiner Kinder- und Jugendzeit gab es noch keinen Massentourismus. Urlaubsreisen oder Bäderaufenthalte waren das Privileg wohlhabender Kreise. Leute aus dem Mittelstand, die es sich leisten konnten, fuhren etwas bescheidener in die «Sommerfrische». Meine Eltern zählten dank ihres gemeinsamen guten Einkommens mit zu diesen Begünstigten. Als jung verheiratetes Paar machten sie in ihrer Freizeit zusammen gerne Bergwanderungen. Später bevorzugten sie mit uns Kindern Orte mit ländlichem Charakter und Bahnanschluss, im Umkreis bis etwa 30 km in der Umgebung Wiens.

Meine erste eigene Erinnerung habe ich an unseren Aufenthalt in Tullnerbach-Pressbaum im Jahre 1906. Ich war damals viereinhalb Jahre, mein Bruder wenige Monate alt. Der Ort liegt an der Westbahnstrecke, ca. 20 km westlich der Stadtgrenze, am Wien-Fluss. Es gab dort Landwirte, Metzger und andere Kleingewerbetreibende, die während der Sommermonate freie Räume oder kleine Wohnungen an Gäste vermieteten. Auch wir bezogen für mehrere Wochen ein solches Privatquartier. Im Gegensatz zu heute, wo Urlauber mit zwei Gepäckstücken um die halbe Welt reisen, glich so ein Aufbruch in die Sommerfrische einer kleinen Übersiedlung. Am Tag vor unserer eigentlichen Abreise holte ein Pferdefuhrwerk verschiedene für unentbehrlich gehaltene Möbelstücke und sonstigen Hausrat bei uns ab, um die Sachen nach Tullnerbach zu bringen. Tags darauf traten wir, das waren Mutter, Grossmutter, mein Bruder mit Amme und ich, die Reise nach dem Urlaubsort per Zug an. Vater war zu dieser Zeit gerade mit dem Aufbau des eigenen Betriebes beschäftigt und besuchte uns deshalb nur an den Wochenenden. Oder er kam abends manchmal schnell mit dem Lokalzug heraus, um am nächsten Morgen wieder nach Wien zu fahren.



*Klein-Curti 1906 in der Sommerfrische Tullnerbach-Pressbaum. Links auf der Veranda seine Grossmutter Fanny Herzstark*

Das Landleben hatte seine Reize. Wir hielten uns viel im Freien auf, und der Aktionsradius war grösser als in der Stadtwohnung. Meine besondere Vorliebe in Pressbaum galt einem jungen Kirschbäumchen, das ich mir zum Ringelspielbaum erkor. Mit einer Hand hielt ich mich am Stamm fest, rannte laut trällernd im Kreis herum und fühlte mich wie in einem Karussell im Prater.

Als Spielgefährtin fand ich ein um zwei Jahre älteres Mädchen mit Namen Poldi Schimmlinger. Sie war die Tochter eines Hausmeisterehepaares. Während die Eltern arbeiteten, musste sie öfter ihre kleine Schwester hüten. Manchmal assistierte ich ihr beim Wechseln der Windeln, indem ich der Kleinen die Beine hochhielt. Dabei bemerkte ich zu meiner Verwunderung, dass dem Baby im Gegensatz zu mir und meinem Bruder unten etwas fehlte. Die Wahrnehmung dieses Tatbestandes war sozusagen meine erste Aufklärung!

Im Jahre 1907 verbrachten wir die Sommermonate am gleichen Ort. Meinen schönen «Ringelspielbaum» suchte ich vergebens. Es hiess, er wäre meinem wilden Spiel zum Opfer gefallen. Wie schade!



*Grossmutter Fanny Herzstark mit ihren beiden Enkeln Curt und Ernst In  
Tullnerbach-Pressbaum im Jahr 1907*

1908, im letzten Sommer vor meinem Schuleintritt, ging die Reise in die Sommerfrische nach Neulengbach, wieder an der Westbahnstrecke gelegen. Mein Bruder und ich waren Rekonvaleszenten nach dem Keuchhusten. Wir nahmen Quartier im Gasthof «Drei Föhren». Die Unterkunft lag eingebettet zwischen Wiesen, etwas abseits und war mit Bedacht gewählt worden, um wegen der Ansteckungsgefahr den Kontakt

mit anderen Kindern in Grenzen zu halten. Ausser uns logierten noch zwei Familien mit zusammen fünf oder sechs Kindern im gleichen Haus.

Zum Schutz gegen die Sonne trugen Ernst und ich grosse Strohhüte. Mein Bruder konnte inzwischen laufen und tummelte sich mit Vorliebe im hohen Gras. Meist war er nur durch seinen Hut zu orten, der wie die Kappe eines Schwammerls über die Halme ragte. Der Kleine grapschte ohne Scheu nach Bienen, Wespen, Hummeln, Käfern, Schmetterlingen, Raupen, Ameisen, kurzum nach allem, was sich bewegte. Hin und wieder erscholl ein weinerliches «aua, aua» wenn er gestochen wurde, aber er machte sich wenig daraus. Besonders angetan hatten es ihm die Heuschrecken. «Eierscheck, Eierscheck», rief er triumphierend, wenn es ihm gelungen war, eine zu erwischen. Auch auf die Schmeissfliegen, die die grossen Scheiben der Glasveranda des Gasthofes bevölkerten, machte er Jagd. Ich teilte Ernsts Freude an all diesem Kleingetier wenig, weil ich seine Tücken schon kannte und von Natur aus etwas vorsichtiger war.

Meine Begeisterung galt mehr den süssen Serviettenknödeln unserer Wirtin. Sie verstand sie köstlich zuzubereiten. Wiederholt schlich ich mich in die Küche, wo Frau Gvatter mit einer Hilfskraft waltete. Wenn sie die Knödel in den riesigen Topf versenkte, lief mir in der Vorfreude auf den Genuss das Wasser im Mund zusammen. Besonders stolz war ich, wenn mich Frau Gvatter auf Schwammerlsuche mitnahm. In den «Drei Föhren» lernte ich durch die Gouvernante einer anderen Gastfamilie erstmals Schokoladenpudding kennen und war davon sehr angetan. Bei uns daheim war er noch unbekannt.

Ende Mai 1909 fuhren wir nach Mauer, damals noch ein Vorort Wiens. Wir mieteten uns am Hauptplatz Nr. 11 ein. Die letzten Wochen der 1. Klasse ging ich in Mauer zur Schule. Die anschliessenden Sommerferien verbrachten wir auch dort. Über mein unerfreuliches Erlebnis mit Zahnarzt Dr. Gorgias habe ich an anderer Stelle bereits berichtet.

1910 wählten meine Eltern noch einmal Mauer zum Sommeraufenthalt. Unmittelbar vor den Toren Wiens gelegen, war der Ort leicht zu erreichen. Dieses Mal logierten wir in einer Pension am Waldrand. Ob Mutter, inzwischen in Vaters Betrieb tätig, sich während der ganzen Zeit bei uns aufhielt, ist mir nicht mehr erinnerlich. Neben Grossmutter Fanny war erstmals unsere Gouvernante, Fräulein Agnes Bahr, mit anwesend, in erster Linie wohl zur Betreuung meines damals vierjährigen Bruders. Ich, inzwischen achteinhalb Jahre alt, unternahm bereits lieber in Gesellschaft anderer Kinder Exkursionen auf eigene Faust.

Um diese Zeit war zur besseren Wasserversorgung der Stadt Wien gerade die neue Wiener Hochquellenleitung im Bau. Die Schächte übten auf uns Buben eine ungeahnte

Anziehungskraft aus, obwohl oder gerade, weil der Abstieg über Leitern in die bis zu acht Meter tiefen ausgehöhlten Gräben nicht ungefährlich war. Am Grund nämlich tummelte sich allerhand Getier wie Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen, Frösche. Das regte unsere Jagdlust an. Wir hatten herausgefunden, dass man die unschuldigen Opfer der Technik aus ihren Behausungen locken konnte, wenn man an die Erdwände klopfte. Aufgeschreckt aus ihren Löchern, fielen sie auf den Schachtboden und liessen sich dort auf der Suche nach einem neuen Unterschlupf leicht fangen.

Während wir Kinder uns auf diese Weise in der Unterwelt vergnügten, knüpften auch die Erwachsenen Kontakte zueinander. Nachmittags fanden sich für gewöhnlich mehrere der in der Überzahl anwesenden Damen an einem langen Wirtshaustisch zu einem Plausch zusammen. Dann und wann schloss sich auch ein jüngerer Mann, der, wie es hiess, sich nach einer TB-Erkrankung erholte, diesem Kreis an. Er war meist Hahn im Korb, weil in der Sommerfrische stets das weibliche Geschlecht dominierte, während die Ehemänner arbeiten mussten, um das Geld zu beschaffen.

Bei einem unserer Streifzüge in die Schächte hatte einer ein grösseres Tongefäss mit einem Deckel mitgebracht. In dieses Gefängnis verbannten wir einige unserer Beutetiere. Noch un schlüssig, was wir damit anfangen sollten, entstiegen wir der Unterwelt. Da wurden wir des Damenkränzchens ansichtig, das sich in einiger Entfernung angeregt unterhielt. Einer plötzlichen Eingebung folgend, näherten wir uns scheinheilig der Gesellschaft und stellten unseren Topf mitten auf den Tisch. Befragt, was er enthalte, taten wir sehr geheimnisvoll. Neugierde, dein Name ist Weib. Eine Dame aus der Runde hob arglos den Deckel. Im gleichen Augenblick nahmen die gefangenen Nager und Lurche ihre Chance wahr und entwichen in wilder Flucht über Tisch und Bänke in die Freiheit. Gleichzeitig stoben die entsetzt kreischenden Frauenzimmer mit gerafften Röcken in alle Richtungen auseinander und suchten auch ihr Heil in der Flucht. Der Anblick machte uns Riesenspass und war uns ein paar Ohrfeigen wert!

Unseren Sommeraufenthalt in Perchtoldsdorf im Jahre 1911 habe ich in trauriger Erinnerung. Wir wohnten dort in der Hochstrasse 100, einem netten Haus mit grossem Obstgarten. An der Rückseite des Anwesens schnaufte mehrmals täglich die Kaltenleutgebener Dampfbahn vorbei, gezogen von alten Lokomotiven der Jahre um 1880, mit trichterförmigen Schornsteinen. Das machte auf mich Eisenbahnliebhaber natürlich grossen Eindruck.

Neben Grossmutter und Gouvernante begleitete uns diesmal auch ein Dienstmädchen. Grossmutter litt seit einigen Jahren an Rheuma, war dadurch zunehmend unbeweglich und häufig von Schmerzen geplagt. Der Arzt hatte ihr zur Linderung Morphiumtropfen verschrieben. Eines Abends klagte die nun über 77 Jahre alte Dame wieder über arge Beschwerden, die sie durch die Einnahme der Tropfen zu bessern hoffte.

Schon im Bett, bat sie das Mädchen, ihr nochmals eine Dosis zu verabreichen. Darauf schlief sie ein. Am nächsten Morgen fanden wir Grossmutter tot im Bett. Es blieb ungeklärt, ob eine zu hohe Dosis Morphium oder eine andere Ursache zu ihrem Tod geführt hat. Am 10. Juli 1911 war ihr streckenweise recht sorgenreiches Leben zu Ende. Am 13. oder 14. Juli trugen wir meine geliebte Grossmutter auf dem Wiener Zentralfriedhof, israelitische Abteilung, zu Grabe. Sie fand ihre letzte Ruhe an der Seite ihrer Jahre zuvor verstorbenen Tochter Amalie. 1938 wurde Fritz Gruber, einer ihrer Enkel, ebenfalls dort beigesetzt. Das Grab existiert noch heute.

## Reisen mit den Eltern

**A**m Anfang unseres Jahrhunderts waren noch kaum Autos auf den Strassen zu sehen. Sie blieben als Luxusobjekt und Statussymbol dem Hoch- und Geldadel vorbehalten. Weniger Privilegierte bedienten sich für Fahrten innerhalb des Wiener Stadtgebietes der Trambahn oder des Fiakers, für weitere Reisen der Eisenbahn. Meine Eltern machten da keine Ausnahme.

Erste verschwommene Eindrücke habe ich an Strassenbahnfahrten, die ich in das schon geschilderte Strassenbahnspiel umsetzte.

In einer solchen Trambahn brachte ich meine arme Mutter einmal in arge Verlegenheit. Anlass war schlicht und einfach Joghurt, der sich zunehmender Beliebtheit erfreute und überall angepriesen wurde. Ich kann nur annehmen, dass dieses neue Milchprodukt von Klosterfrauen auf den Markt gebracht worden war, denn die Reklame bediente sich abgebildeter Nonnen zu seiner Propagierung. Für mich aufgeweckten Knaben verbanden sich Joghurt und Nonnen zu einer Gedankenassoziation. Als ich in der Tram einiger Klosterfrauen ansichtig wurde, fragte ich Mama in aller Unschuld laut und vernehmlich, ob dies «Joghuren» seien? Worauf sie sich angesichts der ringsum grinsenden Fahrgäste redlich bemühte mich abzulenken und auf andere Gedanken zu bringen. In welcher peinlichen Situation ich sie gebracht hatte, ist mir erst viele Jahre später aufgegangen.

Ich erwähnte schon, dass Mama und ich die Toman-Grossmutter manchmal auf ihren Wallfahrten begleiteten. Ihr bevorzugtes Ziel war Maria Enzersdorf. Mich beeindruckten dort besonders die vielen Motivgaben der Gläubigen, die zum Dank für die Erhörung ihrer Gebete in der Kirche hingen oder ausgestellt waren.

Einmal ging die Fahrt nach Linz auf den Pöstlingberg. Es muss im Frühling gewesen sein, weil Unmengen von Maikäfern durch die Luft schwirrten. Mich hat das sehr erfreut, Mutter weit weniger, denn sie empfand sie ekelhaft.

Ab meinem sechsten Lebensjahr nahmen mich Mutter, Vater, zuweilen beide El-

ternteile neben den jährlichen Fahrten in die Sommerfrische häufiger auf Reisen mit. Ich kann sie im Einzelnen chronologisch nicht mehr genau einordnen. Sie fielen in die Jahre zwischen 1908 und 1912, als die Eltern durch den eigenen Betrieb schon unabhängig waren und über ihre Zeit verfügen konnten.

Es dürfte 1908 gewesen sein, als Mutter an einem hartnäckigen Lungenspitzenkatarrh erkrankte. Um einer TB-Infektion vorzubeugen, schickte sie Vater als Rekonvaleszentin für einige Wochen nach Rachschnagl am Semmering, wo sie sich in der Höhenluft auskurieren sollte. Ich durfte sie begleiten. Einzelheiten an diesen Aufenthalt sind mir kaum erinnerlich, mit Ausnahme eines etwas «anrühigen» Vorkommnisses.

Mutter hatte sich mit einigen Leidensgenossinnen angefreundet und sass mit ihnen plaudernd an einem Waldrand in der Nähe unseres Domizils, während ich in einiger Entfernung spielte. Plötzlich überfiel mich der Drang, meine Notdurft zu verrichten. Ich lief zu ihr, um es zu melden. Mama befand, ich sei alt genug, allein das Klosett aufzusuchen. Zu diesem Zweck aber musste ich bis zum Gasthof etwa 100 Meter Wiese überwinden. Eine beachtliche Strecke für jemanden, den's drückt! Auf dem stillen Örtchen angelangt, war inzwischen Dringlichkeitsstufe eins, ich konnte nicht mehr richtig zielen und das Unglück ging in die Hose. Ich stand da, im wahrsten Sinne des Wortes wie das Kind im Dreck, und traute mich nicht mehr hinaus. Meine lange Abwesenheit wurde Mutter verdächtig und sie kam, um mich zu suchen. Als ich ihre Stimme hörte, rutschte mir zusätzlich das Herz in die Hose. Durch die verriegelte Klotür begann ich zaghaft mein Malheur zu schildern und mit Mutter zu verhandeln. Ich öffnete erst, als ich sicher war, ohne Ohrfeige davonzukommen. Wenig begeistert nahm Mama die Säuberung vor. Eine Rüge blieb mir nicht erspart, aber körperlicher Züchtigung war ich durch mein Verhandlungsgeschick entgangen.

Ein etwas harmloseres Klo-Missgeschick widerfuhr mir auf einer Reise mit den Eltern in Graz. Ich ging damals schon zur Schule. Wir logierten im Hotel «Elefant», einem etwas nobleren Haus mit entsprechender Einrichtung. Die Toiletten befanden sich zwar üblicherweise noch auf dem Korridor, waren aber für damalige Verhältnisse, recht elegant ausgestattet. Mit geblühten Kacheln verkleidete Wände, englische WCs, die Muscheln aus Porzellan wie auch der Griff an der Kette der Wasserspülung. Bei einem meiner Klosettbesuche begann ich aus Langeweile mit diesem Griff zu spielen und versetzte ihn in immer grössere Schwingungen bis er an die Kachelwand krachte und in zwei Teile zerbarst. Ein Klügerer hätte sich heimlich aus dem Staub gemacht. Ich dagegen, erschrocken und mit schlechtem Gewissen, versuchte verzweifelt, mit Hilfe von Toilettenpapier die beiden Hälften wieder an der Kette zu befestigen. Das Bemühen dauerte geraume Zeit, blieb aber erfolglos. Mein langes Ausbleiben alar-

mierte diesmal meinen Vater. In bewährter Manier begann ich auch mit ihm zu parlamentieren, ehe ich mich hinaus traute. Zum Glück befand er den Schaden weit weniger schlimm als ich. Er gab dem Zimmermädchen einen Geldschein für die Reparatur und zu meiner Erleichterung war die Sache damit erledigt.

Es dürfte im Jahre 1909 gewesen sein, als mich die Eltern auf einen Ausflug ins Gesäuse im oberen Ennstal mitnahmen. Ich erwähnte bereits, dass sie beide recht sportlich waren und die Natur liebten. Auf diese Weise weckten sie auch in mir die Liebe zu den Bergen und die Freude an Bergwanderungen und später einfacheren Klettertouren. Für die Anreise benützten wir einen über Amstetten führenden Schnellzug mit Speisewagen. Für mich war das ein neues, aufregendes Erlebnis. Ganz besonders imponierten mir die adrett gekleideten, höflichen Kellner, die uns während der Fahrt bedienten. Ich staunte über die Geschicklichkeit, mit der sie in dem schwankenden Waggon scheinbar mühelos das Essen servierten.

In Gstatterboden stiegen wir aus und übernachteten im einzigen Gasthof des Ortes. Am nächsten Morgen unterhielt sich Vater längere Zeit mit dem Wirt, holte Erkundigungen über Wanderrouten ein und erbat seinen Rat über Touren, die auch ein Kind wie ich bewältigen konnte. Ich war mit siebeneinhalb Jahren ein normal kräftiger Bub, recht gut zu Fuss und ausdauernd. Meine Eltern trauten mir eine längere Bergwanderung zu, sonst hätten sie mich sicher nicht mitgenommen.

Der Empfehlung des Gastwirts folgend, schlugen wir den Weg in das Jonsbachtal ein. Wir folgten einem schmalen Gebirgssträsschen, das stetig aufwärts führte und zu beiden Seiten von hohen Bergen flankiert war. Vater nannte mir nicht nur deren Namen wie Planspitze, Hochtör, Ödstein und andere, er wusste auch, wie hoch sie waren. Ich fand das sehr beeindruckend. Von Jonsbach, einem winzigen Ort am Ende des Tales, stiegen wir auf zur Treffneralm und überquerten in dieser Gegend ein ausgedehntes Heidelbeerfeld. Plötzlich tauchten in unserer Nähe einige Schweine auf. Ich suchte ängstlich Schutz bei meinen Eltern. Die Tiere grunzten hinterher, blieben aber friedlich. Es handelte sich nicht um Schwarzwild, sondern um gewöhnliche rosa Hauschweine. Vom Verzehr der Heidelbeeren hatten sie ganz blaue Rüssel. Das sah sehr lustig aus. Von der Treffneralm wanderten wir weiter über einen kleinen Pass ins Palental und erreichten gegen Abend unser Endziel, den Ort Gaishorn. Bei einem Metzger nahmen wir Quartier. Während die Eltern nach dem Nachtmahl mit unseren Gastgeber noch ein wenig im Freien sassen und plauderten, schaute ich mich etwas gelangweilt im Hof um. Zu meiner Freude entdeckte ich eine Teppichstange und begann sogleich auf ihr zu turnen. Dass sie nur lose aufgelegt war, entging mir natürlich. Das Malheur war abzusehen. Nach wenigen Klimmzügen und Schwüngen löste sie sich



aus der Halterung und ich landete sehr unsanft auf meinen vier Buchstaben. «Hilfe, Rettung» schrie ich vor Schreck und Schmerz. Sofort war Vater zur Stelle, entwand das krampfhaft umklammerte Eisenrohr meinen Händen und nahm mich genau unter die Lupe. Ausser einer Beule und einigen blauen Flecken hatte ich glücklicherweise keine ernststen Verletzungen erlitten und wir alle gingen beruhigt schlafen.

Am nächsten Morgen brachte uns der Zug nach Selztal und von dort zurück nach Wien. Viele Jahrzehnte sind seither vergangen. Der schöne Ausflug bleibt mir unvergesslich.

Wenn Mutter Zeit fand, besuchte sie hin und wieder ihre Verwandten in Oberösterreich. Manchmal durfte ich sie begleiten. Als mein Bruder Ernst grösser war, nahm sie auch ihn mit. Die anwesenden Kinder und wir wurden schnell Spielkameraden.

Die Verwandten, ich glaube, es handelte sich um Cousins und Cousinen von Mama, führten in dem kleinen Ort eine «Gemischtwarenhandlung», Vorläufer des heutigen Supermarktes, in der man von Lebensmitteln, Waschpulver über Kleidung und Stoffe bis zum Peitschenstiel fast alles kaufen konnte. Das Verkaufslokal war ziemlich lang. An den beiden Schmalseiten führte je eine Tür ins Freie. Die Pudel (Ladentisch) erstreckte sich über den ganzen Raum.

Zu den Kunden zählte auch eine ältliche Gräfin. Sie gab sich hochnäsigerherablassend, liess sich hofieren, raunzte und kaufte wenig. Ihr ständiger Begleiter war ein kleiner Pekinese. Während sich sein Frauchen bedienen liess, schnüffelte der Hund im Laden umher und hob auch mal irgendwo das Bein. Meinen Verwandten gefiel das wenig, doch drückten sie um des lieben Friedens willen bei dieser «Nobelkundenschaft» beide Augen zu. Eines Tages lungerte ich mit den anderen Kindern gerade an einer der Ladentüren herum, als die adelige Dame samt Hündchen erschien und das Verkaufspersonal wieder einmal in Atem hielt. Schipsi ging wie gewohnt auf Entdeckungsreise und näherte sich neugierig auch uns. In unserer Nähe stand greifbar ein Gefäss mit Kleister und einem breiten Pinsel darin. Einer plötzlichen Eingebung folgend, erwischte einer von uns den Pinsel und ehe das Viecherl es sich versah, hatte es einen gehörigen Batzen Leim auf dem Hinterteil. Jaulend kroch das gepeinigte Tier allein mit Hilfe der Vorderpfoten auf Frauchen zu und hinterliess über die ganze Länge des Verkaufsraumes eine klebrige Spur wie eine Schnecke. Wir Übeltäter verzogen uns ebenso rasch wie leise, mit Schadenfreude das Gezeter der Gräfin im Ohr. Im Grunde war der arme Schipsi nur mittelbares Opfer. Der Anschlag sollte in erster Linie der Gräfin gelten. Ich bin sicher, meine Verwandten erahnten uns als Übeltäter, vertraten aber der Kundin gegenüber die Ansicht, der Hund habe sich sein Missgeschick selbst zuzuschreiben. Die Sache wurde nicht weiterverfolgt, weil man der Sekanten Gräfin das «Pech» im Stillen gönnte und sich darüber belustigte. Dem Tier wird es kaum das

Leben, seiner Herrin aber einige Mühe gekostet haben, das verklebte Hinterteil wieder zu säubern. Ob die Dame fortan den Laden mied, ist mir nicht bekannt. Onkel und Tante dürften es verschmerzt haben.

## Mit Vater auf Ausstellungen und Geschäftsreisen

**A**ls das Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co. gegründet wurde, war ich gerade vier Jahre alt. Vater hat mich schon als kleinen Buben des Öfteren in die Werkstatt mitgenommen. Auch als Schuljunge bin ich immer wieder in den Betrieb gegangen und habe mich dort umgesehen. Unser Meister Hayard war stets sehr nett und freundlich zu mir, hat mir einen kleinen Schraubstock gegeben, ein Metallstück eingespannt und mich ermuntert. «So Curterl, jetzt darfst du feilen ..., jetzt werden wir ein Loch bohren ...» und ähnlich. Das alles hat mich von Anfang an interessiert, ich habe immer wieder herumgebastelt und mich bald auch ein wenig im Bohren und Drehen versucht.

Wenn es Vaters Absicht war, seinen designierten Nachfolger möglichst früh mit seinem Metier vertraut zu machen, ist ihm das spielerisch geglückt. Aus den gleichen Überlegungen heraus hat er mich wohl auch von Kindheit an auf einige Ausstellungen und Geschäftsreisen mitgenommen.

Meinen ersten öffentlichen Auftritt hatte ich mit acht Jahren bei der Wiener Internationalen Büromaschinen-Ausstellung im Frühjahr 1910, in den Hallen der Gartenbaugesellschaft im I. Wiener Bezirk am Parkring. Das Gebäude existiert in seiner früheren Form heute nicht mehr.

Eröffnet hat die Ausstellung meines Wissens noch Dr. Karl Lueger, der damalige Wiener Bürgermeister. Es muss kurz vor seinem Tod gewesen sein. Unter den Ausstellungsgästen befand sich auch ein Erzherzog Friedrich. Ob Seine Apostolische Majestät, Kaiser Franz Joseph, diese Veranstaltung besuchte, weiss ich nicht mehr. Ich habe den Kaiser als Kind ein- oder zweimal von Weitem gesehen, wenn er in seiner Kalesche vom Stadtschloss nach Schönbrunn fuhr, wo er sich im Alter gerne aufhielt. Besonders gravierende Eindrücke davon sind mir nicht geblieben.

Bei der erwähnten Ausstellung hatten wir an unserem schönen Stand an die acht bis zehn Rechenmaschinen unserer neuesten Modelle aufgebaut. Neben Vater bemühten sich noch ein oder zwei Hilfskräfte um die Kunden. Ich fungierte bei der Vorführung als «Wunderkind». Trotz meines jugendlichen Alters konnte ich mit unseren Maschinen schon recht gut umgehen und eignete mich dadurch für Reklamezwecke. In einen eleganten Matrosenanzug gekleidet – die dazugehörige Mütze schmückte zu meinem Leidwesen nur ein Mäschen statt der sehnsüchtig gewünschten langen Bänder

– setzte man mich vor eines der Ausstellungsstücke. Vater, oder eine unserer Hilfen, ermunterte die Interessenten, mir mehrstellige Multiplikationen aufzugeben, beispielsweise  $97999 \times 1699$ . Auf dem Papier konnte ich noch nicht multiplizieren, aber bereits gut Zahlen lesen. Ich habe also den Multiplikanden, der mir genannt wurde, eingestellt und zur Kontrolle verglichen, dann den Multiplikator eingekurbelt und das Resultat auf ein Blatt geschrieben: 166.500.301. Das war die ganze Kunst. Das Publikum aber war fasziniert und fand es «phantastisch»!



*Internationale Büromaschinen-Ausstellung 1910 in Wien in den Hallen der Gartenbaugesellschaft am Parkring. Der achtjährige Curt Herzstark demonstriert auf einer AUSTRIA Modell V aus dem Hause Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co. einem staunenden Publikum die verschiedenen Rechengänge*

Später bauten wir Rechenmaschinen mit sogenannter automatischer Division. Man stellte bei diesen Modellen Dividend und Divisor ein und hat dann nur noch gekurbelt. Immer wenn eine Stelle fertig war, ist die Maschine steckengeblieben. Wenn man mir also auf Ausstellungen Divisionen zu lösen gab, habe ich Dividend und Divisor eingestellt, den Kunden angeschaut und gedreht. Sobald die Maschine anhält, bin ich auf die nächste Stelle gegangen, habe erneut gedreht und das so lange wiederholt, bis der Quotient sich errechnet hatte. Auf diese Weise habe ich Vater schon als Kind tatkräftig unterstützt, und es hat mir Spass gemacht. In der Folge boten wir bald Maschinen mit elektrischem Antrieb an. Man musste nicht mehr kurbeln, sondern stellte die gewünschten Zahlen ein und drückte, statt zu drehen, eine Taste. Alles Weitere hat die Maschine selbsttätig erledigt.

Während meiner Volksschulzeit fuhren wir immer schon im Mai in die Sommerfrische, und ich absolvierte die letzten Wochen des Schuljahres, wie später auch mein Bruder, am Ort des jeweiligen Aufenthaltes. In den Ferienmonaten Juli/August durfte ich Vater einige Male auf Geschäftsreisen begleiten. Sie wurden von Wien aus organisiert und vorausgeplant. Er schrieb Firmen, Geldinstitute, Handwerksbetriebe, Baugeschäfte etc. an und warb etwa in der Art: «Moderne Betriebe arbeiten mit Rechenmaschinen. Als Chef des Rechenmaschinenwerks AUSTRIA, Herzstark & Co. werde ich mir erlauben, persönlich bei Ihnen vorzusprechen und solche Geräte vorzuführen». Nach entsprechenden Terminabsprachen begab Vater sich auf Werbe- und Verkaufstour in eigener Sache.

Unsere erste gemeinsame Reise führte nach Vorarlberg. Es war 1910 oder 1911. Die lange Fahrt per Zug quer durch Österreich samt Essen im eleganten Speisewagen hat mich sehr beeindruckt. Erste Station war Bludenz, wo Vater mehr als 20 Jahre zuvor einmal kurz bei der Firma Getzner gearbeitet hatte. Wir nahmen Quartier im «Bludenzener Hof», direkt am Bahnhof. Vater stand immer schon um sechs Uhr morgens auf. Um sieben Uhr brachte ihn ein Fiaker mit seinen Vorführmaschinen zu den Kunden. Als Erste besuchte er stets die Baumeister, weil sie später auf den Baustellen und damit schwer erreichbar waren. Sie stellten eine besonders geeignete Absatzgruppe dar, denn bei ihren Kostenvoranschlägen, Bau- und Statikberechnungen gab es viel zu multiplizieren. Auch bei seinem ehemaligen Arbeitgeber Getzner konnte Vater Rechenmaschinen absetzen. Während er schon arbeitete, schlief ich meist noch. Das Stubenmädchen hatte Auftrag, mich zu wecken. Fertig angekleidet, ging ich in den Speisesaal hinunter. Ich setzte mich allein an einen Tisch, auf dem ein Gefäß mit Honig stand. Statt mich zum Frühstück diskret daraus zu bedienen, habe ich in meiner Unschuld den ganzen Honig vertilgt. «Junger Herr, Sie werden sich den Magen verdorben haben», rief die Kellnerin beim Abräumen entsetzt. Als Vater auftauchte, wurde er gleich

entsprechend unterrichtet. Er kannte meine Schwäche für Süßigkeiten und hat nur gelacht. Ich habe den Genuss unbeschadet überstanden.

Von Bludenz ging die Reise weiter nach Feldkirch. Dort führte Vater bei einer Firma Ganahl und einigen Baumeistern Maschinen vor und erhielt ebenfalls Aufträge. In Dornbirn besuchte er neben anderen die Firma Hämmerle. Dann fuhren wir nach Bregenz, wo Vater weitere Verabredungen hatte. Die Eisenhandlung Pircher erwarb ein Modell mit zwei Zählwerken, das um die 1.500 Kronen kostete. Das war damals viel Geld. Ich erinnere mich so gut an alles, weil ich stets, wenn Vater von einem Kunden zurückkam, gleich neugierig fragte: «Hast Du was verkauft?»

In Bregenz wollte ich Vater gerne einmal begleiten und stand schon um 6.30 Uhr mit ihm zusammen auf. Noch etwas schlaftrunken zog ich Hemd und Lederhose an, brachte aber die Schuhbänder nicht richtig zu. Um mir zu helfen, hiess mich Vater den Fuss auf einen Stuhl stellen. Dabei begann unvermittelt und unaufhaltsam ein Bächlein aus meinem Hosenbein zu rinnen. «Dreh ab, dreh ab, dumme Bua», rief mein Erzeuger entrüstet. Es gelang mir nicht. Zusätzlich folgte ein Tränenfluss. Meinen Schandfleck saugte Vater mit Handtüchern auf. Ich erinnere mich nicht, derart benetzt auf Kundenbesuch mitgenommen worden zu sein. Dafür war ich denn doch noch zu unreif.

Dafür hat Vater mir an einem freien Sonntag den Bodensee gezeigt, mir erzählt, wie gross, wie tief er ist, dass die Bahnstrecke direkt am Wasser entlang führt. Auf unserer Fahrt nach Lindau konnte ich mich davon überzeugen. Die Inselstadt Lindau gehörte damals zum Königreich Bayern. Auf der Brücke standen weiss-blaue Wächterhäuschen, davor bayerische Soldaten in schmucken blauen Uniformen, die mir mächtig imponierten. Nach einem ausgedehnten Spaziergang durch das mittelalterliche Städtchen mit seinen engen Gassen ging es wieder zurück nach Bregenz und von dort heim nach Wien.

Im Jahre 1912 fiel der übliche Sommerfrischenaufenthalt meines Wissens aus. Durch den Erwerb des Hauses Linke Wienzeile 274 im damals XIII. Bezirk und dessen teilweisen Umbau zur Einrichtung erweiterter Fabrikationsräume standen wohl weder Zeit noch Finanzmittel zur Verfügung. Dagegen unternahm Vater im Sommer erneut eine Geschäftsreise, auf die er mich wieder mitnahm. Sie führte in den westlichen Teil Tirols. In Imst logierten wir im Hotel Post. Vater konnte in dem Ort an einige Interessenten Maschinen verkaufen. Dabei hörte er, dass in Reute im Ausserfern jemand Bedarf an Rechenmaschinen habe. Eine direkte Bahnverbindung nach Reute gab es nicht. Per Zug dorthin zu gelangen, war nur von Innsbruck aus über einen grossen Umweg möglich. Unser Postwirt besass bereits ein Auto; für einen Privatmann in einem so kleinen Ort wie Imst in damaliger Zeit sensationell.

Er erbot sich, seinen Gast nach Reute zu bringen. Meinem sportlichen und allem Neuen gegenüber aufgeschlossenen Vater reizte dieses Angebot natürlich, und er nahm es gerne an. Ganz zeitig in der Früh, gegen sechs Uhr, starteten wir. Über teils atemberaubend schlechte Strassen ratterte das Gefährt in Richtung Nassereith, schnaufte im Schneckentempo mühsam über den Fernpass und kämpfte sich auf der anderen Seite bis ans Ziel. Vor einsetzendem Regen schützte uns ein Plachenverdeck. Die Fahrt dauerte nahezu vier Stunden! Ziemlich durchgeschüttelt stiegen wir in Reute aus. Geschäftlich hat sich das Abenteuer für Vater gelohnt. Er konnte einige Abschlüsse für Maschinen tätigen, unter anderem auch wieder bei einem Baumeister. Diese Branche zählte überall zu den potenten Kunden. Am Nachmittag brachte uns der Postwirt mit seinem stotternden und stöhnenden Vehikel auf dem gleichen Weg nach Imst zurück. Gegen Abend klarte es auf. Vater zeigte mir im Westen die Parseierspitze, einen der höchsten Berge in den nördlichen Kalkalpen, über 3.000 m hoch, wie er wusste. Auch Muttekopf und Tschirgant, zwischen denen Imst im Tal liegt, wurden mir zum Begriff.

Nach Imst besuchte Vater noch einige andere Orte im Tirolischen, an die ich mich in Einzelnen nicht genau entsinne. Im Gedächtnis blieb mir nur eine Spinnerei in Telfs, die einen Auftrag erteilte. Der Ort liegt im Inntal, zu Füßen der Hohen Munde in der Mieminger Kette. Vater hat sich viel mit mir unterhalten und mir alles erklärt. Die Eindrücke prägten sich mir dadurch noch besser in mein Gedächtnis ein. Im Deutschunterricht habe ich über diese Reise später einmal eine Redeübung gehalten.

Ende Juni 1914 liess mich Vater einige Tage vor Beginn der Schulferien vorzeitig vom Unterricht befreien, um mich zu einer überregionalen Ausstellung nach Prag mitzunehmen. Die Firma Herzstark war dort mit einem grossen Stand vertreten. Wir zeigten ungefähr ein Dutzend Rechenmaschinen verschiedenster Ausführungen und hatten zur Kundenbetreuung zusätzlich zwei Herren aus Wien mitgenommen. Ich erinnere mich an einige namhaftere Besucher wie Baron Skoda von den Skoda-Werken (Autoindustrie) und an einen Vertreter des Bankhauses Pecek, gleichzeitig Kohlenmagnat, wie es hiess. Das Geschäft lief gut.

Am Sonntag, dem 28. Juni 1914, war reger Betrieb und man unterhielt das Messesublikum mit Musik. Plötzlich, gegen Mittag, wurde es mit einem Mal sehr still. Mit Windeseile verbreitete sich die Schreckensnachricht, dass der Thronfolger Franz Ferdinand in der bosnischen Stadt Sarajevo, wo er sich anlässlich von Frühjahrsmanövern aufgehalten hatte, zusammen mit seiner Gattin Sophie einem Attentat zum Opfer gefallen war. Nachdem sich die erste Bestürzung gelegt hatte, dachte jeder sofort an Vergeltung, was soviel bedeutete wie Krieg.

Mit dieser wenig erfreulichen Zukunftsperspektive kehrten wir nach Wien zurück.

Da der Attentäter, Gavrilo Princip, serbischer Anarchist war, zog man die Serben zur Verantwortung. Verhandlungen mit ihnen zogen sich über den ganzen Monat Juli hin. Sie endeten mit einem für Serbien unannehmbaren Ultimatum. Die Volksseele heizte sich inzwischen mit dem Schlachtruf «Serbien muss sterbien» auf. Man werde es ihnen schon zeigen, hiess es, am besten mit Waffengewalt, es werde ein Spaziergang werden ...

Der Spaziergang begann, wie man weiss, einen Monat nach dem Mordanschlag, am 28. Juli 1914 mit der Kriegserklärung an Serbien und am 1. August mit der Kriegserklärung des Österreich-Ungarn verbündeten deutschen Kaisers Wilhelm II. an Russland, das Serbien zu Hilfe eilte, eskalierte weiter, dauerte schliesslich über vier Jahre und brachte Blut und Tränen über fast ganz Europa und einen Teil der übrigen Welt. Am Schluss war die in Jahrhunderten gewachsene österreichisch-ungarische Monarchie von der Landkarte Europas verschwunden.

Auch für die bis jetzt aufstrebende Firma Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., bedeutete der Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine Zäsur, von der sie sich niemals mehr erholen sollte.

# Jugend – Mittelschule

## Mittelschule

Im Juni 1912 beendete ich die Volksschule. Trotz unserer zwei Übersiedlungen – 1910 in die St.-Johann-Gasse, 1912 in die Linke Wienzeile – war ich bei Herrn Lehrer Eber geblieben und fuhr jeden Morgen mit der Trambahn in den VI. Bezirk zum Unterricht. Ich zählte zu den guten Schülern der Klasse. Das Lernen fiel mir nicht schwer. Meine Zeugnisse wiesen überwiegend «Einser» auf. Einige Male wackelte lediglich die «Sittennote». Nach langem Stillsitzen mussten wir Buben uns manchmal austoben und unsere Kräfte messen. Von Natur aus bin ich friedfertig und habe Rängeleien nie begonnen. Wenn ich aber hinein verwickelt wurde, setzte ich mich zur Wehr. Recht kräftig gebaut, gehörte ich selten zu den Unterlegenen.

Gegen Ende des 4. Schuljahres erhob sich die Frage eines Schulwechsels. Er wurde unvermeidlich, weil wir jetzt im XIII. Bezirk wohnten und die dortigen Schulen für mich zuständig waren. Um mir den Abschied von meinem verehrten Lehrer Eber zu erleichtern, suchten die Eltern nach einem Ausweg. Im Österreichischen Schulgesetz gehörten vor dem Übertritt in eine Höhere Schule fünf Volksschuljahre zur Pflicht. Bei überdurchschnittlich begabten Schülern liess man Ausnahmen zu. In Anbetracht der mir von Herrn Eber bescheinigten Qualifikation wurde beschlossen, es bei mir schon nach der 4. Klasse mit dem Gymnasium zu versuchen. Für die vorgeschriebene Aufnahmeprüfung musste ich allerdings vorher den Lehrstoff der fünften Volksschulklasse erarbeiten. Ein Kollege von Herrn Eber, Lehrer Gries, erteilte mir in den letzten Wochen vor Schulende Nachhilfeunterricht in den Hauptfächern Deutsch und Rechnen. Ich lernte das Analysieren von Sätzen, Multiplizieren in abgekürzter Form, Dividieren und was sonst für die Prüfung erforderlich war und begriff es mühelos.

In der Kauergasse, ganz in unserer Nähe, befand sich gerade ein Realgymnasium im Aufbau. Es umfasste zwei Klassen, eine dritte wurde eben eingerichtet. Im Juli 1912 habe ich dort die Aufnahmeprüfung bestanden. Als ich im September in die Schule eintrat, war sie in die Diefenbachgasse verlegt worden. Den neuen Schulweg konnte ich leicht und gefahrlos bewältigen.

Der Direktor der Schule hiess Noe, ein Original alten Stils, von uns Schülern respektlos mit «Arche Noe» apostrophiert. Trotzdem war er geachtet und wurde respek-



tiert. Auch Vater schätzte meinen Schulleiter und hat sich gerne mit ihm unterhalten, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

In der Mittelschule war es Brauch, die Schüler mit «Sie» anzureden. Angesichts unserer Unreife fiel Noe das äusserst schwer. Wenn wir uns besonders flegelhaft benahmen, duzte er uns ungeniert und scheute sich nicht, dem einen oder anderen jungen Herrn eine Watschn zu geben, obwohl das an höheren Lehranstalten eigentlich nicht statthaft war. Züchtigungen dieser Art gehörten einfach zur Erziehung und verfehlten selten ihre Wirkung.



*Im Gymnasium in der Diefenbachgasse, Wien XV, besucht Curt Herzstark von 1912 bis 1916 die Mittelschule*

In den ersten beiden Jahren unterrichtete Noe uns in Mathematik und Naturkunde. Rechnen machte mir nie Schwierigkeiten, die Zoologie interessierte mich leidlich, der Pflanzenkunde konnte ich wenig abgewinnen. Entsprechend mittelmässig fiel die Note in Naturlehre aus.

Geographie und Geschichte zählten mit zu meinen Lieblingsfächern. Durch die Weltoffenheit der Eltern kannte ich mich auf dem Globus schon recht gut aus. Für die griechische, römische und europäische Geschichte hatte Vater mich zu interessieren verstanden.

Die Unterrichtsfächer Deutsch und Latein vermittelte uns unser Klassenvorstand, Dr. Ernst Dvorzak, der mich sehr beeindruckte. Er war verhältnismässig jung, sportlich, für die damalige Zeit aufgeschlossen und unkonventionell und behandelte uns Schüler kollegial. Gerade durch diese Art regte er zur Mitarbeit an. Ich schnitt in seinen beiden Fächern mit «sehr gut» ab.

Im Laufe der Schuljahre pflegten die Eltern zu dem einen und anderen meiner Lehrer näheren Kontakt. Dazu zählte auch Dr. Dvorzak. Einige Male verkehrte er bei uns im Hause. Prompt wurde wieder versucht, zwischen ihm und unserer Gouvernante Agnes Bahr Fäden zu spinnen. Leider mit gleich negativem Ergebnis wie bei Lehrer Eber.

In der zweiten Mittelschulklasse, während kurzer Ferien im Februar 1914, durften ich und mein Schulkollege Ernst Sachs, Sohn eines höheren Offiziers der österreichischen Marine, mit Billigung unserer Eltern Dr. Dvorzak auf einen Ausflug in die Rax begleiten. Bis Puchberg fuhren wir mit dem Zug und wanderten von dort bei gutem Wetter auf der Trasse der Schneebergbahn langsam aufwärts. Ohne Skier, nur mit festen Bergschuhen ausgerüstet, brachen wir öfter in den tiefen Schnee ein, kämpften uns aber bis zur Station Baumgartnerhaus auf halber Höhe tapfer durch. Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen stiegen wir weiter bis zum Hotel Hochschneeberg. Ein langer Weg führte zuletzt über die Kuplacke zu Kaiserstein und Klosterwappen, den höchsten Erhebungen der Schneebergregion. Nach ausgiebiger Rast bei herrlichem Sonnenschein und weiter Fernsicht kehrten wir auf der gleichen Route zurück und verbrachten eine weitere Nacht im Baumgartnerhaus. In der Früh stapften wir hinunter nach Puchberg. Per Eisenbahn ging es heim nach Wien. Dieser Ausflug zählt mit zu den schönsten Erinnerungen an meine Gymnasiumszeit.

Als zweite Fremdsprache neben Latein wurde Englisch gelehrt. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 mussten wir auf Geheiss unseres Lehrers eine «Declaration of war» verfassen und damit unsere Kenntnisse unter Beweis stellen.

Der Krieg brachte auch in der Schule Veränderungen mit sich. Die meisten jüngeren Lehrkräfte wurden im Laufe der Zeit eingezogen und durch ältere Herren, die schon

in Pension gewesen waren, ersetzt. Bei dem etwas vertrockneten Nachfolger von Dr. Dvorzak rutschte meine Lateinnote gleich auf ein tieferes Niveau.

Ab der dritten Gymnasiaklasse standen zusätzlich Physik und Chemie auf dem Lehrplan. An beiden Fächern fand ich grossen Gefallen. In der 4. Klasse bekam ich in Mathematik und Chemie einen Professor, dessen Lehrmethode mich faszinierte und zu fleissiger Mitarbeit anspornte. Diese trug mir in beiden Fächern wieder eine «Eins» ein. Mein Faible für Chemie wurde so stark, dass ich unbedingt Chemiker werden wollte. Vater hat mir das rasch ausgetrieben, denn es passte alles andere als in sein Konzept.

Meiner Erinnerung nach gab es zu jener Zeit vier Notenbewertungen: Sehr gut, gut, genügend und nicht genügend. Ich war in der Mittelschule nicht mehr ausgesprochener Vorzugsschüler, gehörte aber zur oberen Kategorie und kam im Unterricht leicht mit. Meine Leistungen waren sehr abhängig von der Persönlichkeit des Pädagogen und wie er es verstand, den Unterricht zu gestalten. Konnte er durch die Art, wie er den Lehrstoff vermittelte, Interesse bei mir wecken, wurde ich ehrgeizig und arbeitete fleissig mit. Das schlug sich positiv im Zeugnis nieder. Bei Langweilern oder Professoren mit drakonischen Lehrmethoden hingegen erlahmte mein Eifer. Das erklärt, weshalb meine Zeugnisnoten im gleichen Fach, aber bei verschiedenen Lehrern, oft schwankten. Dank meiner guten Auffassungsgabe und einer gewissen Gründlichkeit im Denken gab es aber nie ernstlich Grund zur Besorgnis, den gestellten Anforderungen nicht gerecht zu werden.

Selbstverständlich fehlte auch Religionsunterricht an unserer Schule nicht und es bestand die Pflicht, daran teilzunehmen.

Nach dem Willen der Eltern gehörte ich dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis an. Als gemischtkonfessionelles Ehepaar mit weitgehend freigeistiger Gesinnung, wollten sie ihre Söhne weder mosaisch-orthodox noch streng katholisch erziehen. Den goldenen Mittelweg bot der Protestantismus als liberale christliche Gesinnung. Da mindestens ein Elternteil den Glauben der Kinder haben musste, konvertierte unsere arische Mutter nach der Geburt meines Bruders vom Katholizismus zum protestantischen Glauben und wir Kinder genossen evangelische Religionserziehung.

Der normale Unterricht erstreckte sich über alle sechs Wochentage. Er fand jeweils vormittags zwischen acht und dreizehn Uhr, zusätzlich zwei- bis dreimal auch nachmittags statt. Die Protestanten, wie auch Schüler anderer Minderheiten, wurden ausserhalb der Regelzeit in Religion unterrichtet. Während der katholischen Religionsstunden hatten wir Andersgläubige frei, mussten dafür aber an den üblicherweise schulfreien Mittwochnachmittagen den Religionsunterricht unserer Konfession besuchen.

Früher, als Volksschüler, hatte ich mich mit etwa 20 weiteren Glaubensgenossen aus verschiedenen Lehranstalten regelmässig in einer Mädchenschule im VI. Bezirk

in der Hirschengasse dazu eingefunden. In einer Doppelstunde bemühte sich Lehrer Kappeler, uns durch Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament die Religion nahe zu bringen. Vieles wusste ich schon von meiner jüdischen Grossmutter, die sich bei ihren Märchenstunden auch mancher Geschichte aus dem Alten Bunde bedient hatte. Bei den Toman-Grosseltern, speziell auf den Wallfahrten mit der Marie-Grossmutter, war ich wiederum mit christlichem Gedankengut des Neuen Testamentes konfrontiert worden. Auf diese Weise von zwei Seiten vorbelastet, ging mir wenig mehr auf, als dass die Juden Gottes Allmacht zwar anerkennen und preisen, sich aber kein Bild von ihm machen und den Messias noch erwarten, während die Christen ihn in Jesus schon gekommen wähnen und Gott zumindest bildlich vermenschlichen. Sonst konnte ich mit meiner kindlichen Seele wenig Abweichungen im Glauben feststellen, zumal auch die Gebote einen gemeinsamen Ursprung haben. Anders war es vielleicht mit den Riten. Beispielsweise war mir bei einer jüdischen Hochzeit im Tempel aufgefallen, dass die Männer aus Ehrfurcht vor Gott den Kopf bedeckt halten, während sie in christlichen Kirchen das Haupt entblössen. Die Juden feierten andere Feste als die Christen, alle aber taten es zur Ehre Gottes und zu eigener Erbauung. Wo lag der Unterschied?

Auch in der Mittelschule blieb der Mittwochnachmittag für die Religionsstunde reserviert. Vorher nahmen wir gewöhnlich im Rahmen des Turnunterrichts an Jugendspielen, wie Schlagball, Fussball, Faustball, teil. Anschliessend bummelte unsere kleine Gruppe von zehn bis zwölf Protestanten wieder in eine nachmittags unbesetzte Mädchenschule in Wien VI, diesmal in der Gumpendorfer Strasse. Bis zum Eintreffen des Religionslehrers blieb meist noch eine Stunde Zeit. Die benutzten wir halbwüchsige Knaben, um in vorpupertärer Neugier die Schulbänke der abwesenden Mädchen zu inspizieren, in der aufregenden Erwartung, vielleicht irgendwelche weiblichen Attribute wie Puder Dosen, Parfümflakons, andere vergessene Gegenstände, wenn nicht gar gekritzelte Botschaften zu finden und als Trophäe mitzunehmen. Der Reiz war grösser als der Erfolg. Die Lehrer, durchwegs aufgeschlossene, moderne Menschen, unter ihnen ist Pfarrer Enz hervorzuheben, holten uns auf den Pfad der Tugend zurück.

Anfangs liefen die Religionsstunden wie eine Art Geschichtsunterricht ab. Später verlagerte sich das Gewicht des Lehrstoffs auf die Sittenlehre. Mir konnte sie wenig neue Erkenntnisse vermitteln. Mein Umfeld war intakt. Trotz dreier Konfessionen in unserer Familie waren die Verwandten für mein Empfinden und nach meinen Erfahrungen lauter anständige Menschen. Ich bin sicher, Juden wie Christen waren sich bewusst, ihr Leben einem Schöpfer zu verdanken, der es jederzeit einfordern und Rechenschaft darüber verlangen kann. Dementsprechend fühlten sie für sich selbst und

ihren Mitmenschen gegenüber, gleich welcher Glaubensrichtung, eine Verantwortung, die sie ernst nahmen. Bei uns herrschte der Grundsatz: Liebe deinen Nächsten. Es gab nie Auseinandersetzungen des Glaubens wegen. Keiner pochte auf den Anspruch, der seine sei der einzig wahre. Die religiöse wie die politische Überzeugung eines jeden Familienmitglieds wurde toleriert und respektiert. Details der Gottesverehrung blieben Privatsache und unangetastet.

Meine aufgeklärten Eltern lebten mir Werte wie Liebe, Achtung voreinander, Disziplin, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Hilfsbereitschaft weitgehend vor. Vater hat mir früh beigebracht, dass der Mensch sein Gewissen zur Richtschnur seines Tuns und Handelns entwickeln solle, nach dem Grundsatz: «Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu». Ich begriff, dass es zu einem gottgefälligen Leben grösserer Anstrengung bedarf als regelmässigen Kirchenbesuchs. Dass es vielmehr ebenso wichtig ist, sein Dasein als Geschenk einer über uns waltenden Macht anzunehmen und sich zu bemühen, es mit allen Vorzügen und Schwächen, die man mitbekommt, so zu gestalten, dass man es ohne Reue vor sich selbst, seinem Nächsten und Gott gegenüber verantworten kann. Ich habe mich redlich darum bemüht. Wie allen Menschen, ist es auch mir sicher nicht immer gelungen.

Mit 14 Jahren wurde ich konfirmiert. Das Ereignis hat keinen herausragenden Eindruck bei mir hinterlassen, wenn man davon absieht, dass ich wegen der allgemeinen Knappheit während des Krieges – man schrieb das Jahr 1916 – statt der erschnitten langen Hose nur eine kurze trug. Es blieb mir auch danach zweitrangig, nach einem bestimmten Ritus innere Einkehr zu halten. Mein durchaus vorhandenes Credo liess sich zeitlebens nie reglementieren.

## Schulstreiche

**M**eine Mitschüler und ich waren in ein Alter gekommen, in dem man die Kinderschuhe abstreift, aber noch keineswegs erwachsen ist. In dieser Phase schafft sich die Rebellion gegen den Zwitterzustand irgendein Ventil, bei Halbwüchsigen vorzugsweise in Form von Streichen, die sie ihren Lehrern oder anderen Respektpersonen spielen, um zu demonstrieren «ich bin schon wer». Auch das physische Kräfteressen untereinander nimmt wildere Formen an. Einmal landete ich bei einem solchen Gerangel sehr unsanft in einem Glaskasten mit Tafelutensilien. Er hielt meinem Gewicht nicht stand und Scheiben und sonst noch einiges gingen dabei zu Bruch. Vater wurde zitiert, den Schaden in Augenschein zu nehmen und zu ersetzen. Das Zeugnis verurteilte ein «Entsprechend» in Betragen, einer Disziplin, auf deren gute Benotung man in meiner Jugend grossen Wert legte. Die Eltern, die mich als eher gutmütig kannten,

zeigten Verständnis für meinen jugendlichen Übermut und nahmen meine Entgleisung nicht sonderlich tragisch.

Bei den Streichen, die wir Schüler ausheckten, begnügte ich mich mehr mit der Rolle des Mitwissers oder Mitläufers als des Täters. Es kam auch vor, dass ich mich unsolidarisch von den anderen lossagte, wenn mir etwas zu gefährlich oder zu infam erschien. In Vandalismus, wie er in der Generation meiner Enkel immer mehr um sich greift, arteten unsere Taten nie aus. Meist schätzten wir unseren Spass weit höher ein als das Resultat es wert war.

Zwei meiner Schulkollegen, Dräger und Hatschek, waren gewöhnlich die Anstifter, wenn es darum ging, den Lehrern eins auszuwischen. Wir streuten Juckpulver auf Lehrerpult und -Stuhl, Niespulver zwischen die Seiten des Klassenbuches, hatten damit aber keinen durchschlagenden Erfolg. Da kam Dräger eines Tages auf die satanische Idee, die Klobrillen in den Lehrertoiletten mit Juckpulver zu bestreuen. Wir anderen standen in der Pause auf der Lauer und warteten schadenfroh auf die Wirkung. Ich erinnere mich allerdings nicht, je beobachtet zu haben, dass ein sich kratzender Pädagoge dem stillen Örtchen entflo. Wahrscheinlich überschätzten wir deren Bedürfnis, auf den Muscheln Platz zu nehmen. So appetitlich waren sie nämlich nicht.

Ich konnte nicht umhin, es auch einmal zu Hause mit Juckpulver zu versuchen. In meinem damals etwa elfjährigen Bruder hatte ich einen begeisterten Kumpan. Eine Schachtel Juckpulver befand sich immer griffbereit in meiner Tasche. Bedauernswertes Opfer wurde unser halbblinder Onkel Georg. Er musizierte des Öfteren bei uns daheim und erteilte mir Geigenunterricht. Bei einer dieser Übungsstunden setzte er an einer von mir gespielten Passage etwas aus, während ich behauptete, richtig gespielt zu haben. Um sich zu vergewissern, bückte er sich mit seiner Geige ganz nahe hinunter zum Notenpult, weil er anders nichts sah. In dieser Stellung gab sein Hemdkragen ein Stück Hals frei. Wir zwei bösen Buben hatten nichts Eiligeres zu tun, als ihm schnell Juckpulver in das entblösste Genick zu blasen. Er bewies zwar noch, dass ich mich geirrt hatte, begann dann aber den Hals zu drehen und zu wenden, sich zu kratzen und als das nichts half, zur Wasserleitung zu eilen, um sich Kühlung zu verschaffen. Wir Missetäter hatten natürlich unseren Spass daran, umso mehr, als die Übungsstunde ein vorzeitiges Ende nahm. Ob Onkel Georg wirklich nicht den geringsten Verdacht gegen uns hegte oder nur so anständig war, uns nicht zu verraten, blieb sein Geheimnis.

Im fortgeschritteneren Alter von 14 und 15 Jahren erhofften wir jungen Herren uns nachhaltigere Wirkung von Stinkbomben, die gerade in Mode waren. Man konnte sie in jeder Papierhandlung erstehen, drei Stück für 20 Heller. Bevor der Verkauf später untersagt wurde, opferten wir wiederholt unser Taschengeld für diesen übelriechenden Jux.

Um die gleiche Zeit wurde uns in Chemie der Unterschied zwischen physikalischer und chemischer Verbindung mittels eines Experiments erklärt. In einer Epruvette mischte unser Professor Eisenfeilspäne mit Schwefelpulver. Über dem Bunsenbrenner erhitzt, verklumpte dieses Gemisch zu Schwefeleisen. Unter Zusatz von Schwefelsäure bildete sich  $\text{H}_2\text{S}$ , Schwefelwasserstoff, jenes übelriechende, in hoher Konzentration für den Menschen sogar schädliche Gas, das Hauptbestandteil der Stinkbomben war. Gewusst wie, machte ich mich in meiner kurzzeitigen Begeisterung für Chemie probeweise an die Eigenherstellung von Stinkbomben für den Hausgebrauch. Daheim hatte ich mir eine kleine Experimentierrecke eingerichtet. Eisenspäne fielen in unserer Werkstatt genügend an, Schwefelpulver und Säure wusste ich mir zu beschaffen. Der Rest war Routine. Stolz auf mein Produkt, versteckte ich eines Tages zwei oder drei Epruvetten hinter Schränken in unserer Wohnung. Die Wirkung liess nicht lange auf sich warten. Mit Schadenfreude, aber auch mit einigem Bangen, sah ich zu, wie alsbald in allen Räumen aufgeregt nach der Ursache des impertinenten Gestanks geforscht wurde. Alles liess auf ein defektes Klo schliessen, man konnte aber nichts finden. Allmählich verflüchtigte sich der üble Geruch durch die aufgerissenen Fenster. Auf mich als Übeltäter kam niemand – zum Glück! Vater hätte diesen Unfug nicht ungestraft durchgehen lassen.

Massiven Stinkbombeneinsatz leisteten wir evangelischen Schüler uns letztmalig vor einer unserer nachmittäglichen Religionsstunden in der leeren Mädchenschule. In den Klassenräumen nach weiblichen Hinterlassenschaften zu schnüffeln, bot keinen Anreiz mehr. Irgendwie mussten wir uns aber die Langeweile bis zum Unterrichtsbeginn vertreiben. Eher zufällig hatte einer in der gegenüberliegenden Papierhandlung sechs Stinkbomben erstanden. Unser Rädelsführer Dräger kam auf die Idee, sie in verschiedene Klosetts des Schulhauses zu verteilen. Hinderlich dabei war das ältliche Hausmeisterehepaar, das gerade die Reinigung der Gänge und Klassenzimmer besorgte. Jeder der beiden war für sich ein Original. Er, etwa um die 60, dürfte dem Dialekt nach Tiroler gewesen sein und unterstrich seine alpenländische Herkunft mit einer bis unters Knie reichenden, arg strapazierten speckigen Lederhose. Die Schuldinerin, ebenfalls vom Land, war eine kleine Person mit schmaler Taille aber ziemlich ausladendem Untergestell, zusätzlich betont durch eine Schürze und mehrere Unterröcke, unter denen sie immer umständlich nach ihrem Schnupftuch suchte. Auf dem Kopf trug sie ein Häubchen. Mit kleinen Trippelschritten eilte sie durch die Gänge und wies uns Buben nur zu gerne mit ihrer hohen Fistelstimme zurecht.

Trotz der Hausmeisterpräsenz gelang es Dräger, vier der Stinkbomben in verschiedenen Toiletten zu verteilen, während wir übrigen Schmiere standen. Kaum hatten wir uns nach vollbrachter Tat in unser Klassenzimmer verzogen, erscholl draussen grosses Geschrei, und die beiden Leutchen begannen aufgeregt, die Klosetts nach einem De-

fekt zu untersuchen. Um den Verdacht von uns abzulenken, suchten wir eifrig mit. Als der Schuldiener sich entschloss, den Herrn Oberlehrer zu holen, um den vermeintlichen Schaden zu melden, wurde uns schwummerlich. Dräger entledigte sich der vorletzten Stinkbombe, indem er sie in den grossen eisernen Ofen unseres Schulsaaes entleerte. Während Oberlehrer und Pedell noch in den verschiedenen Stockwerken suchten, führte die Nase der Schuldienerin sie zielsicher in unsere Richtung und ahnungsvoll zum Ofen. Sie öffnete das Türli, stiess einen Schrei aus und folgte schimpfend: «Jetz hamm'as, Gemeinheit, dös muass an Bua gmacht han!» Bevor die beiden Herren, von ihrem Gezeter aufgeschreckt, herbeieilten, ging sie nochmals zur Ofentür, steckte Hand und Kopf in die Öffnung und ihr Hinterteil dabei einladend in die Höhe. Dräger, in seiner Not, die letzte Stinkbombe loszuwerden, hat das so gereizt, dass er deren Inhalt auf den Allerwertesten der guten Frau tröpfeln liess. Kaum war diese Missetat vollbracht, erschien der Schuldiener mit dem Oberlehrer. Triumphierend griff das kleine Weiblein erneut in das Ofenloch und reckte, während sie darin herumwühlte, dem neugierig hinter ihr wartenden Pädagogen ihre Kehrseite zu. Die rechte Hand am Zwicker, beugte er sich interessiert vor, prallte aber im gleichen Augenblick mit dem entsetzten Ausruf zurück: «Frau, bleiben Sie mir vom Leibe, Sie stinken ja selbst wie die Pest!» Dann suchte er das Weite. Erschrocken wuzelte sich die Arme aus dem Ofenloch heraus. Zuerst drehte ihr Mann sie nach allen Seiten, dann wollte sie selbst sich von ihrem üblen Duft überzeugen. Bei dem Versuch, ihre Röcke zu erhaschen, um daran zu riechen, kreiste sie mehrmals um die eigene Achse wie ein Dirndl auf dem Tanzboden. Die Szene war eines bühnenreifen Volksstücks würdig und wir hatten einen Riesenspass daran. Allerdings waren wir ertappt und das Lachen verging uns bald. In einer Ecke zusammengerottet, harrten wir des kommenden Donnerwetters. Der Herr Oberlehrer hielt sich zum Glück aus der Sache heraus. Dagegen erschien alsbald Pfarrer Enz mit ernster Miene. Von unserem Streich unterrichtet, hielt er uns zuerst eine Strafpredigt und ermahnte uns anschliessend mit einem Bibelwort, in uns zu gehen und über unser Tun nachzudenken. Praxisbezogene Sittenlehre. Unterschwellig blitzte einiges Verständnis für unseren Spass bei ihm durch, und wir kamen glimpflich davon.

## Rodaun

**B**is zum Tode meiner Herzstark-Grossmutter im Jahre 1911 waren wir jedes Jahr in die Umgebung Wiens in die Sommerferien gefahren. 1912 fiel wegen des Hauskaufes in der Linken Wienzeile der Sommeraufenthalt aus. Ab 1913 besaßen wir unseren eigenen Sommersitz in Rodaun, Richtergasse 14.



In diesem, damals noch an der südlichen Peripherie gelegenen Vorort Wiens, hatte ein Fabrikant für medizinische Artikel, Baron Odelga, ein grosses Areal samt Haus zum Kauf angeboten. Das Grundstück umfasste einen Prachtgarten mit diesem Objekt, sowie einen Obst- und Gemüsegarten. Von der Wienzeile aus war es leicht erreichbar. Vater entschloss sich, das Haus samt 1.500 m<sup>2</sup> Gartenfläche mit etwa 200 Obstbäumen, teils in Spalierreihen angelegt, zu erwerben. Unsere neue «Villa» war ein älteres Gebäude mit zwei Wohnungen, deren untere ein pensionierter Schuldieners namens Zechmeister mit seiner Frau bewohnte. Die obere Wohnung richteten wir für uns ein. Weil sie ziemlich klein und nicht sehr komfortabel war, baute Vater 1914 ein weiteres Stockwerk auf. Nun bot sich uns genügend Raum und Bewegungsfreiheit. Herr Zechmeister übernahm kleine Hausmeisterdienste und kümmerte sich während unserer Abwesenheit um Haus und Garten. Einen bereits anwesenden Hund undefinierbarer Rasse namens Lord behielt Vater als zusätzlichen Aufpasser.



*Familie Herzstark mit Hund Bschütt im Garten ihrer Sommervilla in Rodaun, Richter-gasse 14, im Jahre 1914*

Zu unseren illustren Nachbarn zählte nebenan in der Richtergasse 16 Professor Blum, eine Kapazität auf dem Gebiet der Urologie. Er und Vater haben sich wiederholt angeregt über medizinische Probleme unterhalten oder Reiseerlebnisse ausgetauscht.

Die Villa schräg gegenüber gehörte einem Kofferfabrikanten Fröhlich. Dort wohnte die Familie Holzschuh, deren Tochter Lizzi später eine angesehene Schauspielerin wurde. Ich kannte sie als kleines Mädchen.



*Familie Herzstark (Mitte), flankiert von Erich (li.) und Leo Hermann Gruber (re.), Söhne von Samuel Jakob Herzstarks Schwester Amalie Gruber. Ganz aussen Meister Laurenz Schweiger und seine Frau – Kriegssommer 1916 in Rodaun*

Ganz in der Nähe stand auch das Haus des Dichters Hugo von Hofmannsthal. Mit seinen beiden Söhnen trafen mein Bruder und ich manchmal im Schwimmbad zusammen, wo wir uns an Wettschwimmen mit ihnen beteiligten. Ein engerer Kontakt entwickelte sich nicht. Sie waren älter als wir und ziemlich hochnäsig, deshalb im Ort auch nicht sonderlich beliebt.

Eine andere in Rodaun geschlossene Freundschaft zwischen einer Schulkollegin meines Bruders und unserer Familie setzte sich dagegen über viele Jahrzehnte fort. Wie ich, besuchte auch Ernst in der Volksschule die letzten Unterrichtswochen vor

den Ferien am Sommerfrischenort. Er brachte häufig ein Mädchen namens Berta Lauf zum Spielen mit. Sie wurde später seine erste Jugendliebe. Obwohl beide andere Partner heirateten, hielt Berta auch als Frau Anderl die Freundschaft zur Familie Herzstark bis ins hohe Alter aufrecht. In den letzten Lebensjahren meiner Mutter kümmerte sie sich ein wenig um sie und beherbergte Mitte der Sechziger Jahre in ihrer Wohnung in Wien über ein Jahr lang meine Tochter Christa, als sie sich räumlich von meiner Frau trennte.

Der Besitz in Rodaun war für uns in jeder Hinsicht ein Gewinn. Die Eltern konnten sich, wann immer sie Zeit fanden, draussen erholen und mein Bruder und ich genossen im Sommer das Leben auf dem Land, weil es uns weniger Zwänge auferlegte als jenes in der Stadtwohnung.

Von Juni bis Oktober ernteten wir die verschiedensten Beeren, Kirschen, Pflaumen, Äpfel und Birnen; es wurde fleissig eingekocht und Wintervorrat angelegt. Sogar das Fallobst fand Verwendung. Unsere Köchin verstand leckeres Apfelgelee daraus zu zaubern.

Mein immer lernbegieriger Vater vertiefte sich in Bücher über Obst- und Gemüsebau. Zusätzliche Ratschläge gab Lehrer Eber, der uns wiederholt in Rodaun besuchte. Er war es auch, der Vater riet, die Spalierbäume mit Tabaksaft zu besprühen, als sie von Blutläusen befallen waren. Die Methode hatte Erfolg.

Bald nach Beginn des Krieges traten in Wien Versorgungsschwierigkeiten auf. Vater entwickelte sofort Ideen, dem Notstand zu begegnen. Er vergrösserte den Gemüsegarten, informierte sich über Tierhaltung und schaffte ein kleines Hühnervolk mit einem stolzen Hahn an. In einem bereits vorhandenen vergitterten Gehege fand es genügend Auslauf. Unsere Versorgung mit Eiern und Hühnern blieb damit gesichert. Kühner war das Unterfangen mit zwei Ziegen, Meckerl und Minka. Sie hatten kurz vor dem Erwerb geworfen und pralle Euter; wir leider geringe Erfahrung mit dem Melken. Was Wunder, dass die Tiere bei dieser Prozedur äusserst unruhig wurden und sich zur Wehr setzten. Kein Problem bei der Erfindungsgabe meines Vaters! Er konstruierte einfach einen Melkkäfig. Es handelte sich um einen seitlich von Latten begrenzten Holzverschlag, so weit vom Boden erhöht, dass man sich beim Melken nicht bücken musste. Das Geniale daran waren zwei herausziehbare Querbrettchen, eines vorne, um das Tier an der Flucht zu hindern, das zweite zwischen Euter und Hinterbeinen, damit es nicht treten konnte. Derart eingezwängt, hatte die Ziege keine Chance und musste beim Melkvorgang stillhalten. Unsere zwei Geissen waren von diesem Pferch natürlich alles andere als begeistert. Mit viel gutem Zureden, notfalls mit sanfter Gewalt, liessen sich die Ziegen in den Verschlag locken. Wurden aber nach beendeter Melktortur die Querlatten entfernt, gab es für die jeweils Misshandelte kein Halten mehr. Mit einem zornigen Satz entwich sie ihrem Marterstuhl und ging auf alles

zum Angriff über, was ihr in den Weg kam. Einmal wurde die kleine Tochter unserer Wiener Hausbesorgerin, die manchmal bei uns zu Besuch weilte, unschuldig Opfer. Sie hatte aus einiger Entfernung interessiert dem Melkvorgang zugeschaut. Kaum fühlte sich die Ziege befreit, rannte sie in wilden Sprüngen auf die Kleine los und schmiss sie ins Gras. Unser aller Schreck war gross. Zum Glück trug das Mädchen keinen Schaden davon.

Zu dem schon vorhandenen älteren Hund, der von Herrn Zechmeister betreut wurde und recht zahm war, kaufte Vater einen zweiten, etwas edleren, den wir «Bschütt» taufte. Jedes Tier besass seine eigene Hundehütte. An unseren lebenden Spielkameraden hatten nicht nur wir Kinder unseren Spass, sie erwiesen sich auch zur Abschreckung von Dieben und anderem Gesindel als durchaus nützlich. Teils aus Not, teils aus Lust am Diebstahl wurde immer wieder da und dort eingebrochen. Unsere beiden Hausgenossen aber waren gute Wächter.

Auch in unserer Nachbarschaft hielten die Leute aus ähnlichen Gründen Hunde. In einem der Gärten gab es einen besonders scharfen Vierbeiner, der stets die Zähne fletschte und uns anbellte, wenn wir Kinder am Zaun vorbeiging. Dieser Attacken überdrüssig, streuten wir ihm eines Tages Pfeffer auf die Schnauze. Aufheulend suchte er das Weite. Er hat unsere Rache überlebt.

Besonders vergnüglich für Bruder Ernst und mich gestalteten sich gelegentliche Zusammenstösse mit unserem Mitbewohner, Herrn Zechmeister. Als ehemaliger Schullehrer war er es gewohnt, Autoritätsperson zu sein und erwartete auch von uns zwei Lausbuben den nötigen Respekt. Wenn er von «seiner Schule» erzählte, hörten wir ihm andächtig zu. Erregten wir aber sein Missfallen, wies er uns streng zurecht und fühlte sich dabei wieder so richtig in seinem Element. Was Wunder, dass wir ihn gerne ein wenig reizten und ihm gelegentlich einen Schabernack spielten. Einmal gelang uns das eher unabsichtlich. Ernst, ich und einige andere Kinder spielten auf dem Balkon im ersten Stockwerk mit einer kleinen Spielzeug-Feuerwehrspritze und versprühten das Wasser mit dem Schlauch unbekümmert in die Gegend. Dass drunten im Garten unser guter Zechmeister auf einer Liege seinen Mittagsschlaf hielt, hatten wir nicht bemerkt. Plötzlich erscholl lautes Gebrüll. Der erboste Ex-Pedell sass auf seiner Pritsche, wischte sich über Gesicht und Schnurrbart und rief entrüstet seiner Frau zu: «Sali, Sali, jetzt hot er mir direkt ins Mäui brunst!» Zechmeisters Vermutung traf keineswegs zu. Wir entschuldigten uns von oben und erklärten, dass das Wasser durch die etwas rostige Spritze vielleicht einen schlechten Geruch habe. Er liess sich nicht beruhigen. Wir gingen arglos hinunter, um ihm nochmals zu versichern, dass unser Tun reiner Zufall, nicht böse Absicht gewesen war. Er glaubte uns nicht. Fest von unserem üblen Scherz überzeugt, machte er Anstalten, uns zu ohrfeigen. Es begann

eine wilde Jagd durch den ganzen Garten, die Zechmeister natürlich verlor. Seine Sali redete ihm gut zu, leider ohne Erfolg. Abends berichtete er die Geschichte brühwarm den Eltern. Sie hielten uns nicht für so infam wie geschildert. Mit ein paar Glas Bier gelang es ihnen, den erbosten Zechmeister schliesslich zu besänftigen.

Als wir herausgefunden hatten, dass Zechmeister sich über jede jugendliche Unbotmässigkeit leicht ereiferte, haben wir uns öfter kleine Bosheiten ausgedacht. Etwas weiter hinten im Garten befand sich ein Salettl. Vielleicht in der Hoffnung, dort ungestörter zu sein, hielt er seinen Mittagsschlaf von nun an mit Vorliebe in diesem Gartenhäuschen. Es war aus Holz, mit einem Blechdach gedeckt. Grosse Obstbäume schirmten es gegen das Haus hin ab. Von unserem Bodenfenster aus konnte man das Dach des Salettles über die Bäume hinweg sehen. Mit Fallobst und kleinen Steinen bewaffnet, bezogen Ernst und ich eines Tages auf dem Dachboden Stellung. Sobald wir Zechmeister richtig schnarchen hörten, begannen wir mit unseren Zielübungen auf das Dach des Lusthauses. Bumms, knallte ein Apfel auf das Blech und kullerte in die Tiefe – nichts. Dann ein kleiner Steinregen – das Schnarchen erstarb vorübergehend. Als es sich fortsetzte, nochmals ein Apfel – das Schnarchen blieb aus; wieder ein Geschoss – Zechmeister war wach, lauschte, brummte vor sich hin – erneut donnerte ein Apfel aufs Dach und holperte zu Boden. Wir setzten unser Spiel so lange fort, bis der genervte Mann sein Schläfchen endgültig abbrach und sich verzog. Dann räumten wir rasch unsere Angriffsbasis. Zechmeisters Verdacht richtete sich zwar gegen uns, er konnte ihn aber nicht beweisen und wir blieben ungeschoren.

Auf diese und andere eher harmlose Weise haben wir versucht, ihm die Courage abzukaufen, wenn er sich uns gegenüber zu schuldiennerhaft benahm. Mit zunehmendem Alter hörten diese Kindereien von selbst auf.

Rodaun wurde später nach Wien eingemeindet. Das Grundstück samt Haus besass meine Mutter noch nach dem Kriege. Nach ihrem Tod 1956 beschlossen mein Bruder und ich, es zu veräussern, da uns die Mittel für eine notwendige Generalinstandsetzung und Modernisierung fehlten, und es für uns nur eine finanzielle Belastung gewesen wäre. Das schöne Leben in Rodaun aber möchte ich nicht missen.

# Berufsausbildung – Studium – Freizeitgestaltung

## Lehre – Staatsgewerbeschule

Im Sommer 1916 hatte ich nach vier Klassen Volksschule und vier Klassen Realgymnasium der gesetzlichen Schulpflicht genügt. Es erhob sich die Frage, wie es im Hinblick auf das Ziel, einmal den väterlichen Betrieb zu übernehmen, weitergehen sollte. Vater befand, es sei verlorene Zeit, eine humanistisch ausgerichtete Bildung bis zur Matura fortzusetzen und anschliessend die Technische Hochschule zu besuchen, umso mehr, als es damals an der Wiener TH keinen speziellen Lehrstuhl für Feinmechanik gab. Ich könne dann zwar mit einem Universitätsabschluss glänzen, praktischen Wert für mich hätte er kaum. Geeigneter sei der Besuch der Höheren Staatsgewerbeschule, einer technischen Fachoberschule, die ein Studium mit Schwerpunkt auf Grundlagen des Maschinenbaues bis zur Reifeprüfung anbot. Weil aber auch an der Staatsgewerbeschule kein spezielles Lehrfach für Feinmechanik existierte, wurde beschlossen, dass ich zunächst in unserem Betrieb eine Lehre als Feinmechaniker absolvieren sollte.

Ich setzte also den Schulbesuch vorübergehend aus und wurde im Herbst 1916 in unserem eigenen Betrieb als Feinmechaniker- und Werkzeugmacherlehrling aufgedungen, wie man das damals nannte. Eindeutige gesetzliche Regelungen über den genauen Ablauf einer Lehre sind mir nicht erinnerlich, ausser dass zwei Jahre Lehrzeit als Minimum, vier Jahre als Maximum vorgeschrieben waren. Ob eine Berufsschulpflicht bestand, weiss ich nicht. Nach beendeter Lehre musste man zur Gesellenprüfung antreten. Ein guter Lehrmeister und eigener Fleiss waren Garanten für einen erfolgreichen Ausbildungsabschluss. Wir haben in unserem Betrieb jährlich fünf bis sechs Lehrlinge aufgenommen. Vater war bereits recht vorbildlich in der Lehrlingsbetreuung. Sie wurden so weit gefördert, dass sie von der Ausbildung wirklich etwas profitierten. Schliesslich war ein guter Geselle auch ein Renommee für den Lehrherrn.

Mein unmittelbarer Lehrmeister war unser tüchtiger Werkstattleiter, Johannes Hayard, auf seinem Gebiet fast eine Kapazität. Ich bin schon mit einer ganzen Menge Vorwissen in die Lehre gekommen, weil ich mich von Kindheit an oft in der Werkstatt aufgehalten und an Drehbänken, Bohr- und Fräsmaschinen mit Hayards Unterstützung immer wieder probiert habe. Der Meister behandelte mich fast wie einen Sohn. Unter

seiner fachmännischen Anleitung machte ich rasche Fortschritte. Alle unsere Lehrlinge mussten nach den einzelnen Lernschritten den Aufwand dafür eine Zeit lang mit produktiver Arbeit amortisieren. Wenn ich eine Ausbildungsstufe abgeschlossen hatte, durfte ich gleich zur nächsten wechseln. Das war mein einziges Privileg als Sohn des Firmeninhabers.

Im Herbst 1917 trat ich nach bestandener Aufnahmeprüfung in die Höhere Staatsgewerbeschule ein, um auch meine schulische Ausbildung voranzubringen. Gleichzeitig absolvierte ich daneben das zweite Lehrjahr im väterlichen Unternehmen. Es war eine ziemlich harte Zeit für mich: Um sechs Uhr früh aufstehen, um sieben Uhr per Fahrrad in die Schule, anfangs in die Eugengasse, Wien X, ab 1918 in die Schellinggasse im I. Bezirk. Unterricht von acht Uhr bis vierzehn Uhr, per Rad wieder heim. Nach einem schnellen Mittagessen ging es nachmittags gleich in die Werkstatt. Nebenbei musste ich noch meine Schularbeiten machen.

Während des Ersten Weltkrieges arbeitete unser Betrieb rund um die Uhr in vier Schichten: Von sieben bis zwölf, 13 bis 18, 19 bis 24 und 1 bis 6 Uhr. Vater war eingetrichtert, Mutter führte die Geschäfte allein. Die Produktion von Rechenmaschinen war ausgesetzt worden zugunsten von Schrapnellzündern für Geschütze. Ich lernte Präzisionsteile anzufertigen, die auf Hundertstel genau stimmen mussten. Erstmals kam ich mit dem sogenannten Austauschbau in Berührung, das heisst, der Anfertigung von Teilen, die in verschiedene Geräte gleicher Bauart eingepasst werden konnten. Oft ging ich nach dem Abendessen noch in die Werkstatt und betätigte mich an den Maschinen. Manchmal stellte ich mir morgens um drei Uhr den Wecker, um im Betrieb nach dem Rechten zu sehen und zu kontrollieren, ob während der Nachtschicht auch niemand schläft. Wir beschäftigten damals in der Werkstatt ungefähr 40 bis 50 Leute; zum Teil Männer, die wegen der Arbeit in einem kriegswichtigen Betrieb vom Wehrdienst enthoben waren, aber auch Frauen, was nicht immer unproblematisch war.

Trotz der Doppelbelastung Schule/Lehre fühlte ich mich nicht überbeansprucht. Sowohl der Unterricht als auch die praktische Betätigung machten mir Freude.

Mitte 1918 trat ich nach zweijähriger Lehrzeit zur Gesellenprüfung an. Sie fand nicht in unserem Betrieb statt, sondern wurde von einer unabhängigen Kommission abgenommen. Ich fertigte das Antriebswerk (Staffelwalze und Zehnerschaltung) einer Rechenmaschine und eine Präzisionsgewindelehre samt Gewinde, sowie einige andere Kleinigkeiten und legte sie vor. Ein Gremium von fünf bis sechs Herren nahm die theoretische Prüfung ab. Aufgrund meiner Leistungen bestand ich die Gesellenprüfung mit der Note «vorzüglich». Den Gesellenbrief besitze ich leider nicht mehr.



*Von 1917 bis 1921 absolviert Curt Herzstark die Höhere Staatsgewerbeschule in Wien I, Schellinggasse, mit Maturaabschluss*

Nach dem erfolgreichen Abschluss der Lehre konnte ich mich nun ganz auf das Studium an der Höheren Staatsgewerbeschule konzentrieren. Während des Krieges waren jüngere Professoren im Lehrkörper stark unterrepräsentiert. Wie schon an der Realschule, unterrichteten auch hier überwiegend ältere, teilweise aus der Pension in den Schuldienst zurückberufene Lehrkräfte. Neben den an Gymnasien üblichen naturwissenschaftlichen und allgemein bildenden Fächern, lag das Hauptgewicht des Unterrichts auf dem technischen Sektor wie Maschinenbau, Maschinenzeichnen, mechanische Technologie, Elektrotechnik etc.

Mathematik unterrichtete in meiner Klasse Ing. Robert Albrecht, seines Zeichens Baurat, ein Hüne von nahezu 1.90 Metern. Er rühmte sich vor seinen «Herren Buam», niemals die Note «vorzüglich» zu erteilen, weil es unter seinen Schülern keinen Übermenschen gäbe, der sie verdiene. Neben richtigen Resultaten legte er grössten Wert auf gestochene Schrift von Ziffern und Buchstaben, geschlungenen, eckigen Klammern und sonstigen Zeichen in Gleichungen und anderen algebraischen Rechnungen. Meine Arbeiten waren meist richtig und einwandfrei lesbar. Dennoch kam ich bei



Herrn Albrecht über ein «befriedigend» oder «genügend» nicht hinaus, weil ich seiner Pedanterie offenbar nicht genüge. Er wurde abgelöst von einem jüdischen Professor namens Dr. Siegmund Schwätzer, Privatdozent an der Technischen Hochschule, der bei uns mit unterrichtete. Seine interessante Interpretation der höheren Mathematik und analytischen Geometrie gefiel mir besser und sicherte mir im Abschlusszeugnis ein «Vorzüglich» in Mathematik.

Physikunterricht erteilte Professor Franz Gerstorfer. Er war von der Höheren Staatsgewerbeschule in Bielitz, das nach dem Krieg Polen zugeschlagen worden war, nach Wien zurückgekehrt. Ich hatte grosse Achtung vor ihm und strengte mich entsprechend an. Der Preis war ein «vorzüglich» in Physik. Ausgerechnet nach einer Prüfung in Elektrizitätslehre! Ich verstand davon nicht allzu viel, hatte den Stoff aber so gut auswendig gelernt, dass mir bei der Prüfung kein Fehler unterlief. Vielleicht stimmten ihn letztlich die lauten «Ja, ja»-Rufe meiner Mitschüler auf seine Frage, ob mir eine «Eins» gebühre, zu einem weiteren «vorzüglich».

Die rein technischen Fächer machten mir keine Schwierigkeiten. Ich habe gerne und gut konstruiert, wenn auch Brücken, Kräne, Dampfmaschinen und dergleichen Monster nichts mit meiner angepeilten Berufssparte zu tun hatten. Die Professoren mühten sich redlich, uns nach zwanzig-, dreissigjährigem Brauch technisches Wissen beizubringen und es in die Praxis umzusetzen. Für mich war vieles davon unwichtig und eher uninteressant. Ich musste es eben über mich ergehen lassen. Technologie und Fertigungserfahrungen nach damals neuestem Stand wurden ziemlich vernachlässigt. In einer schuleigenen Werkstätte gab es praktischen Unterricht. Der damit befasste Lehrer konnte aber Meister Hayard aus dem väterlichen Betrieb nicht das Wasser reichen. Wir begannen mit dem Feilen von Würfeln! Wenn man in der Metallbranche einen Lehrling beschäftigte und eine Weile Ruhe vor ihm haben wollte, drückte man ihm ein Stück Eisen und eine Feile in die Hand und der Arme durfte sich plagen, sechs rechtwinklige bzw. planparallele Flächen zustande zu bringen. Ein geradezu lächerliches Unterfangen. Auch die in der Lehrwerkstatt stehenden Maschinen hätten wir in unserem Betrieb längst ausgemustert, weil sie schon so unpräzise und ausgeleiert waren. Einmal habe ich an einer Drehbank erst ein Lager richtig angezogen, damit man überhaupt brauchbare Gewinde daran schneiden konnte. Meine Vorkenntnisse aus der Lehre kamen mir hier sehr zustatten.

Wenig Freude hatte ich am reinen Maschinenzeichnen. Nichts gegen Konstruktionsaufgaben. Aber an einer Dampfmaschine beispielsweise 20 Nieten exakt mit Tuschel ausziehen, gelang mir nur unvollkommen. Mir fehlte weniger die ruhige Hand als einfach die Lust dazu. Schliesslich wollte ich nicht technischer Zeichner werden. Deshalb störten mich ein «befriedigend» oder ein «genügend» in diesem Fach wenig. Auch die Eltern tangierte das nicht.

In der letzten Klasse 4b lehrte Ing. Karl Fehring Elektro- und Maschinentechnik. Ich erinnere mich gut, wie er mit grossem Zirkel und Kreide bewaffnet vor der Tafel dozierte. Er war eine imposante Erscheinung und flösste uns Schülern Achtung ein, zumal er von seinem Gebiet etwas verstand. Meine Note in seinem Fach ist mir leider entfallen.



*Professor Ing. H. Fehring,  
Curt Herzstarks Klassenvorstand in der 4b im Schuljahr 1920/21*

Im Sommer 1921 schloss ich die Höhere Staatsgewerbeschule mit erfolgreicher Matura ab. Mein Schulstudium war damit beendet. Es reichte nicht ganz zum Vorzugsschüler mit summa cum laude, doch konnte ich in diesen letzten vier Schuljahren neben der technischen Ausbildung mein Allgemeinwissen vertiefen und ein gutes Bildungsniveau erreichen. Für meinen späteren Beruf auf dem Gebiet der Feinmechanik habe ich in dieser Zeit allerdings fachlich nicht sehr viel profitiert.

## Mein Leben und die Musik

Ich gehörte zu den vom Schicksal bevorzugten Menschen, denen musikalische Begabung in die Wiege gelegt wurde. Erblich begünstigt haben mich beide Elternteile. Der jüdische Stamm, dem Vater angehörte, hat, wie sich immer wieder erweist, Musik im Blut. Vaters Vetter, der Geigenvirtuose Fritz Kreisler, sei nur ein Beispiel für viele. Aus Mutters Linie haben vielleicht die Urahnen aus Savoyen und aus dem mährisch-slawischen Raum Musikalität an mich weitergegeben. Ich erinnere an Mutters hochmusikalischen Bruder mit eigener Musikschule und an ihre Volksmusik betreibende oberösterreichische Verwandtschaft. Diese Konstellation schlug sich in mir nieder.

Es ist überliefert, dass ich schon als ganz kleiner Bub gerne gesungen und auch dazu getanzt habe. Man denke an den «Ringelspielbaum» in Tullnerbach-Pressbaum. Wenn Grossmutter mir Kinderlieder vorsang, zeigte ich ein feines Ohr für falsche Töne. Musik aus dem Grammophon konnte ich in kurzer Zeit auswendig. Auf diese Weise wurde man in der Familie auf mein Talent aufmerksam.

In meiner Jugend gehörte es in Bürgerhäusern zum guten Ton, Hausmusik zu pflegen. Jedes nur einigermaßen begabte Kind sollte ein Instrument spielen können. Onkel Georg unterstützte die Ansicht der Eltern, dass bei mir die Voraussetzungen dafür gegeben seien und riet dazu, möglichst früh mit Instrumentalunterricht zu beginnen, damit die Finger Muskulatur rechtzeitig trainiert werde. Um meine Vorliebe und Fertigkeit zu ergründen, erhielt ich ab dem fünften Lebensjahr Musikunterricht gleichzeitig in Klavier und Geige.

In der Nähe des Kindergartens befand sich eine Klavierschule. Betty Gindra, die Inhaberin, gab mir, wie auch anderen Kindern meines Alters, die ersten Klavierstunden. Das Notenlesen machte mir keine Mühe und war mir lieber als das Üben. Mutter erfand eine Methode, mir diese wenig geliebte Beschäftigung im wahrsten Sinne des Onkel Georg lieh sie sich grosse Pappendeckel mit Notenlinien, auf die man ganze, halbe, Viertel-, Achtelnoten usw. auflegen konnte. Mama ersetzte die eine und andere

Note durch flache, mit buntem Zuckerstreusel verzierte Schokoladenplätzchen. Wenn ich meine Lektion zur Zufriedenheit gespielt hatte, durfte ich die Plätzchen essen. Das gab meinem Eifer natürlich grossen Auftrieb, denn mit Süssigkeiten liess ich mich gerne ködern.

Geigenunterricht erteilte mir Onkel Georg. Auf einer halben Geige begann ich mit meinen Streichübungen, in der ersten, später in der zweiten und dritten Lage und so fort. Ich habe meine Sache so gut gemeistert, dass ich in der Volksschule meine Mitschüler beim Singen auf den Instrumenten begleiten durfte.

Bei einem unserer Familientreffen im Hause Kreisler kam das Gespräch auch auf mich und meine instrumentalen Versuche. Dr. Kreisler bat seinen Sohn Fritz, mich anzuhören und meine Fähigkeiten zu prüfen. Die Aufgabe, eine mir unbekanntes Geigenstück vom Blatt zu spielen, bewältigte ich ohne Schwierigkeiten. Vater und Sohn Kreisler befanden, dass ich für mein Alter – ich muss etwa sechs oder sieben Jahre gezählt haben – schon recht gut Noten lesen und sie in Musik umsetzen konnte. Beim Anschlagen verschiedener Akkorde auf dem Klavier wusste ich aus dem Nebenzimmer die Töne und Intervalle exakt zu bestimmen. Fritz bescheinigte mir absolutes Gehör und durchaus die Fähigkeit für eine eventuelle musikalische Laufbahn.

Mit Beginn der Volksschule habe ich eine andere Klavierlehrerin bekommen. Auch Fräulein Leschka war eine gute Musikpädagogin. Neben den obligatorischen Fingerübungen und einfachen Stücken übte ich jetzt fleissig Sonatinen von Kuhlau und Diabelli und machte rasche Fortschritte. Im Alter von zehn Jahren habe ich beide Instrumente so weit beherrscht, dass meine Darbietungen durchaus anhörbar waren. Dann und wann versuchte ich eigene Einfälle in Musik umzusetzen. In diese Zeit fällt auch mein an anderer Stelle ausführlich geschildertes Opus «Die Geisternacht». Ich war kein Wunderkind, glaube aber, etwas überdurchschnittlich begabt gewesen zu sein. Im Laufe der Jahre gewann die Vorliebe für das Klavierspiel die Oberhand, und ich bemühte mich neben Schule und Lehre um weitere Vervollkommnung. Als Staatsgewerbeschüler nahm ich kurzzeitig Unterricht in Harmonielehre bei Hermann Grädener. Er wohnte im III. Wiener Bezirk in der Jaquingasse und schrieb u.a. die Musik zu Franz Salmhofers Schauspiel «Erzherzog Karl». Auch ich habe um diese Zeit ein wenig zu komponieren versucht, doch ist nicht viel dabei herausgekommen, weil ich gleichzeitig mit vielen anderen, mit Blick auf das spätere Leben wichtigeren Dingen befasst war. Die Musik hat nur zweiten Rang eingenommen.

Meinem Physiklehrer aus der Staatsgewerbeschule, Professor Gerstorfer, habe ich

es zu verdanken, dass ich einmal im Leben mein musikalisches Talent vor grösserem Publikum unter Beweis stellen durfte. Gerstorfer war ein sehr aufgeschlossener, ziemlich ideenreicher, unternehmungslustiger Pädagoge. Weil er der Jugend in der tristen Nachkriegszeit einmal etwas Vergnügliches bieten wollte, arrangierte er im Zusammenwirken mit einem Schwimmclub für uns einen Ball. Die Vorbereitungen für das Programm begannen schon drei Monate vorher. Meine musikalischen Aktivitäten waren an der Schule nicht unbekannt. Unter meinen Mitschülern war ich sicher einer der Leistungsfähigsten auf diesem Gebiet und hatte durch meinen Onkel Georg gute Beziehungen zur Musikszene. Deshalb wurde ich von Professor Gerstorfer dazu ausersehen, die musikalische Leitung der Veranstaltung zu übernehmen. Meine erste Aufgabe war, ein Orchester aufzustellen. Das erwies sich als ziemlich schwierig. Es gab zwar einige Geiger, auch einen Trompeter unter uns Studenten, weitere Streicher und Bläser aber fehlten. Ich machte eine Anleihe bei Onkel Georg, der mir gerne einige seiner Schüler zur Verfügung stellte. Es gelang, eine circa 30 Mann starke Kapelle zusammenzubringen, mit der ich fleissig zu proben begann. Im Frühjahr 1919, in der Faschingszeit, fand unter dem Patronat des Deutschen Schulverbands in den Mariensälen in der Sechshausenstrasse, Wien XV, der grosse Sportlerball statt. Als Dirigent, teilweise auch Solist, musste ich entsprechend würdig gekleidet sein. So kurz nach Kriegsende aber gab es kaum etwas Passendes zu kaufen. Meine Eltern kamen auf die Idee, Vaters eingemotteten Frack für mich umarbeiten zu lassen. Er war mir auch danach noch etwas zu weit, doch aus der Zuschauerperspektive merkte man es kaum. Um mein künstlerisches Fluidum zusätzlich zu unterstreichen, brannte man mir Locken ins Haar!

Derart herausgeputzt, eröffnete ich die Veranstaltung mit einem eigens von mir komponierten, der Sportvereinigung gewidmeten Sportmarsch. Die Stimmen für die einzelnen Instrumente hatte ich selbst aus der Gesamtpartitur herausgeschrieben und mit den Musikern eingeübt. Es klappte vorzüglich. Als zweites Stück brachten wir die Ouvertüre von «Dichter und Bauer» zu Gehör. Ein junger Beamter namens Perutka, ehemaliger Schüler meines Onkels, spielte untadelig das Cello-Solo. Es folgte der erste Satz aus der h-Moll-Sinfonie von Franz Schubert. Alles in allem ein Programm von einigem Niveau.

Nach einem mündlichen Vortrag trat ich als Klaviersolist mit der «Polka de la reine» von Joachim Raff auf. Sie war nicht ganz einfach zu spielen. Ich hatte monatelang geübt und freute mich über den Applaus.

# Vortrags-Ordnung.

Musikalische Leitung: Curt Herzstark.

1. Sportmarsch von C. Herzstark (gewidmet der Sportvereinigung).
2. Ouvertdüre zu „Dichter und Bauer“.
3. Erster Satz aus der H-moll-Symphonie von Franz Schubert.
4. Vorträge, gehalten von Dikmar Stolzenberg.
5. Caprice von Joachim Raff; Solist: Curt Herzstark.
6. Lieder, gesungen von Fräulein Grete Drloff:
  - a) Arie des Pagen aus der Oper „Die Huguenotten“ von G. Meyerbeer.
  - b) „Zueignung“ von Richard Strauß.
  - c) „Ständchen“ von Richard Strauß.
7. Troubadour-Phantasie für Geige; Solist: Musikdirektor Georg Loman.

## == Gastspiel ==

der  
Theaterriege des Schwimmklubs „Neptun“, Klosterneuburg.

Regie: Karl Bringmann.

### 8. Eine Tasse Tee.

Lustspiel in einem Akt von Kautler und Verley.

Personen:

Baron Henry v. Billedeulle	Herr J. Spolt
Bernance, seine Gemahlin	Frl. A. Plach
Niktor Camouillet	Herr A. Jcernik
Josaf, ein Diener	„ H. Justl
Ein zweiter Diener	„ H. Sturm

### 9. Der Mord in der Kohlmessergasse.

Voffe von Alexander Bergen.

Personen:

Praktiker Traunthaler	Herr J. Trumauer
Charlotte, seine Frau	Frl. M. Geller
Mislabach	Herr A. Bringmann
Walter Pollmann	Herr A. Weyrich
Jakob, Bedienter	Herr J. Wfler
Ein Stubenmädchen	Frl. H. Sturm

10. Humoristische Vorträge, gehalten von Herrn Wind.

== Pause. ==

## Tanzkränzchen.

Tanzordner: Herr J. Gerwinha.

Preis K 3.

# SPORTMARSCH (Partitur)

Flöte

Trompete

Schlagzeug

Violine I

Violine II

Cello

Bass

Violenoncello

Kontrabaß

Logo:

Anfangstakte des von Curt Herzstark komponierten Sportmarsches anlässlich einer Faschingsveranstaltung des Deutschen Schulvereins in Wien 1919

Hauptattraktion und Höhepunkt des Abends war der Liedvortrag einer jungen Koloratursopranistin, Grete Ortloff. Sie hatte bei Onkel Georg Klavierstunden genommen und studierte inzwischen an der Musikhochschule Gesang. Ihre Bereitschaft mitzuwirken, war ein grosser Gewinn. Neben zierlicher Gestalt und hübschem Aussehen, verfügte die junge Dame über eine wunderschöne, glockenreine Sopranstimme. Von mir auf dem Klavier begleitet, sang sie als Erstes die Arie des Pagen aus den «Hugenotten» von Meyerbeer, anschliessend «Zuneigung» und «Ständchen» von Richard Strauss und als Draufgabe das Lied der Musette aus Puccinis «Bohème». Ich musste mich als Begleiter sehr gut vorbereiten. Besonders Strauss zu spielen bedurfte einiger Anstrengung. Ich verhehle nicht, dass mir die Proben mit Grete Ortloff grosses Vergnügen bereitet haben und ich mich dabei ein wenig in sie verliebte, obwohl sie etwas älter war als ich. Nach Beendigung ihrer Ausbildung soll sie in Zürich ein Engagement bekommen haben. Ich verlor sie aus den Augen und habe sie nie wiedergesehen.

Den Abschluss der musikalischen Darbietungen bestritt Onkel Toman als Solist mit der Troubadour-Phantasie für Geige. Es folgten, gespielt von der Theaterriege des Schwimmclubs «Neptun», das kurze Lustspiel «Eine Tasse Tee» und die Posse «Der Mord in der Kohlmessergasse». Nach weiteren kleinen humoristischen Einlagen konnten sich die 500 bis 600 Besucher endlich dem Tanzvergnügen hingeben. Die Veranstaltung hatte eine gute Resonanz. Es wurde noch lange über den gelungenen Abend gesprochen. Professor Gerstorfer war mit mir äusserst zufrieden, was sich auch ein wenig positiv auf meine Noten in seinen Fächern ausgewirkt haben dürfte.

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass ein Schulkollege, Erwin Chlupac, mich bei der Vorbereitung und Organisation der Vorführungen und des Balles tatkräftig unterstützt hat. Selbst zwar nicht besonders musikalisch, schloss er sich mir gerne an. Mit 17/18 Jahren waren wir in einem Alter, in dem man für weibliche Reize nicht mehr unempfindlich ist und Eindruck zu machen versucht. Mit meinem Klavierspiel hatte ich es weniger schwer als mein Freund. Deshalb hielt er sich bei musischen Ereignissen, bei denen manchmal auch junge Damen mitwirkten, gerne in meinem Windschatten, betätigte sich eifrig beim Umblättern der Noten und warf gleich mir verstohlene Blicke nach der holden Weiblichkeit.

Durch die Verwandtschaft mit der Familie Kreisler, durch Onkel Toman und dank meiner eigenen pianistischen Fähigkeiten war ich in musikalischen Kreisen ziemlich zu Hause. Ich lernte Mitglieder der Wiener Philharmoniker kennen, unter ihnen Professor Auber, der wie Hugo Kreisler, der jüngere Bruder von Fritz, Cellist bei diesem Orchester war. Das Ehepaar Auber wohnte in der Alserstrasse 36. Frau Auber war Leschetitzki-Schülerin und betätigte sich als Musik-Professorin für Klavier. Die beiden Töchter besuchten regelmässig die Oper. Auch mein Freund Erwin und ich fanden



zunehmend Gefallen an Opernaufführungen. Unser Taschengeld reichte zwar nur für das Stehparterre, doch verfolgten wir anhand von Textvorlagen und Klavierauszügen eifrig das Geschehen auf der Bühne und verglichen altklug die Kritiken mit unserer Auffassung.

Eines Tages kamen wir darauf, dass es weit amüsanter wäre, unsere Opernbegeisterung mit jungen Studentinnen zu teilen. Wie aber welche finden? Mir kam die Idee, es über eine Zeitungsannonce im «Wiener Tagblatt» zu versuchen. «Zwei junge, lustige Studenten suchen Anschluss an Studentinnen für gemeinsame Opern- und Theaterbesuche. Zuschriften unter »Wer wagt, gewinnt«. Mit Spannung warteten wir auf die Reaktion. Das Echo blieb eher dürftig. Eine von zwei Zuschriften war recht nett gefasst, etwa in der Art: «,wer wagt, gewinnt' gefällt uns. Versucht, ob ihr gewinnen werdet. Wir laden Euch zu einem Treffen ein. Kommt dann und dann zu einem Haustor in der Alserstrasse Nr. ... Wir werden Euch dort erwarten». Namen waren keine genannt.

Für meinen Freund und mich war es das erste Abenteuer dieser Art. Ich glaube, wir waren für drei Uhr nachmittags bestellt. Erwartungsvoll und ziemlich aufgereggt fanden wir uns schon eine gute Viertelstunde früher am vereinbarten Treffpunkt ein und rekognoszierten die Gegend. Kamen junge Mädchen vorbei, stellten wir Überlegungen an, ob es diese oder jene wohl sein könnten. Bei manchen, die uns gefielen, wünschten wir, sie wären es. Doch es geschah nichts. Es wurde drei Uhr, es wurde Viertel nach drei, die Zeiger der Uhr rückten weiter und weiter und mit jeder Minute verdüsterte sich unser Gemüt. Nach einer halben Stunde vergeblichen Ausharrens war unsere Hoffnung und Stimmung auf den Nullpunkt gesunken und Freund Chlupac wollte mit einem zornig-enttäuschten «so sind die Weiber» aufgeben. Auch ich als Anreger der Idee war deprimiert. Plötzlich kam mir der Gedanke, ob wir nicht zum Besten gehalten werden. Ich hatte bemerkt, dass am Fenster einer gegenüberliegenden Konditorei wiederholt der Vorhang ein wenig zur Seite geschoben worden und ein Mädchenkopf erschienen war. Mit dem Mute der Verzweiflung überquerte ich kurzentschlossen die Strasse, betrat zuerst das Ladengeschäft und kaufte Bonbons. Dabei beobachtete ich wieder, wie aus dem angrenzenden Café drei junge Mädchen interessiert zu mir herauschauten und kicherten. «Die dort könnten es sein», durchzuckte es mich. Was kann schon passieren, dachte ich, betrat das Lokal, ging auf die Drei zu und sagte: «Sie sind's, meine Damen!» Zunächst baff und etwas betroffen, gestanden sie schliesslich kleinlaut ein, dass ich recht habe. Sie hätten sich eigentlich nur einen Scherz erlauben und sich auf unsere Kosten ergötzen wollen. Da ich den Mut gezeigt habe, sie anzusprechen, seien sie ertappt und wollten es mit uns versuchen. Ich winkte Freund Chlupac herbei und wir tranken zum Einstand noch eine Tasse Kaffee mitein-

ander. Mehr gab unser Taschengeld nicht her. Die Mädchen setzten auch nicht voraus, ausgehalten zu werden. Es handelte sich um zwei Schwestern, Anni und Hilde Konetzni, und ein Fräulein Fini Spitzenberger, Tochter eines Polizeipräsidenten, alle drei aus gutem Hause und Gesangsstudentinnen. Zwischen ihnen und uns entwickelte sich eine nette, wenn auch nicht sehr lange Freundschaft. Es ging sehr manierlich zu. Wir Kavaliere besorgten die Stehpartierkarten für die Opernbesuche. Gemeinsam genossen wir die Musik und diskutierten oder kritisierten anschliessend darüber. Als angehende Profis konnten die Damen natürlich besser beurteilen als Chlupac und ich, ob der Piccaver gut oder weniger gut gesungen oder die Jeritza einen Kehlkopftton richtig oder falsch angesetzt hatte. Allmählich wurde die Verbindung lockerer und schief eines Tages ganz ein. Ich hatte immer weniger Zeit, mich stundenlang um Karten anzustellen und auch das Interesse meines ohnehin nicht so musikversessenen Freundes erlahmte. Ich könnte mir denken, dass die Mädchen bald nach potenteren Kavaliern Ausschau hielten, als wir arme, unbedarfte Studenten es waren.

Wie man weiss, erreichten die Schwestern Konetzni später als Sängerinnen grossen Bekanntheitsgrad. Ich verlor sie jahrelang aus den Augen. Nach dem Zweiten Weltkrieg begegnete ich den beiden in Wien einmal kurz auf der Strasse. Als ich mich nach Jahren als Repräsentant der CONTINA auf einer Dienstreise irgendwo im nordwestlichen Deutschland befand, gab eine der beiden Schwestern am gleichen Ort ein Konzert. Ich besorgte mir eine Eintrittskarte. Rückblickend erinnerte ich mich an die Vorliebe der Dame für Wiener Würstchen. Nach dem Auftritt, als der Applaus aufbrauste, wurde ihr neben Blumen ein mit Würstchen verzierter Lorbeerkranz überreicht. Frau Konetzni schaute erst verduzt drein, dann schien es bei ihr zu dämmern, sie begann zu lachen und entdeckte im Parkett in mir den Urheber des Scherzes. Es blieb ein nettes letztes Wiedersehen.

Nach meinem Schulabschluss trat der Beruf in den Vordergrund und erforderte meinen ganzen Einsatz. Die Musik musste zugunsten der Technik zurücktreten. Sie füllte anfangs dennoch einen Teil meiner Freizeit aus. Ich übte und erarbeitete mir neue Stücke, über unterhaltsame Ohrwürmer bis hin zu Klavierbearbeitungen von Sinfonien oder Opern. Das meiste davon konnte ich auswendig. Manchmal improvisierte ich auch mir zufliegende Einfälle, brachte sie aber nicht zu Papier. Im Freundeskreis, bei Bekannten oder später in verschiedenen musischen Zirkeln, in denen ich in der Zwischenzeit verkehrte, war ich gern gesehener und gehörter Unterhalter.

Meine Liebe zur Musik und mein pianistisches Können liessen meine Eltern nicht unbeeindruckt. Vielleicht um meinen erfolgreichen beruflichen Einsatz zu honorieren, erwarb Vater zu Anfang der Dreissigerjahre einen kleinen Bösendorfer-Konzertflügel.

Ich freute mich darüber, denn auf einem solchen Instrument zu spielen, war ein Genuss.

Der zweite Weltkrieg und seine Folgen beendeten mein aktives Musizieren. Der Aufbau einer neuen Existenz und verschiedene andere Umstände hinderten mich weitgehend daran, Klavier zu spielen, geschweige denn zu üben. Ein Bruch des Handgelenks beeinträchtigte die Beweglichkeit der rechten Hand schliesslich derart, dass ich vom ausübenden Musiker zum Hörer wurde. Die Liebe zur Musik habe ich mir bis ins Alter bewahrt. Es ist mir leider versagt geblieben, das musikalische Erbe an meine Nachkommen weiterzugeben. Mein schöner Flügel steht heute in der Wohnung von Curt Herzstark junior – ungenutzt.

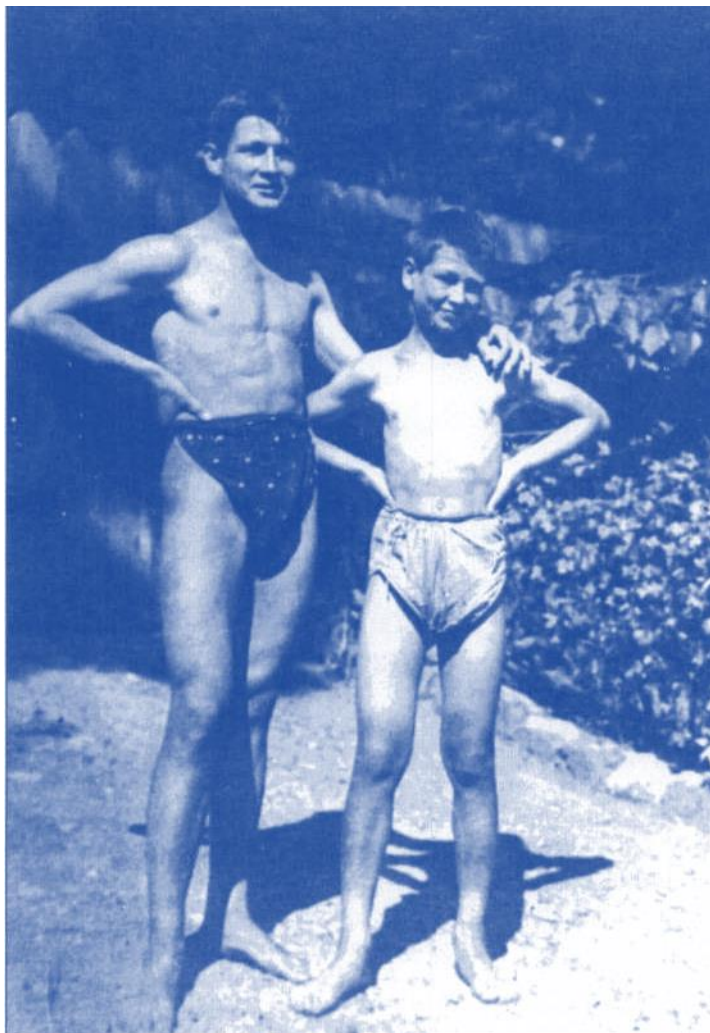
## Sportliche Aktivitäten

**A**m Beginn des 20. Jahrhunderts hatte der Sport noch nicht die Breitenwirkung wie heute. Es gab zwar schon Vereine für verschiedene Sportarten, sie mussten sich aber weitgehend selbst erhalten. Deshalb blieb die Mitgliedschaft mehr den zahlungskräftigen Bevölkerungsschichten vorbehalten.

Über die sportlichen Ambitionen und Aktivitäten der Eltern habe ich an anderer Stelle bereits berichtet. Ihre Neigungen färbten auf uns Kinder ab. Es ergab sich aber alles weitgehend spielerisch. Wir wurden zu nichts gezwungen, nicht gedrillt, noch zu Höchstleistungen angespornt.

Vater ging im Sommer gerne zum Baden. Auch wir zwei Buben lernten unter Anleitung eines Schwimmlehrers irgendwo in der Sommerfrische schon mit sieben oder acht Jahren das Schwimmen. Während der Ferien in Mauer, später in Rodaun, habe ich oft die dortigen Freibäder besucht und mich im Brust- und Rückenschwimmen geübt. Ich war ziemlich abgehärtet. Wiederholt begleitete uns Vater ins Schwimmbad. Gut gewachsen und mit makellos reiner Haut, konnte er sich auch als Mittvierziger in Badebekleidung durchaus sehen lassen. Manchmal liessen sich wie absichtslos junge Mädchen oder Damen in unserer Nähe nieder und kokettierten ein wenig mit ihm. Wenn Vater dazu aufgelegt war, unterhielt er seine Bewunderinnen in netter, unaufdringlicher Weise mit kleinen Spässen und belustigte sich insgeheim über ihr Gekicher. Er vergab sich nie etwas, noch überschritt er je die Grenzen guten Geschmacks. Ich war ziemlich stolz auf ihn.

Im Jünglingsalter packte mich der Ehrgeiz, mich an Wettschwimmen zu beteiligen und gute Zeitresultate zu erzielen. Einmal bewältigte ich 100 Meter Brustschwimmen in 1.22 Minuten, damals für einen Laien ein recht passables Ergebnis. Es fehlte mir auch nicht an Ausdauer. Ich konnte eine halbe Stunde und mehr im Becken hin- und herschwimmen ohne zu ermüden.



*Curt Herzstark und Bruder Ernst als stramme Schwimmer im Sommer 1919*

Meine Schwimmkünste haben mich einmal beinahe das Leben gekostet. Als Staatsgewerbeschüler gehörte ich einige Jahre dem Schwimmclub «Neptun» an. An einem Wochenende im Hochsommer nahmen meine Vereinskameraden und ich an einem Schwimmwettbewerb in Klosterneuburg teil. Das anschließende gesellige Beisammensein zog sich bis gegen Morgen hin. Um halb fünf Uhr früh gab es noch keine

Fahrgelegenheit zurück nach Wien. Wir beschlossen, den Heimweg zu Fuss anzutreten. Ein gewaltiges Vorhaben für uns übernachtigte Gesellen. Ganz nüchtern dürften wir auch nicht mehr gewesen sein. In der Nähe der Kuchelau kam einer aus unserer Gruppe auf die verrückte Idee, in der Donau zu schwimmen. Über die Gefahr wurde nicht weiter nachgedacht. In unserem jugendlichen Übermut stürzten wir uns in die Fluten und durchquerten zunächst den Kuchelauer Hafen. Damit nicht genug. An der grossen Donau angekommen, provozierte einer den anderen, wer wohl so mutig wäre, den Strom zu überwinden. Ich war allen als guter Schwimmer bekannt. Auf's Äusserste gereizt, liess ich mich schliesslich auf das Wagnis ein. Die grosse Donau ist an dieser Stelle an die 400 Meter breit. Das Wasser war ziemlich kühl, die Strömung beträchtlich. Ich schwamm und schwamm und schwamm, wurde immer mehr abgetrieben, begann zu frieren, bekam es allmählich mit der Angst und wurde mir meiner Dummheit bewusst. Unter Aufbietung meiner letzten Kräfte erreichte ich nach einer mir endlos erscheinenden Zeit fast einen halben Kilometer flussabwärts das rettende Ufer. Vollkommen ausgepumpt und total erschöpft blieb ich dort liegen. Während ich mit den Donauwellen um mein Leben kämpfte, muss meinen Clubgenossen der Wahnsinn des Unternehmens zu Bewusstsein gekommen sein. Ein in der Kuchelau alarmierter Wächter holte mich mit einem Boot zurück. Unser aller nachfestliche Hochstimmung war inzwischen tiefer Ernüchterung gewichen. Der glimpflich abgelaufene Leichtsinns hat alle sehr betroffen gemacht bei der Überlegung, dass er tödlich ausgegangen wäre, wenn ich versagt hätte.

Im Alter von ungefähr zehn Jahren erwachte in mir das Interesse für den Fussballsport. Ich verfolgte eifrig die Zeitungsmeldungen über Spiele von Rapid Wien und kleineren lokalen Amateurvereinen. Eigene Versuche blieben mir zunächst verwehrt, weil ich in Wien keine Gelegenheit dazu hatte. Draussen in Rodaun war das etwas anderes. Ich sollte zwar den Garten nicht verlassen, doch gelang es, dann und wann zu entwischen. Bei solchen Ausflügen lernte ich Kinder umliegender Anwohner kennen und schloss mich ihnen an. Wie schon berichtet, befanden sich darunter auch die Hofmannsthal-Buben. Ziemlich eingebildet, tyrannisierten sie uns Jüngere gerne. Hin und wieder kam es auch zu Raufereien. Glücklicherweise entwuchsen sie dem Spielalter bald und wir waren sie los. Engere Freundschaft schloss ich mit einem Jungen namens Bittner. Er wurde später Zeichner bei der Wiener Abendzeitung. Mit ihm und anderen Gleichgesinnten schlich ich mich manchmal in die Nähe eines kleinen Fussballfeldes, auf dem drittklassige Vereine ihre Begegnungen austrugen. Sehnsüchtig standen wir am Rande hinter der Absperrung und suchten möglichst viel vom Spielgeschehen zu erhaschen, um die abguckte Technik bei Gelegenheit in die Tat umzu-

setzen. Eine nahe gelegene Wiese diente uns als Fussballfeld. Unsere Ausrüstung war reichlich primitiv. Aus Wolle und Tuchresten fertigten wir uns einen provisorischen Ball, zwei Steine auf dem Rasen markierten die Torstangen. Der Freude am Fussballspielen tat das keinen Abbruch. Begeistert jagten wir hinter dem Stoffknäuel her, dribbelten, attackierten, blufften und versuchten mit mehr oder weniger Erfolg recht viele Tore zu schießen. Wenn ich echauffert und verschmutzt nach Hause kam, wurde ich manchmal gescholten und bekam «Gartenarrest». Was mich nicht daran hinderte, bei nächster Gelegenheit erneut auszureissen. Als ich älter wurde, nahm man es nicht mehr ganz so streng.

Während meiner Studienzeit in der Staatsgewerbeschule betrieb ich den Fussballsport eine Zeit lang professionell. Einige meiner Schulkameraden und ich hatten uns um die Aufnahme bei einem kleinen Fussballverein in Siebenhirten bemüht. Weil ich einer der Grössten war und eine schnelle Reaktion zeigte, wurde ich bald zum Torhüter bestimmt. Mit einiger Regelmässigkeit und unterschiedlichem Erfolg bestritten wir vor lokalem Publikum Begegnungen mit anderen Vorortvereinen der gleichen Klasse. Als meine Mannschaft eines der Spiele mit 3 :1 Toren gewann, galt mir besonderes Lob, weil es mir gelungen war, Angriffe des Gegners erfolgreich abzuwehren. Ich glaube, es war mehr Zufall oder Glückssache als mein Verdienst, dass der Ball nicht ins Netz ging. Vor der anschliessenden Siegesfeier wurde ein Erinnerungsfoto von unserer Elf gemacht, auf dem ich neben dem Mannschaftskapitän als Goalhüter mit dem Ball in der Hand verewigt bin.

Der Mannschaft gehörten auch zwei meiner Mitschüler an, mit denen ich näheren Kontakt pflegte. Einer davon, Karl Fröhlich, kam aus Steyr. Er war etwas älter, weil er vor dem Studium eine vierjährige Lehre als Mechaniker und Lehrenbauer in der Waffenfabrik Steyr absolviert hatte. Nach der Matura arbeitete er etwa ein Jahr lang bei uns im Herzstark-Betrieb, ehe er zunächst zurück nach Steyr, anschliessend mit dem VW-Konstrukteur Porsche nach Deutschland in die Nähe Stuttgarts ging. Fröhlich war massgebend an der Konstruktion des Volkswagens beteiligt. Im Frühjahr 1938, kurz nach dem Hitlereinmarsch in Österreich, fuhr er eines Tages mit einem VW bei uns vor, um mich zu besuchen. Der Wagen war zu diesem Zeitpunkt offiziell noch nicht lieferbar. Als Techniker unterhielten wir uns natürlich auch über unsere Arbeit. Fröhlich erklärte mir in groben Zügen einige neue Konstruktionserrungen dieses Autos. Es hatte die damals revolutionäre Käferform und war so angelegt, dass bei Bedarf die Karosserie entfernt und der Wagen für Kriegszwecke leicht umgerüstet und mit einem Maschinengewehr bestückt werden konnte. Der Zweite Weltkrieg warf seine Schatten voraus! Fröhlich ist bis an sein Lebensende bei Porsche geblieben. Er erlag in den Fünfzigerjahren einer schweren Krankheit.



*Curt Herzstark mit Ball als Torwart im FC Siebenhirten zusammen mit Studienkollegen  
um 1920*

Der zweite Fussballkamerad war der früher schon erwähnte Erwin Chlupac, den ich wiederholt zu uns in die Wohnung mitbrachte. Er war ein netter Kommilitone, und wir haben uns gut verstanden. Nach früher Heirat und Vaterschaft ging er ebenfalls nach Deutschland als Konstrukteur zu Mercedes. Einige Jahre verloren wir uns aus den Augen. Nach 1945 kehrte er nach Österreich zurück und bekam eine Stelle als Konstrukteur in der Munitionsfabrik Siebenhirten. Er blieb dort bis zu seiner Pensionierung. Seinen Alterssitz schlug er in Laxenburg auf. Wenn ich in späteren Jahren nach Wien kam, haben wir uns manchmal gesehen und mit einiger Wehmut an vergangene Zeiten erinnert.

Wann genau ich mein erstes Fahrrad bekam und das Radfahren erlernte, weiss ich nicht mehr genau. Mit den Eltern als Vorbild muss es schon in verhältnismässig jungen Jahren gewesen sein. In den letzten Klassen der Mittelschule und als Staatsgewerbeschüler bewältigte ich den Schulweg hauptsächlich per Fahrrad.

Um das 18. Lebensjahr packte mich der Ehrgeiz, Vater nachzueifern und mich dem Radsport zu widmen. Ich wünschte mir ein echtes Rennrad mit heruntergebogenem Lenker und allen sonstigen Errungenschaften und bekam es schliesslich auch. Auf Landstrassen in der näheren Umgebung Wiens begann ich zu trainieren. Mein Sportdress bestand aus kurzer anliegender Hose und einem Leibchen. Mit einem Reserve-schlauch quer über der Brust radelte ich auf den Lenker gebückt windschnittig und schwitzend durch die Gegend. In diesem Alter stellt sportliche Leistungsbereitschaft meist auch ein gewisses Imponiergehabe dar. Mir ging es wie vielen. Erblickte ich junge Damen am Wegesrand, trat ich besonders heftig in die Pedale und sauste rasant an ihnen vorbei in der stillen Hoffnung, bewundernde Blicke aufzufangen.

Mit der Zeit dehnte ich meine meist sonntäglichen Touren immer weiter aus. Ich fuhr wiederholt ins Burgenland, auch in südliche oder westliche Richtung bis zu 200 km im Umkreis von Wien. Die weiteste Distanz führte von Wien nach Melk und durch die Wachau wieder zurück, insgesamt etwa 240 km. Körperlich fit, bewältigte ich die Strecke an einem Tag. Zu meiner Ausrüstung gehörten neben dem obligaten Ersatz-schlauch Fahrrad flickzeug, etwas Taschengeld und ein wenig Proviant. Mehr hatte ich nicht nötig. Kleine Unfälle und Stürze sind kaum der Rede wert. Böser erwischt hat es mich nur einmal bei einem meiner Ausflüge auf den Semmering. Um die Kühle des Morgens auszunutzen, war ich schon kurz nach vier Uhr früh gestartet. Nach ziemlicher Anstrengung, aber stolz auf meine Leistung, erreichte ich Stunden später den Kilometerstein 89 ganz oben auf dem Semmering. Wie lange Rast und Erholungspause währten, bevor ich mich auf den Heimweg machte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Bergab bin ich sicher zu schnell und unvorsichtig gefahren. Auf einer schotterigen Stelle der Strasse rutschte das Rad plötzlich mit mir weg, ich flog direkt auf einen Steinhaufen. Benommen rappelte ich mich hoch. Der linke Oberschenkel tat weh und blutete heftig. Was sollte ich tun? Mit Todesverachtung schwang ich mich wieder auf mein zum Glück noch intaktes Stahlröss und fuhr mit blutgetränkter Hose und ziemlichen Schmerzen weiter. In diesem recht fragwürdigen Zustand erreichte ich Gloggnitz. Vor einem Haustor stand eine Bauersfrau und sah die Bescherung. Sie winkte mich zu sich, erbot sich, die Wunde zu reinigen und fragte mich dabei ein wenig aus. Als sie hörte, dass ich in diesem Zustand per Rad noch nach Wien wolle, schalt sie mich dumm und verantwortungslos und riet mir, den Zug zu benutzen. Ich sah es ein, besass aber nicht genug Geld für eine Fahrkarte. Meine Samariterin streckte es mir vor, nachdem sie sich Name und Adresse notiert hatte, und ich konnte samt Fahrrad mit verbundenem Oberschenkel per Bahn nach Wien zurückkehren. Vom Bahnhof nach Hause habe ich teilweise doch noch das Rad benützt, wenn's auch schwerfiel.



Vater hat meinen sportlichen Übereifer sanft zu bremsen gewusst. Er appellierte an meine Vernunft und mahnte, mich nicht zu übernehmen, weil er mich nicht der Gefahr eines Herzschadens aussetzen wollte, wie er sich ihn wahrscheinlich durch übermässigen Radsport zugezogen haben dürfte. Seine Mahnungen und mein bald darauf erfolgter Einstieg in das Berufsleben sorgten dafür, dass meine bisher geschilderten sportlichen Engagements nicht sehr langlebig waren und schliesslich ganz einschliefen.

Eine lebenslange Liebe, die ich mit den Eltern teilte, gehörte den Bergen, wohin die Eltern mich schon als Kind manchmal mitgenommen hatten. Im Jahr 1919 zog ich erstmals zusammen mit einem Freund auf eigene Faust los. Alfred Gehringer, mein Spezi, war ein Jahr älter als ich. Dank einiger Protektion hatte er eine Stellung bei der Stadt Wien bekommen und verdiente bereits eigenes Geld. Etwas eitel, kleidete er sich stets nach der neuesten Mode und korrigierte mich altklug, wenn er befand, dass ich in dieser Beziehung dem Zeitgeschmack nachhinkte. Gehringer nahm den Mund gerne ein wenig voll und sprach schon vor unserer Abreise von den grossartigen Leistungen, die wir im Gebirge vollbringen wollten. Von den Eltern reichlich mit Proviant versorgt, denn es war erst ein halbes Jahr nach Kriegsende und die Verpflegung noch schlecht, setzten wir uns eines Sommertages in den Zug und fuhren nach Hieflau am Ostrand des Gesäuses. Als erstes Ziel hatten wir uns den 2035 m hohen Tamischbachturm ausgesucht. Wir bestiegen ihn über die Südrampe. Der Weg war unschwierig, führte aber schon ab Hieflau, teilweise durch Jungwald, stetig steil aufwärts. Wir hatten die Beschwerlichkeit unterschätzt und plagten uns Stunde um Stunde in die Höhe. Als wir den Gipfel endlich erreichten, war mein Freund ganz, ich halb fertig. Bei verdienter Rast genossen wir die schöne Aussicht. Wie wir so keuchend und schwitzend da sassen, beobachtete uns aus einiger Entfernung ein nicht mehr ganz junger Herr, den wir schon vorher gesehen hatten. Schliesslich kam er näher, begann ein Gespräch mit uns und fragte beiläufig, ob wir schon des Öfteren Bergtouren unternommen hätten. Wir gestanden, dass es die erste dieser Art sei, wir aber noch weitere planten. Mein Kamerad gebärdete sich dabei wieder etwas grossmäulig, worauf der fremde Gipfelstürmer uns belehrte, dass die Spitzen, die wir im Auge hätten, für uns nicht geeignet seien. Es stellte sich rasch heraus, dass der Mann die Gegend gut kannte und bergerfahren war. Mein Begleiter wurde daraufhin etwas bescheidener. Ingenieur Ramsauer, unser neuer Bekannter, erbot sich, uns auf einem einfacheren Weg ins Tal zu begleiten, wenn wir uns ihm anschliessen wollten. Wir nahmen dankbar an. In einem Schutzhaus auf halber Höhe holte er seine dort wartende Frau ab, ehe wir dann zu Viert nach Gstatterboden abstiegen. Meinem Freund war die Lust auf weitere Gipfelstürme inzwischen ziemlich vergangen. Ing. Ramsauer hatte ihm schonend beigebracht, dass seine Kondition für mehrstündige Hochgebirgstouren noch nicht ausreiche und er im

Wienerwald erst etwas trainieren solle. Darauf fuhr Alfred leicht gekränkt allein nach Wien zurück.

Mich hielt Ramsauer für körperlich leistungsfähiger und durchaus für Bergtouren geeignet, wenn sie entsprechend eingeleitet würden. Er fragte mich, ob ich ihn in den nächsten Tagen begleiten wolle, er würde sich freuen. Seine Frau sei solchen Anstrengungen nicht gewachsen und würde im Gasthof bleiben. Ich nahm den Vorschlag begeistert auf und fand in Ing. Ramsauer einen erfahrenen und hilfreichen neuen Bergkameraden. Unsere erste gemeinsame Tour führte auf das Hochtorn. Morgens zwischen zwei und drei Uhr, noch bei Mondschein, brachen wir auf. Die Route führte von Gstatterboden über den sogenannten Wasserfallweg immer höher hinauf. Mein Führer nahm weitgehend Rücksicht auf mich. Wir übereilten nichts, damit mein Körper sich allmählich den Anforderungen anpassen konnte. Am Gipfel angekommen, war Ing. Ramsauer sehr zufrieden mit mir. Er sah, dass ich gut mithalten konnte und lud mich zu einer weiteren Tour auf die Planspitze ein. Meine Leistungsfähigkeit schien ihm ausreichend, in den nächsten Tagen einen schwierigeren Aufstieg auf den Grossen Puchstein zu wagen. Die Sache war anstrengender als bisher, aber nicht übermässig gefährlich. Ramsauer war ein verantwortungsbewusster, trittfester Bergsteiger, auf den ich mich verlassen konnte.

Wir waren inzwischen ein eingeschworenes Gespann geworden, und ich sagte freudig zu, als er mich fragte, ob ich ihn noch in den Dachstein begleiten wolle. Eine solche Gelegenheit ergab sich so schnell nicht wieder. Der Haken war nur, mein Geld ging zur Neige. In Gstatterboden hatte ich sogar schon im Wirtshausgarten auf einer Bank übernachtet. Mein väterlicher Freund bot an, mir Geld vorzustrecken, und wir reisten mit dem Zug nach Mandling. Zu Fuss erreichten wir nach mehrstündiger Wanderung den Ort Filzmoos und schafften es über den Linzer Steig noch bis zur Adamek-Hütte. Dort legten wir einen Ruhetag ein, bevor wir uns zum Hohen Dachstein aufmachten. Ich war inzwischen ganz gut in Übung gekommen. Ing. Ramsauer befand, dass ich das Training gut bestanden habe, und die Voraussetzungen gegeben seien, den Torstein zu erklimmen. Kühn geworden, plante er noch das Eiskarl ein, hielt es dann aber doch für zu gewagt, und wir liessen es sein. Wahrscheinlich war sein Verantwortungsgefühl für mich zu gross. Unser beider Zeit näherte sich auch dem Ende. Ich dankte meinem Gönner und fuhr hochbeglückt und im Bergsteigen etwas geschult nach Wien zurück.

Im Jahr darauf trafen wir uns noch einmal im Dachsteingebiet zu gemeinsamen Bergtouren im Umfeld der Grossen und Kleinen Bischofsmütze. Es waren jetzt auch Klettertouren mit leichterem Schwierigkeitsgrad dabei, die ich unter Ramsauers sachkundiger Anleitung gut bewältigte.

Ich habe meinem Bergfreund viele schöne Erinnerungen zu verdanken. Leider verlor ich ihn später ganz aus den Augen.

# Herzstark & Co. und erster Weltkrieg

## Der Erste Weltkrieg und seine Auswirkungen auf die Firma Herzstark & Co.

Im Völkergemisch der österreichisch-ungarischen Monarchie begann es, verstärkt seit den Revolutionstagen 1848, zu brodeln und zu wetterleuchten. Die südlichen Provinzen Lombardei und Venetien hatten sich nach den verlorenen Kriegen 1859 und 1866 abgespalten und dem neuen Königreich Italien angeschlossen. Auch unter den verschiedenen slawischen Volksgruppen, die sich gegenüber Deutschen und Ungarn benachteiligt fühlten, griffen separatistische Tendenzen immer weiter um sich. Erzherzog Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers, Thronfolger und Generalissimus der österreichisch-ungarischen Armee, mit einer böhmischen «nicht ebenbürtigen» Adligen glücklich verheiratet, verfocht im Gegensatz zu seinem kaiserlichen Onkel zur Befriedung der slawischen Völker die Idee des «Trialismus». Es schwebte ihm vor, neben den österreichischen Stammländern und dem Königreich Ungarn einen dritten südslawischen Reichsteil unter der Führung Kroatiens zu schaffen. Das aber lief den Interessen der stark nationalistischen Serben zuwider und führte zu dem Ereignis, das als «Mord von Sarajewo» in die Geschichte einging. Er brachte das Pulverfass zur Explosion.

Wie berichtet, erlebte ich dieses Ereignis während einer Ausstellung in Prag, zu der mich Vater mitgenommen hatte. Ich war damals zwölfteinhalb Jahre alt. Ausstellungsteilnehmer und Besucher sprachen sofort von Krieg. Die Sache diplomatisch beizulegen, wurde gar nicht erst erwogen. Man begann gleich mit den Säbeln zu rasseln. Nach einem von den Serben als unannehmbar zurückgewiesenen Ultimatum nahm am 28. Juli 1914 der Erste Weltkrieg seinen unseligen Anfang. In dem leichtfertigen Glauben, mit den Serben rasch fertig zu werden, übersah man die verschiedenen Bündnisse. Russland, Vorreiter panslawistischer Gesinnung, ergriff Partei für Serbien. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. fühlte sich aufgrund eines Beistandspaktes verpflichtet, Österreich zu Hilfe zu eilen und tat es nicht ungerne. Frankreich und England sahen die Gelegenheit, mit Deutschland alte Rechnungen zu begleichen. Ein Rad griff ins andere und innerhalb kürzester Frist raufte fast ganz Europa miteinander. In Ostasien mischte sich Japan ein, die afrikanischen Kolonien wurden mit hineingezogen, später kamen

die Vereinigten Staaten von Amerika den Westmächten zu Hilfe und der Weltkrieg war komplett.

An der Südostfront liessen sich die Kämpfe zunächst ganz gut an. Jeder kleinste Erfolg löste einen kolossalen Siegestaumel aus. Die Zeitungen brachten fette Schlagzeilen wie «Sieg bei Krasnik» oder «General Dankl schlägt den Feind in die Flucht» und ähnlich. Witzzeichner glossierten den verhauchten Feind. Anfang September sah es schon weniger erfreulich aus. Die Russen waren mit ihrer Hauptstreitmacht von fünf Armeen in Galizien eingedrungen und nahmen in kurzer Zeit ganz Ostgalizien in Besitz. Am 4. September las man die betrübliche Nachricht «Lemberg (die Hauptstadt Galiziens) noch in unserem Besitz. Lage äusserst kritisch». Es wurde unaufhaltsam nach rückwärts gesiegt. Generalfeldmarschall Kusmanek verteidigte monatelang heldenhaft die eingeschlossene Festung Pfemisł, musste sie aber schliesslich aufgeben. Die Russen drangen bis zum Karpatenbogen vor. Bis Weihnachten war das ganze Gebiet besetzt. Es entbrannte ein verlustreicher Stellungskrieg. Verhindert werden konnte lediglich der Einbruch feindlicher Armeen in Ungarn. Am 1. Mai 1915 kamen deutsche Truppen unter Generalfeldmarschall Mackensen uns Österreichern zu Hilfe und eröffneten eine grosse Offensive bei Gorlice und Tarnow. Es gelang, die Russen bis weit hinter Lemberg zurückzuwerfen und Galizien und die Bukowina zurückzuerobern. Ohne den deutschen Einsatz wäre das nicht gelungen, weil in Österreich zur grossen Enttäuschung der Patrioten viele mit Slawen durchsetzte Truppenteile unzuverlässig waren. Das Prager Hausregiment Nr. 28 zum Beispiel ist gesamthaft zu den Russen übergelaufen. Ausser auf die deutschen Verbündeten war höchstens Verlass auf die Ungarn und Kroaten.

Einen harten Schlag für Österreich bedeutete die Kriegserklärung Italiens am 23. Mai 1915. Ich erinnere mich noch gut an den Aufruf Kaiser Franz Josefs in den Zeitungen, der in etwa begann: «Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt. Ein unglaublicher Treuebruch ...».

Am 16. Juni 1916 versuchten die Russen unter General Brussilow zur Entlastung ihrer Verbündeten im Westen dreimal einen Angriff in Wolhynien und in der Bukowina, blieben jedoch dank deutscher Unterstützung der österreichischen Truppen weitgehend erfolglos.

Im November 1916 starb Kaiser Franz Josef I. Damit hatte die sterbende österreichisch-ungarische Monarchie ihre Zentralfigur verloren. Sein Grossneffe und Nachfolger, Kaiser Karl I., versuchte Mitte 1917 über Verwandte seiner bourbonischen Gattin Zita für das schon stark geschwächte Österreich-Ungarn einen Sonderfrieden mit seinen Gegnern zu erreichen. Die Bemühungen scheiterten und verärgerten den Bündnispartner Deutschland. Der Krieg mit Russland endete zwar mit der dortigen Revolu-

tion im Oktober 1917, aber an der Südost- und Südflanke, vor allem in Italien, gingen die Kämpfe unvermindert heftig weiter. Deutschland hatte mehr und mehr Mühe mit seinen westlichen Gegnern, nachdem sich die USA in den Krieg eingemischt hatten. Von dieser Seite konnte Österreich kaum mehr auf Hilfe hoffen. Durch die hohen Verluste auf allen Seiten machte sich eine immer grössere Kriegsmüdigkeit breit. Endlich, am 4. November 1918, beendete ein Waffenstillstand mit der Entente das über vier Jahre währende blutige Ringen.

Mir sind alle diese Ereignisse deshalb so gut geläufig, weil ich sie eifrig in den Zeitungen verfolgte und weil die Auswirkungen des Krieges auch auf unseren Betrieb und meine Familie nicht ohne Einfluss blieben.

Das Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., hatte sich von 1906 bis 1914 gut entwickelt und nahm in Österreich-Ungarn mit dem Bau von Rechenmaschinen eine Monopolstellung ein. Die Belegschaft war von anfangs 20 Beschäftigten auf inzwischen über 100 angewachsen. Die Erzeugnisse erfüllten alle Qualitätsansprüche. Der Name Herzstark garantierte gediegene feinmechanische Arbeit und lange Funktionsfähigkeit seiner Produkte.

Vater plante gerade, die Produktion in der Wienzeile aufzugeben und in Atzgersdorf ein ganz modernes Fabrikationsgebäude mit Sheddach für bis zu 150 Mitarbeiter zu errichten, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Nicht lange nach Kriegsbeginn musste die Erzeugung von Rechenmaschinen eingestellt werden, weil entsprechend eingerichtete technische Betriebe von Amts wegen zur Fertigung von Rüstungsgütern herangezogen wurden. Zusammen mit der Firma Brevillier & Urban, meines Wissens Schraubenhersteller, mussten wir nun unter erschwerten Bedingungen Schrapnellzünder fabrizieren. Über 20 junge Leute aus der Belegschaft waren gleich zu Kriegsbeginn eingezogen worden. Um den Anforderungen gerecht zu werden, waren wir gezwungen mit auf 60 bis 70 Personen reduziertem Personalstand, später noch weniger, erst in drei, dann in vier Schichten rund um die Uhr zu arbeiten und auch Frauen in der Werkstatt zu beschäftigen. Die Maschinen liefen auf vollen Touren. Ein schneller Verschleiss war unvermeidlich, an Neuanschaffungen nicht zu denken. Die Altersgrenze für Wehrpflichtige lag bei 42 Jahren. Als bereits 47-jähriger entging Vater zunächst der Einberufung und musste sich nur für den Landsturm zur Verfügung halten. Auch unser Werkstattleiter Hayard, als Sachse deutscher Staatsangehöriger, wurde von den Behörden freigestellt und blieb es bis Kriegsschluss.

1916, als ich 14 1/2-jährig das Realgymnasium verliess und in unserem Betrieb die Feinmechanikerlehre begann, dauerte der Krieg schon zwei Jahre. Um die Menschenverluste aufzufangen, erhöhte die Staatsführung das Einberufungsalter von 42 auf 50 Jahre. Vater hatte das Pech erst 49 zu sein und wurde eingezogen. Mutter versuchte

alles, ihn freizubekommen. Zum einen sicher aus Angst um ihren Mann, zum anderen, weil unser nun kriegswichtiger Betrieb seines verantwortlichen Leiters beraubt wurde. Ihr Hinweis bei den einschlägigen Ämtern, dass jüngere Mechaniker vom Wehrdienst enthoben seien, während der fast 50-jährige verantwortliche Chef des Betriebes einrücken müsse, nützte nichts. Auch eine persönliche Vorsprache im Kriegsministerium brachte keinen Erfolg. Voller Entrüstung berichtete Mutter von einem Oberst Woinowitsch, der ihr hämisch erklärt habe, auch Juden schade es nicht, das Vaterland zu verteidigen. Es gab zu jener Zeit selbst in Regierungskreisen schon antisemitische Strömungen.

Mit Unterstützung von Meister Hayard kümmerte sich Mutter in den nächsten zwei Jahren allein um den Betrieb und die Geschäfte. Trotzdem ich nur Lehrling im Familienunternehmen war, fühlte ich mich stellvertretend für Vater manchmal berufen, abends nach 20 Uhr nochmals in den Werkstätten nach dem Rechten zu sehen oder mir gegen drei Uhr morgens den Wecker zu stellen, um nachzusehen, ob auch während der Nachtschicht alles reibungslos läuft.

Vater wurde einer Ersatztruppe für das Elektrowesen zugeteilt. Mit dieser Einheit kam er nach Albanien. Nicht nur an der Front, sondern teilweise sogar vor ihr, mussten die Männer Stacheldrahtverhaue elektrifizieren. Die Ansteckung mit einer Infektionskrankheit bewahrte ihn vor längerem Fronteinsatz. Er kehrte nach Wien zurück, musste aber beim Militär bleiben.

Mittlerweile waren Feldkinos eingerichtet worden, um Landser in der Etappe oder Verwundete im Genesungsurlaub ein wenig aufzuheitern und vom Krieg abzulenken. In einem solchen Kino setzte man Vater ein. Er fand zunehmend Gefallen an dieser Tätigkeit, weil ihn als Techniker der Mechanismus der Vorführapparate und alles was damit zusammenhing, interessierte. In seiner Funktion lernte er auch einige populäre Leinwandstars der ersten Kinozeit kennen, unter ihnen Joe und Mia May, beide Juden irgendwo aus dem Osten des Reiches, die in Wirklichkeit schlicht Mandel hiessen. Das Hineinschnuppern in die Welt des Films gab wahrscheinlich den Anstoss, dass Vater 1931 auf dem Pratergelände ein eigenes Kino erwarb.

Als der Krieg zu Ende war und Vater ins Zivilleben zurückkehrte, stand er praktisch wieder am Punkt Null. Unser Maschinenpark war durch die hohe Auslastung in vierjähriger Tag- und Nachtschicht total heruntergewirtschaftet, die alte bewährte Belegschaft zerrissen, ein Teil gefallen, ein Teil noch nicht heimgekehrt. Eine Anzahl Leute schluckten die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns, wie beispielsweise die Tschechoslowakei oder das nun selbständige Ungarn. Nur Meister Hayard und eine kleine Gruppe Mechaniker waren uns verblieben. Neue Rohstoffe zu bekommen, erwies sich als äusserst schwierig. Das Ärar, also der Staat, schuldete der Firma Herzstark & Co. 2,5 Millionen Kronen für Lieferungen. Wir haben das Geld zwar bekommen, aber

1:14.000! Wegen der galoppierenden Inflation konnten wir dafür bald nur noch ein paar Schachteln Zigarren erwerben.

Vater, ein Mensch, der sich nie unterkriegen liess, krepelte die Hemdärmel hoch und tat alles, um den Betrieb zu erhalten und wieder in Schwung zu bringen. Aus dem Jahr 1914 lagerten noch vorgefertigte Teile für einige hundert Maschinen in den Magazinen. Daraus fertigten wir in den ersten drei Nachkriegsjahren Rechenmaschinen vornehmlich des Modells V. Um schneller voranzukommen, entschloss sich Vater, zusätzlich den Handel mit Rechenmaschinen aufzunehmen. Die Nachfrage auf dem Markt belebte sich allmählich. Anfangs ging der Trend hauptsächlich in Richtung Additionsmaschinen, da für grössere Objekte überall zu wenig Geld vorhanden war. Vater liess seine Verbindungen zu Amerika spielen und erwarb über eine holländische Firma, die das Geld vorstreckte, um die 50 bis 60 gebrauchte Burroughs-Rechenmaschinen. Sie kosteten gegenüber neuen nur etwa ein Drittel, waren aber voll funktionsfähig. Die Amerikaner benutzen Maschinen jeder Art, ob Schreib-, Rechen-, Werkzeugmaschinen etc. meist nur drei bis vier Jahre, um sie dann durch neuere Modelle zu ersetzen und die alten herzurichten und billig abzustossen. Wir haben solche Maschinen an Behörden, Geldinstitute und andere Interessenten verkauft.

Vorübergehend betrieb Vater auch Geschäfte mit branchenfremden Artikeln, nur um Herzstark & Co. wieder auf die Beine zu bringen. Kurze Zeit übernahm er die Vertretung für einen Typenflachdrucker. Dieser «Stukotyp» diente zur Vervielfältigung von Formularen. Er verkaufte davon um die 30 bis 40 Stück. Des Weiteren handelte er mit einer sogenannten «Memento-Uhr». In dem Gerät waren im Uhrzeigersinn im Abstand von je 10 Minuten Schlitze angeordnet. Wenn man in einen bestimmten Zeitschlitz eine Karte mit einer Erinnerungsnotiz hineinsteckte, gab die Uhr, sobald die Zeit erreicht war, ein Signal. Es war eine Art automatische Gedankenstütze. Kurzfristig hatte Vater auch mit Leuten aus der Friseurbranche Kontakt und verkaufte als Nebenbeigeschäft Rasiermesser und Haarschneidemaschinen. Er ergriff jede sich bietende Gelegenheit, um Geld zu verdienen und die Nachkriegs-Durststrecke zu überwinden.

Wiederholt hat Vater bei Behörden um Kapitalunterstützung nachgesucht mit dem Argument, dass Büromaschinen auf dem Weltmarkt Zukunft haben. Das klein gewordene Österreich sei kein reiches Land. Es sollte sich deshalb durch den Einsatz seiner geistigen Potenz einen Namen machen, um ins internationale Geschäft zu kommen. Rechenmaschinen seien ein arbeitsintensiver Artikel, der keine grosse Lagerhaltung und überdimensionale Werkshallen benötige. Für dieses feinmechanische Erzeugnis seien weit geringere Kapitalmengen erforderlich, als zum Beispiel für den Aufbau einer Auto- oder Schwerindustrie. Herzstark & Co. war zwar als gut renommierte Firma

bekannt, dennoch stiess Vater auf taube Ohren und war oft verzweifelt über die Borniertheit der Herren Hofräte.

Anfang der Zwanzigerjahre hat Vater die Beziehung zur Firma Mathias Bäuerle in St. Georgen im Schwarzwald intensiviert. Das Hauptgewicht dieses feinmechanischen Betriebes lag auf der Fabrikation von Schwarzwälder Uhren. Daneben baute Bäuerle aber auch Rechenmaschinen nach dem Thomas'schen Staffelwalzenprinzip, in ihrem Konstruktionsaufbau ähnlich der unseren. Mit dem Senior, Tobias Bäuerle, verband Vater eine schon länger währende Freundschaft. Bäuerle schätzte und respektierte Vater und hielt grosse Stücke von seinen technischen Fähigkeiten, zumal er für seine Perless und Badenia wiederholt Konstruktionskniffe von ihm bekommen hatte. In den Jahren 1923/24 trafen wir mit der Firma Bäuerle ein Abkommen, das uns die Lieferung von Rohwerken sicherte, die wir in unserem Betrieb mit automatischer Division und elektrischem Antrieb komplettierten. Es war uns nicht mehr neu, da wir schon ab 1910 als erste begonnen hatten, Rechenmaschinen zu elektrifizieren. Als Gegenleistung für die Zusammenarbeit haben wir Bäuerle unsere Konstruktionen für den deutschen Markt überlassen. Nebenbei fungierten wir für die einfachen Bäuerle-Rechenmaschinen als Generalvertreter und Händler in Österreich und den Nachfolgestaaten der untergegangenen Monarchie.

Bald nach der Gründung der ASTRA-Werke in Chemnitz übernahmen wir die Vertretung für deren Produkte im gleichen Gebiet. 1928 wurde ASTRA Zulieferer für die Mehrkolonnen-Rechenmaschine zum Anbau des Multimotors.

Etwa 1923, nachdem die Inflation abgeflaut und der Schilling wieder einigermaßen stabil war, bat Vater im Handelsministerium erneut um Finanzhilfe zur Konsolidierung seines Betriebes mit den Spezialartikeln, für die er eine ganze Anzahl Patente vorweisen konnte. Wieder wurde er abgewiesen. Der Herr Hofrat hat sich mit der Materie kaum befasst, nur einige bekannte Händler wie die Firma Schuss und ähnliche befragt. Die lobten natürlich ihre amerikanischen und deutschen Produkte in den Himmel und wollten von einer inländischen Konkurrenz nichts wissen. Am Ende hiess es: «Ja, wenn Sie Schreibmaschinen erzeugen könnten, liesse sich vielleicht etwas machen ...». Den Floh im Ohr, begann Vater sich damit zu befassen. Bei Glogowski hatte er sowohl mit Rechen- als auch mit Schreibmaschinen gehandelt und kannte sich auch damit recht gut aus. Mit den Torpedo-Werken in Frankfurt stand er in lockerer Fühlung. Er war von deren Schreibmaschinen sehr eingenommen und hat sie eine Zeit lang mit verkauft. Unsere Büros waren mit Torpedo-Maschinen ausgestattet. Sie hatten einen angenehmen Anschlag und gingen recht flott. Vater gefiel an der Konstruktion besonders, dass man den Wagen samt Papier mit einem Griff herausheben konnte, damit beim Radieren der Staub nicht in den Typenkorb fiel. In Anlehnung an dieses



Gerät ging er an die Konstruktion einer eigenen Schreibmaschine. Er engagierte zunächst einen Feinmechaniker aus der deutschen Schreibmaschinenbranche, wenig später einen zweiten namens Fiala, schuf eine kleine, sieben oder acht Mann starke Entwicklungsabteilung und beeilte sich mit der Fertigstellung von Mustern. In einem knappen Jahr waren etwa ein halbes Dutzend gut funktionierender Prototypen vorführungsreif. Die Unkosten dafür taten uns bitter weh, aber die Aussicht auf Erfolg und finanzielle Unterstützung spornten an. Als Vater besagtem Herrn Hofrat voll Stolz die Schreibmaschine präsentierte, tat der sehr erstaunt und meinte lapidar, so ernst habe er das eigentlich nicht gemeint. Im Übrigen habe er zwischenzeitlich eine Firma Petrawitsch mit der Sache beauftragt. Sie sei grösser und erschiene ihm deshalb leistungsfähiger und sicherer als die kleine Firma Herzstark & Co.! Vater fiel aus allen Wolken und war natürlich wütend, so genasführt worden zu sein. Die Anstrengung eines ganzen Jahres war umsonst gewesen und, was noch schwerer wog, die Überschüsse aus den Rechenmaschinen- und anderen Geschäften waren für die Entwicklung der Schreibmaschine weitgehend draufgegangen! Auf den Prototypen blieben wir sitzen. Sie landeten zunächst in einem Turmzimmer unseres Geschäftshauses, bevor wir sie später im eigenen Betrieb einsetzten.

Die Firma Petrawitsch hat sich an der Underwood orientiert und ein Jahr nach uns eine Schreibmaschine unter dem Namen AMATA ausgestellt. Nach zwei oder drei Jahren ist aber auch dort die Sache eingeschlafen, denn wer kauft eine österreichische AMATA, die lediglich eine Kopie der billigeren Underwood ist? Später hörten wir, dass auch Petrawitsch keine Kapitalhilfe erhalten hat, um Fabrikation und Verkaufsorganisation einzurichten.

Auf diese Art sprangen die Herren in den Ministerien mit aufbauwilligen Betrieben um.

Mitte der Zwanzigerjahre hatte sich das Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co. dank des Fleisses meiner Eltern – Mutter arbeitete nach wie vor im Betrieb mit – aus eigener Kraft leidlich vom Nachkriegstief erholt und florierte wieder recht zufriedenstellend. Allerdings waren wir jetzt stark von Zulieferern und Handel abhängig. Vater und ich machten uns Gedanken darüber, wie wir es schaffen könnten, wieder ganz auf eigene Füße zu kommen, wie vor 1918. Bis zu seinem Tod 1937 blieb dies ein Wunschtraum und gelang danach infolge der politischen Entwicklung nie mehr.

# Einstieg in den Beruf – Zusammenarbeit von Vater und Sohn Herzstark – Reisetätigkeit

## Eintritt in den väterlichen Betrieb – Weiterbildung in Deutschland

**D**urch Zähigkeit, Findigkeit und Fleiss war es Vater mit tatkräftiger Unterstützung seiner Frau in drei schweren Nachkriegsjahren gelungen, seinen Betrieb aus der Talsohle hinauszuführen und ihn langsam wieder in Schwung zu bringen. Einen herben Verlust mussten wir allerdings hinnehmen: Nach sechzehnjähriger Tätigkeit verliess uns Vaters rechte Hand, Meister Johannes Hayard, um in seine deutsche Heimat nach Glashütte in Sachsen zurückzukehren. Sein Nachfolger wurde Laurenz Schweiger, der sich unter Hayard zu einem fähigen Mechanikermeister entwickelt hatte.

Um die gleiche Zeit, im Herbst 1921, nahm ich meine Tätigkeit im Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., als Junior im Angestelltenverhältnis auf. Mit viel Enthusiasmus, voller neuer Ideen und Wünsche zur Reorganisation unseres Betriebes und zur Unterstützung von Vater stürzte ich mich in die Arbeit. Angeregt durch die Erfahrungen bei der Herstellung der Schrapnellzündler während meiner Lehrzeit im Krieg und durch das Lesen amerikanischer und englischer Fachliteratur schwebte mir vor, den Austauschbau auch bei der Erzeugung von Rechenmaschinen einzuführen. Das blieb natürlich zu dieser Zeit illusorisch, weil uns weder notwendige Unterlagen noch Geld für die Entwicklung zur Verfügung standen. Also musste ich meine hochfliegenden Pläne zunächst zurückstellen.

Vater hatte in diesem ersten Jahr meiner Tätigkeit Fühlung mit den neuen AsTRA-Werken in Chemnitz aufgenommen, sich um den Generalvertrieb der AsTRA-Additions-Maschine für Österreich und die Nachfolgestaaten der untergegangenen Monarchie beworben und ihn auch bekommen. Das war Auslöser dafür, dass ich ab 1922, nur unterbrochen von Kurzbesuchen daheim in Wien, etwa ein Jahr lang in Deutschland volantierte. Um die AsTRA-Maschinen zum Zwecke der Ausführung von Reparaturen von Grund auf kennen zu lernen und die Verkaufsorganisation zu studieren, vermittelte mir Vater einen mehrmonatigen Aufenthalt in Chemnitz. Die AsTRA-Werke befanden sich in der Reitbahnstrasse. Gegründet worden waren sie kurz zuvor

von John E. Greve. Nach meiner Information war Greve von Geburt Deutscher. Nach seiner Ausbildung zum Maschinenkonstrukteur arbeitete er bei mehreren Firmen in den USA, zuletzt bei Dalton Adding Machine Co. Dalton stellte damals eine Additionsmaschine mit Zehn-Tastensystem her, allerdings noch nicht mit Volltastatur. Aus Amerika zurückgekehrt, trat Greve im Jahr 1910 bei den Wanderer-Werken in Chemnitz ein, die bereits Schreibmaschinen fabrizierten. Greve war dann massgeblich an der Entwicklung der Continental-Addiermaschine mit Volltastatur beteiligt, die ab 1916 auf den Markt kam. 1919 verliess Greve die Wanderer-Werke. In einer eigenen Werkstatt konstruierte er die erste deutsche druckende Addiermaschine mit Einfach-tastatur. 1921 gelang es ihm mit Hilfe einer Finanzierungsgruppe, der auch die Darmstädter Nationalbank angehörte, einen eigenen Betrieb, die AsTRA-Werke zu gründen. Er brachte eine Konstruktion ein, die auf dem Prinzip der Dalton-Zehn-Tasten-Addiermaschine aufbauend, einige Verbesserungen aufwies. Neu waren Ein-, Zwei- und Dreinulltasten, was beim Eintippen runder Beträge eine kleine Zeitersparnis erbrachte. Ansonsten war die ASTRA ziemlich ähnlich der Dalton gebaut.

Meine technische Vorbildung aus Schule, Lehre und kurzzeitiger Tätigkeit im väterlichen Betrieb reichte aus, um mich rasch im Addiermaschinenwesen zurechtzufinden. Ich kannte bereits Feinmechanikmethoden, die manch anderem vielleicht noch nicht so geläufig waren. Es fiel mir daher nicht schwer, mich mit der Funktion der AsTRA-Addiermaschine, der Zehnertastatur, Zehnerübertragung, den verschiedenen Kniffen beim Steckenbleiben des Gerätes während dessen Bedienung usw. vertraut zu machen. Nach wenigen Monaten kannte ich mich mit der Maschine so weit aus, dass ich fähig war, Reparaturen daran selbstständig vorzunehmen.

Darüber hinaus hatte ich in dieser Zeit Gelegenheit, den Maschinenpark und die Werkzeugeinrichtung der AsTRA-Werke zu studieren. Sie übertrafen alles, was ich bisher kennen gelernt hatte. Was das Herz begehrte, war vorhanden: Drehbänke, Bohrmaschinen, Universalfräsmaschinen, alle neuester Bauart, daneben hochmoderne Maschinen zum Stanzen und Schneiden von Metallteilen. All das vor Augen, lag mir daran, meine Fertigungskennnisse weiter zu vervollkommen. Das aber war bei ASTRA nur bedingt möglich, weil dort überwiegend Stanzteile verarbeitet wurden. In Chemnitz gab es aber auf dem Sektor der Werkzeugmaschinen ein weites Feld. Gerne hätte ich mich bei der Firma Reinecker in Chemnitz-Gablenz umgesehen, einem Fräsmaschinen- und Drehbankhersteller, der sich schon mit dem Austauschbau befasste. Da Vater engere Beziehungen zu den Wanderer-Werken in Chemnitz-Schönau hatte – einer der massgebenden Herren war ein Generaldirektor Klee – wechselte ich nach sechsmonatiger Volontärzeit bei ASTRA zu Wanderer. Auch diese Firma stellte damals schon eine Additionsmaschine her, aber bereits mit Volltastatur. Mein Haupt-

interesse galt hier jedoch bevorzugt dem Werkzeugmaschinenbau. Ich hatte Gelegenheit die Universalfräsmaschine der Wanderer-Werke in allen Einzelheiten, Teilkopfarbeiten und vieles andere kennen zu lernen, womit sich mir die Fräsmaschinenteknik mehr und mehr erschloss. Es erwies sich in späteren Jahren von grossem Vorteil für mich, dass ich den Umgang mit den verschiedenen Werkzeugmaschinen gut beherrschte.

Nach ungefähr einem halben Jahr bei Wanderer kehrte ich Ende 1923 nach Wien zurück, um mich nunmehr im elterlichen Betrieb langsam einzuarbeiten und zu etablieren.

## Beginn des Berufslebens – Erste Verkaufsreisen

**M**it Beginn des Jahres 1924 stand ich unserem Betrieb als volle Arbeitskraft zur Verfügung. Vater machte mich systematisch mit meinen Aufgaben im technischen und kaufmännischen Bereich vertraut. Daneben begann ich erneut davon zu träumen, den Austauschbau bei uns einzuführen und beschäftigte mich mit der Entwicklung eines Prototypen, von dem aus ich die Teile für die Serienerzeugung neuer Rechenmaschinen ableiten wollte. Wieder aber sind wir aus finanziellen Gründen nicht weit damit gekommen und mussten das Projekt zurückstellen, um es erst viel später zu verwirklichen.

In knapp zwei Jahren hatte ich mich recht gut eingearbeitet. Vater hielt es nun für geboten, mich auch für den Verkauf zu schulen. Schon im Kindesalter, später als Halbwüchsiger, wenn ich, wie bekannt, Vater manchmal auf Verkaufsreisen oder zu Ausstellungen begleiten durfte, bekam ich ein wenig Einblick in dieses Metier. Inzwischen hatte ich einige Male Kunden im Wiener Stadtgebiet und andere inländische Interessenten, vornehmlich in der Steiermark, besucht und war bei unserem Untervertreter Kramer in Graz bei Ausstellungen als Firmenrepräsentant anwesend. Diese Reisen wurden nicht besonders geplant, sondern ergaben sich nach Bedarf.

Vater, der mich bald als ebenbürtigen Partner anerkannte, und ich waren daran interessiert, uns einen grösseren Markt zu erschliessen. Während vor dem Ersten Weltkrieg der Firma Herzstark & Co. alle Länder der Monarchie als Absatzgebiet offengestanden hatten und für den Fabrikationsausstoss ausreichten, war durch die neuen Grenzziehungen der Inlandsmarkt stark eingeengt. Die Situation erforderte eine vollkommene Neuorganisation des Verkaufs. Wir beschlossen, die Verbindung zu ehemaligen Kunden auf dem Gebiet der jungen Tschechoslowakei – ehemals Böhmen, Mähren/Schlesien und Slowakei –, in Ungarn und im nördlichen Teil Jugoslawiens wieder

aufzunehmen und den Export in diese Länder zu forcieren. Um die Sache gezielt angehen zu können, arbeitete Vater mit mir einen Reiseplan aus. Im Frühjahr 1926 machte ich mich erstmals in Richtung Tschechoslowakei auf den Weg.

Voraussetzung war eine gut ausgeklügelte Route, zumal ich in den ersten zwei Jahren mit meinen Mustermaschinen unter Ausnutzung einer Jahreskarte per Zug reiste. Zollformalitäten waren zu erledigen, am jeweiligen Zielort musste ich mir Unterkunft besorgen, mich nach Gepäckträgern, Hoteldienern oder sonstigen Transporteuren für mein schweres Gepäck umsehen. Das Auspacken, Vorführen und Wiedereinpacken erforderte eine Menge Knochenarbeit, durchaus kein leichtes Brot. Jung und motiviert wie ich war, machten mir diese Strapazen wenig aus. Es war abgesprochen, dass ich jeweils ungefähr zwei Wochen auf Reisen, anschliessend wieder einen halben Monat im Betrieb sein sollte, um die Verkäufe auszuwerten, Lieferungen vorzubereiten oder mich an eventuellen Neukonstruktionen mit zu betätigen. Auf diese Weise bewältigte ich ein umfangreiches Programm.

Meine erste Reise führte mich nach Nordwestmähren. Das Gebiet war von Wien aus verhältnismässig günstig zu erreichen. Begonnen habe ich mit meiner Verkaufstour in Zwittau im Schönhengstgau, einer kleinen Stadt mit etwa 12.000 Einwohnern, bekannt für ihre Textilindustrie. In den Jahren zwischen 1910 und 1912 hatte Vater hier erfolgreich Abnehmer geworben. Es standen bestimmt um die 15 oder mehr Herzstark-Rechenmaschinen in den verschiedenen Betrieben. Anhand der alten Kundenlisten suchte ich diese Firmen nun wieder auf.

Bei der Textilfabrik Haupt öffnete mir der Name Herzstark gleich die Tür zum Chefzimmer. Man erkundigte sich, ob Vater noch lebe; es war angenehm für mich zu hören, dass man sich seiner gerne erinnerte und mit unseren Maschinen zufrieden war. Ich konnte hier mein erstes Geschäft tätigen. Einen nächsten Besuch stattete ich der Firma Budig ab. Das Unternehmen war während des Ersten Weltkriegs Wehrmachtzulieferer gewesen und deshalb bei den neuen tschechischen Machthabern etwas in Ungnade gefallen. Der Betrieb beschäftigte aber immer noch mehrere hundert Leute. Hier kannte man Vater ebenfalls noch gut. Mit einem sofortigen Auftrag wurde es nichts, doch haben wir in der Folge einige Maschinen an Budig verkauft. Von dort wurde ich an einen Herrn Antes bei dem aufstrebenden Unternehmen Gebr. Ettl empfohlen. Nach freundlichem Empfang gelang es mir, drei Maschinen unterzubringen. Bei den Textilfabriken Pirschl, Baudisch, Stein, Jankowski lief das Geschäft ebenfalls zu meiner Zufriedenheit. Dann sprach ich noch bei der Sparkasse und bei der Stadtverwaltung vor.

Auf dieser ersten Verkaufstour habe ich teilweise kuriose Erfahrungen mit Kunden gemacht und gelernt, wie man sich als geschickter Verkäufer verhalten muss. Wir hat-

ten für unsere Produkte feste Preise, in denen Kassaskonti oder für Behörden ca. 10% Behördenrabatt einkalkuliert waren. Manche Leute in diesen Gegenden haben es sich aber zur Gewohnheit gemacht, mit einem Vertreter wie auf einem Jahrmarkt um den Preis zu feilschen. Hat man einen Fixpreis genannt, wurde erst einmal viel weniger geboten. Unerfahrene liessen sich manchmal übers Ohr hauen. Bei mir jungem Anfänger versuchte man es natürlich auch. Dazu ein kleines Erlebnis: Im Bürgermeisteramt war ich auf die Eisenhandlung David Zwicker aufmerksam gemacht und dorthin empfohlen worden. Ob mit Hinterlist, wage ich nicht zu beurteilen. Das grosse Geschäft hatte mehrere Eigentümer, beschäftigte an die 20 Verkäufer und belieferte die ganze Umgebung. Einer der Herren Zwicker empfing mich wohlwollend. Ich bot ihm eine Maschine an, die für die Erstellung von Fakturen besonders geeignet war. Er wiegte den Kopf und bäugte von allen Seiten die «scheene Maschin, hab schon geheert, kennt ich gebrauchen, aber der Preis, der Preis! Was soll se kosten?» Als ich wahrheitsgemäss den Preis von 14.000 Kc (Tschechische Kronen) nannte, machte er sofort ein Gegenangebot: «5.000 Kc geb' ich Ihnen, das wär doch was?» Das Angebot war für mich undiskutabel. Ich liess mich nicht reinlegen. In aller Höflichkeit setzte ich Zwicker auseinander, dass ich bei meinen anderen Kunden in ein schlechtes Licht geraten würde, wenn ich derartige Nachlässe auf seriös kalkulierte Preise akzeptierte und ich auf dieser Basis leider kein Geschäft mit ihm machen könne. Damit begann ich einzupacken und mich anzuziehen. Ich bemerkte, wie Zwicker angeregt mit seiner Frau tuschelte und erhaschte so etwas wie «das is doch einer vo isere Leit», womit er offenbar auf semitische Abstammung schloss. Damit hatte er bei mir zwar halb recht, doch arbeiteten weder mein jüdischer Vater noch ich mit solchen orientalischen Geschäftsmethoden. Bei meinen späteren Besuchen im Hause Zwicker war ich trotzdem willkommen und konnte ihm im Laufe der Zeit sogar zwei oder drei Maschinen zu unseren Konditionen verkaufen.

Erwähnenswert ist vielleicht noch, dass sich unter Zwickers zahlreichem Personal eine junge Dame in der Buchhaltung befand, mit der ich mich auf der Strasse auch einmal privat unterhielt. Im Verlaufe des Gesprächs zeigte sie mir ganz stolz ein Bild des Naziführers Adolf Hitler, das sie heimlich mit sich führte. Durch den zunehmenden Druck der Tschechen auf die deutsche Bevölkerung in diesen Gebieten sind dort bereits Ende der Zwanzigerjahre die nationalsozialistischen Ideen auf fruchtbaren Boden gefallen.

Insgesamt war diese erste Reise für mich ein voller Erfolg. Mit 380.000 Kc in der Tasche – das war fast 1 kg Banknoten – und einem Paket Aufträge kehrte ich nach Wien zurück. Nicht auszudenken, wenn mich im Zug einer überfallen hätte!

Die nächste Verkaufstour führte mich wieder in diese Region. Im Umkreis von 30

bis 40 km um Zwittau gab es überall mittlere Industriebetriebe und die ganze Gegend stand wirtschaftlich gut da. Die Industriellen kannten sich gegenseitig, hatten geschäftliche, teils auch private Verbindungen untereinander, und die Firma Herzstark & Co. aus Wien sprach sich als Rechenmaschinenlieferant herum. Ich profitierte davon.

Empfehlungen aus Zwittau ausnutzend, wählte ich Mährisch Trübau zu meinem nächsten Ziel. Dort hatten wir noch keine Kunden. Es war Neuland. Mein erster Besuch galt der Stadtgemeinde. Die Unterhaltung war zwar kurz, dennoch lieferten wir später eine AsTRA-Maschine dorthin aus. Dagegen konnte ich bei einem Baumeister Habicher sowie bei der Silberwarenfabrik Bibus mehrere Maschinen unterbringen. Auch die Klavierfabrik Hansmann erwarb eine Maschine. Als der Inhaber hörte, ich käme aus Wien, hatten wir gleich Kontakt. Er schwärmte von Bösendorfer, dem weltbekannten Wiener Klavierhersteller und orientierte sich bei seiner Fertigung an diesen Instrumenten. Ich konnte nicht umhin, ihm etwas vorzuspielen. Fast wäre es zu einem Gegengeschäft gekommen, doch konnte sich Vater letztlich nicht dazu entschliessen.

Mein Weg führte mich weiter nach Landskron an der mährisch-böhmischen Grenze, wo die Gemeinde, der Konsumverein, die Papierhülsenfabrik Tamm Rechenmaschinen orderten.

Anschliessend reiste ich nach Müräu, bekannt durch eine grosse Strafanstalt, dann nach Müglitz. Nach und nach graste ich den ganzen Schönhengstgau ab, war teilweise bei der Auslieferung unserer Geräte anwesend, um das Personal entsprechend einzuweisen oder schickte unseren Mechaniker Schweiger zum Aufstellen der Maschinen oder zur Kontrolle zu den Kunden.

In der Zeit zwischen Januar und Mai 1926 gelang es mir, für insgesamt 400.000 bis 500.000 Tschechische Kronen Rechenmaschinen an den Mann zu bringen. Ich glaube, es war nicht allein mein Verdienst; die Zeit war einfach reif für die Mechanisierung des Bürobetriebes. Das kam uns zugute. Herzstark & Co. hatte auf dem Markt durch seriöse Preise und Zahlungsbedingungen ein gutes Renommee und konnte für kurzfristige Lieferungen und einen gut funktionierenden Kundendienst garantieren.

## Begegnung mit Rudolf Holub, dem Initiator des MULTIMATORS

Im Anschluss an den vielversprechenden Beginn meiner Verkaufstätigkeit im Schönhengstgau reiste ich in den östlichen Teil Mährens. Eines der Ziele war der Hauptort des Kuhländchens, Neutitschein (Nový Jicin). Das Städtchen zählte damals ca. 13.000 Einwohner, hatte einen schönen, quadratischen, ringsum von Häusern mit Lauben umsäumten Stadtplatz, unter denen sich die Geschäfte befanden. Der Ort be-

herbergte zahlreiche Industriebetriebe, unter anderen drei Hut-, mindestens sechs Tuchfabriken, eine grosse Tabakfabrik, einige kleinere metallverarbeitende Betriebe. Die Anreise mit meinem umfangreichen Gepäck war etwas umständlich, da Neutitschein von der Hauptstrecke Wien – Krakau nur über eine 12 km lange Flügelbahn oder auf Umwegen aus Innermähren über eine südliche noch langweiligere Bahnverbindung erreichbar war. Ich bevorzugte die Hauptstreckentrasse über den Umsteigebahnhof Zauchtel (Suchtol). Quartier nahm ich bei diesem ersten Besuch im Hotel «Heinrichshof», der Nobelherberge am Ort, etwas verstaubt-»fürnehm« mit uniformiertem Portier, käppibewehrten Boys und entsprechend hohen Preisen. Bei meinen späteren Aufenthalten wählte ich den preiswerteren «Hirschen» auf dem Stadtplatz oder das «Hotel Exler» gegenüber dem Bahnhof, wo eine etwas familiärere Atmosphäre herrschte, ich als Gast gern gesehen war und individueller bedient wurde. In dem kleinen Provinzstädtchen sprach es sich schnell herum, wer zu meinen Kunden zählte, und ich wurde dank der besonderen Artikel, die ich anbot, nicht als Agent dritter Klasse, sondern mehr als Edelreisender behandelt. Ich hoffe, diesen Ruf gerechtfertigt und niemanden enttäuscht zu haben.

Wie anderswo standen auch in Neutitschein frühere Herzstark-Rechenmaschinen. Vater war durch seinen einprägsamen Namen und seine integere Persönlichkeit überall in guter Erinnerung. Für Wartung, Instandhaltung und Reparaturen hatten wir stets von Wien aus gesorgt, so dass die Maschinen noch gut liefen und wir gegenüber ausländischen, speziell amerikanischen Produkten, die ein Vertreter von Prag aus ohne Fachpersonal vertrieb, im Vorteil waren.

Ich orientierte mich wieder anhand alter Kundenlisten. Meine erste Vorsprache bei der Baufirma Czeike & Wondra verlief sehr freundschaftlich. Trotzdem die vorhandenen Maschinen aus den Jahren 1912 und 1914 zur Zufriedenheit arbeiteten, konnte ich gleich eine neue absetzen. Von Herrn Czeike über meine weiteren Pläne befragt, nannte ich noch andere frühere Herzstark-Kunden, die ich aufsuchen wollte. Da gab mir Czeike den Tipp, bei der Hutfabrik Johann Hückels Söhne vorzusprechen. Sie sei gerade dabei, im Zuge einer gross angelegten Reorganisation ihre Büros zu mechanisieren. Hückel war der grösste Betrieb am Ort und zählte neben Borsalino in Italien und Stetson in England zu den bedeutendsten Hutherstellern des Kontinents. Das Unternehmen beschäftigte einschliesslich seiner Zweigbetriebe in Ratibor in Oberschlesien und Skotschau in Polen zwischen 4.000 und 5.000 Leute und verfügte für seine Mitarbeiter über damals schon beachtliche soziale Einrichtungen.

Mit der Durchführung der Reorganisation war der Leiter der Exportabteilung, ein strebsamer junger Mann namens Rudolf Holub, beauftragt. Einer der massgebenden Firmenchefs, Hans Hückel, hielt grosse Stücke von ihm und protegierte ihn ein wenig.



Czeike wusste zu berichten, dass dieser Herr Holub sehr tüchtig sei, das Gras wachsen höre und zu anderen Grossbetrieben reise, um sich umzusehen und über eine bestmögliche Ausstattung zu informieren. Mein Interesse, einen solch potenten Abnehmer zu gewinnen, war natürlich gross. Ich bat Herrn Czeike um die Freundlichkeit, mir durch einen Anruf bei Hückel den Weg zu ebnen. Er war sofort dazu bereit, ging ins Nebenzimmer ans Telefon, und ich hörte ihn berichten, dass gerade ein Rechenmaschinenhersteller aus Wien bei ihm sei, mit dessen Maschinen er selbst schon jahrelang zufriedenstellend arbeite und dessen Produkte zu prüfen er empfehlen könne. Durch eine Glastür beobachtete ich, wie er redete und redete, langsam immer wilder wurde und schliesslich ärgerlich den Hörer einhängte. «Der Kerl will nicht anbeissen», schimpfte er, «schon gar nicht bei jemandem aus Wien», er favorisiere nur amerikanische Maschinen. «Ist auch ein Standpunkt», dachte ich, gab die Hoffnung aber nicht auf. Zunächst sprach ich bei anderen ehemaligen Herzstark-Kunden vor. Ich erinnere mich an die beiden Tuchfabriken Preisenhammer, die Firma Spitzer & Klappholz, alle in der Nähe des Bahnhofs, die Brauerei Kudielka in Ehrenberg (Loucka) und einige andere Betriebe, bevor ich bei der Bezirkskrankenkasse landete. Deren Leiter interessierte sich für zwei AsTRA-Maschinen, bat aber um Geduld, da über den Erwerb erst das Vorstandsgremium entscheiden musste. Im Verlaufe der Unterhaltung wurde ich auch hier gefragt, ob ich schon bei Hückel gewesen sei. Ich verneinte und schilderte den erlebten Vorfall samt Absage. Mein Gesprächspartner zeigte sich sehr ungehalten, bekam einen roten Kopf und äusserte die Ansicht, dass man erst eine Sache kennen müsse, um sich Kritik zu erlauben. Ich erfuhr, dass mein unbekannter Kontrahent Holub Mitglied des Beschlussgremiums der Krankenkasse war. Der Direktor hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Herrn sofort anzurufen. Zuerst mit gleich negativem Erfolg wie bei Czeike. Er liess sich aber nicht einschüchtern und blieb durch sachliche Argumentation und einigen Nachdruck mit erhobener Stimme der Stärkere. Das Ende vom Lied war, dass mir Herr Holub am gleichen Tag nachmittags um 13.30 Uhr grossmütig einen halbstündigen Vorsprachermin einräumte.

Erwartungsvoll fand ich mich zum vereinbarten Zeitpunkt bei Hückel ein. Der grosse Betrieb lag am Stadtrand, vorne zweistöckige Bürogebäude, dahinter ausgedehnte Werkshallen, drei hohe Schornsteine, eigener Gleisanschluss. Die Aussicht, ein solches Unternehmen als Kunde zu gewinnen, war alle Anstrengung wert. Ich wurde in einen eleganten Empfangsraum geleitet, dessen Wände grosse Plakate und Werbefotos verschiedenster Damen- und Herrenhüte zierten. Einige Minuten blieb ich allein, dann tat sich eine Tapetentür auf und herein trat ein eher schwächlicher, gut aussehender, nach letzter Mode gekleideter, etwa 30-jähriger Mann mit tip-top Bügelfalten – Herr Holub. Er begrüsst mich höflich und gab mir in einem etwas gekünstelten Hoch-

deutsch, das er normalerweise sicher so nicht sprach, zu verstehen, dass er mir zwar keine Absage erteilen, mir aber auch keine Hoffnungen machen wolle. Er glaube nicht, dass ich mit amerikanischen Produkten konkurrieren könne. Er habe schon monatelange Studien betrieben und bestimmte Pläne ausgearbeitet, sich darüber hinaus in verschiedenen Grossbetrieben umgesehen, unter anderen bei den Wittkowitz Eisenwerken, wo man bei der Lohnverrechnung mit einer neuen Luo-Walze arbeite. Ich kannte diese wenig effektive Konstruktion. Ein gewisser Inspektor Ludwig hatte ein Gerät entwickelt, in das man einzelne Belege im Kreis einsortierte, um sie besser ablesen zu können. Ich hörte mir die Ausführungen meines Gesprächspartners aufmerksam an, stellte fest, dass er sich mit der Materie wirklich eingehend befasst hatte und gab ihm zu verstehen, dass mir seine Vorkenntnisse nicht unwillkommen seien, weil es sich auf dieser Basis viel sachlicher diskutieren lasse als mit einem blutigen Laien. Vorerst aber hielt ich mich noch zurück. Herr Holub legte mir einen Stapel Prospekte von Burroughs, Sundstrand und anderen auf dem Weltmarkt bekannten Büromaschinenmarken vor, die er sich von Vertretern aus Prag besorgt hatte. Ich merkte schnell, dass er von diesen Herren über verschiedene Dinge nur unzureichend unterrichtet worden war. Im Verlaufe der weiteren Unterhaltung liess ich mir genau erklären, was die Firma Hückel brauche und machte Herrn Holub auf Mängel und Nachteile der amerikanischen Produkte gegenüber unseren Maschinen aufmerksam. Er hatte beispielsweise nicht bedacht, dass bei Verwendung amerikanischer Maschinen eine komplette Änderung der vorhandenen Formulare notwendig war, er sich also von dem jeweiligen Lieferanten formularabhängig macht. Wir dagegen waren anpassungsfähig. Bei der ASTRA war es möglich, die Walzen so einzurichten, dass sie mit den Intervallen der bisher verwendeten Formulare übereinstimmten. Auch die Typenentfernungen liessen sich etwas ändern. Herr Holub hörte mir mit steigendem Interesse zu, orientierte sich eingehend, liess sich beraten und musste mir in vielem Recht geben. Aus dem halbstündigen Höflichkeitsbesuch waren inzwischen vier Stunden geworden. Beide waren wir uns unserer Verantwortung beim Zustandekommen eines Geschäftes und des Risikos, das wir gegenseitig eingingen, bewusst. Ich hatte mir vorgenommen, die Firma Hückel durch Überzeugung zum Dauerkunden zu gewinnen. Bevor wir uns trennten, schlug ich vor, einige Rechen- und Buchungsmaschinen zur Probe aufzustellen, um dem damit befassten Personal Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Urteil zu bilden. Herr Holub seufzte leicht bei dem Gedanken, seinem Chef den Sinneswandel zu erklären, plötzlich von hochgelobten amerikanischen Maschinen auf europäische Produkte aus dem kleinen Österreich umzusteigen. Ich ermunterte ihn mit dem Hinweis, dass es nie zu spät ist, eine Entscheidung zu revidieren, wenn man sie für nützlich hält.



*Rudolf Holub (rechts sitzend). Leiter der Export- und Damenhutabteilung der Hutfabrik Johann Hückels Söhne in Neutitschein mit Sekretärin und Mitarbeitern*

Um verfügbar zu bleiben, arbeitete ich noch einige Tage in Neutitschein, während Herr Holub seinen Gönner Hans Hückel von unserer Absprache unterrichtete. Der war etwas erstaunt, schliesslich aber mit der Aufstellung von Probemaschinen einverstanden, da damit nichts riskiert war. Bei einer erneuten Zusammenkunft mit Herrn Holub bekam ich grünes Licht für die mögliche Anbahnung eines Geschäftes und freute mich über dieses Ergebnis. Die Firma Herzstark war gut lieferfähig, und ich versprach, in kürzester Zeit Maschinen zur Verfügung zu stellen. Den grossen Fisch glücklich an der Angel, besuchte ich anschliessend noch einige weitere Kunden im Umkreis Neutitscheins, wie die Spiritusraffinerie im Nachbarort Schönau, den Konsumverein in Zauchtel, die Waggonfabrik in Stauding (Studenka). Dort standen ebenfalls noch alte, aber einwandfrei funktionierende Herzstark-Maschinen. Bei meinem Besuch lernte ich den gerade anwesenden Inhaber, Herrn von Czisek, kennen. Er besass noch eine Porzellanwarenfabrik in Teplitz-Schönau in Nordböhmen, für die er auch gleich einen Auftrag gab.

Ich fühlte mich bald wie eine Spinne im Netz, die ihre Beute anlockt. In den wenigen

Monaten meiner ersten Reisetätigkeit bekam ich viele Referenzen von Industriellen und Gewerbetreibenden, die untereinander Verbindung hatten und ihre offenbar guten Erfahrungen mit unseren Produkten austauschten. Ich wurde in diesem Kreis allmählich Hahn im Korb, was meine Verkaufschancen ungemein erleichterte und mich stark anspornte.

Sofort nach meiner Rückkehr leitete ich in Wien alles für die Probeaufstellung bei Hückel in die Wege. Der Fakturenabteilung stellten wir elektrische Maschinen mit Doppelzählwerk zur Verfügung, für die Lohnverrechnung eine ASTRA mit 60 cm breitem Springwagen. Es waren meines Wissens insgesamt vier Maschinen mit dem Risiko, sie nach vier bis sechs Wochen zurückzubekommen.

Während ich die ostmährische Gegend weiter bearbeitete, habe ich von Zeit zu Zeit bei Hückel vorgesprochen, um zu sehen wie die Sache läuft, habe Ratschläge erteilt oder Tipps gegeben. Auch unseren Meister Schweiger machten wir mit Hückel bekannt. Auf diese Weise vermittelten wir gleich einen Eindruck von unserem Service.

In den Büros des grossen Betriebes lief in den Zwanzigerjahren natürlich nicht mehr alles nur von Hand. Es waren schon Schreibmaschinen und auch eine Anzahl nicht schreibender Rechenmaschinen vorhanden. Auch wir haben später solche ähnlich der Brunsviga oder anderen amerikanischen Modellen an Hückel geliefert, jedoch technisch weiter fortgeschritten, mit Tastatur, automatischer Division und elektrischem Antrieb. Speziell für die Lohnverrechnung jedoch waren Maschinen vonnöten, die schreiben und rechnen konnten. Auf grossen Listen mit einem bestimmten Spaltenschema wurden von Spalte zu Spalte Stundenlohn, Zuschläge, Prämien usw. queraddiert. Das ergab den Bruttoverdienst. Nach Abzug von Steuern, Versicherungen etc. in den folgenden Spalten erschien am Ende der Nettolohn. Für jeden Mitarbeiter war eine Zeile vorgesehen, je nach Betriebsgrösse also hunderte oder tausende von Zeilen. Am Ende einer Liste mussten die einzelnen Spalten jeweils separat addiert werden. Man stelle sich den Arbeitsaufwand vor bei damals wöchentlicher Lohnabrechnung für die Arbeiter!

Zur Arbeitererleichterung hatte sich Hückel eine von Remington gebaute rechnende Schreibmaschine mit aufgesetzten Zählwerken angeschafft. Man konnte mit ihr schon Quer- und Längsresultate zum Ablesen errechnen. Die Bedienungskraft musste allerdings Dezimaltabulieren, damit die Kolonnen richtig untereinander kamen. Das bedurfte grosser Konzentration und war zeitaufwendig. Als weiterer Nachteil erwies sich, dass die Maschine beim Berühren einer Taste gleich angeschlagen und gleichzeitig gerechnet hat, so dass eingetippte Fehler nicht sofort korrigierbar waren. Durch die Funktion als kombiniertes Schreib- und Rechengerät war auch der Anschlag sehr schwer.

Die Bedienung der von mir angebotenen ASTRA erforderte weit geringeren Kraft-

aufwand, so dass man schneller damit arbeiten konnte. Vorteilhaft war eine Vorrichtung, die verhinderte, dass die Zahlen beim Eintippen gleich ausgedruckt wurden. Etwaige Fehler konnten dadurch immer noch korrigiert werden.

Zum Vergleich haben wir Zeitstudien gemacht, wie lange man zum Beschriften eines kompletten Bogens mit der Remington gegenüber der ASTRA benötigte. Es hat sich gezeigt, dass die ASTRA nur 40% der Remington-Zeit brauchte. Allerdings hatte die Remington am Schluss schon die Quer- und Senkrechtpalten addiert, während von den verbliebenen 60% eingesparter Zeit bei der ASTRA noch ungefähr die Hälfte für die Senkrechttaddition erforderlich war. Am Ende war man mit ihr aber immer noch um 30 bis 40% schneller als mit der Remington.

Die Mädchen, die mit den beiden Maschinen arbeiteten, tendierten mehr und mehr zur ASTRA, weil diese viel weniger Kraftaufwand der Hände erforderte und fast spielerisch, ohne richtig hinzusehen, bedient werden konnte. Eine der Damen, Anni Basko, stellte sich besonders geschickt an und arbeitete flink wie ein Wiesel. Sie erlag später leider einem Lungenleiden. Die übrigen sechs oder sieben Angestellten einschliesslich des Bürovorstehers, Herrn Heinrich, zeigten sich sowohl von der ASTRA als auch von den elektrischen Doppelzählwerkmaschinen zur Fakturerstellung sehr angetan. Im Herbst 1926 wurde bei Hückel endgültig der Beschluss gefasst, das Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., mit der Lieferung von Rechenmaschinen verschiedenster Ausführung für die Büroausstattung zu betrauen. Für mich war das ein schöner Erfolg und auch Vater zeigte sich überaus zufrieden. Um den Kundendienst kümmerte sich in der Folge weitgehend unser Meister Schweiger und Hückel konnte sich auf diesen erfahrenen Mechaniker verlassen. Trat irgendwo eine Störung auf, genügte ein Anruf bei uns. Meister Schweiger setzte sich in den Nachtzug, war frühmorgens vor Ort und binnen Kurzem lief die Maschine wieder. Gewöhnlich kam Schweiger befriedigt mit einem neuen Hückel-Hut zurück. Um Ausfälle zu vermeiden, hatten wir speziell für die Lohnverrechnung eine Ersatzmaschine bei Hückel stehen, auf die im Notfall zurückgegriffen werden konnte.

Unsere soliden Produkte und nicht zuletzt der prompte Service sicherten uns diesen Grosskunden bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Wir haben im Laufe der Jahre an die 100 Maschinen verschiedenster Ausführungen an Hückel verkauft.

Im Zusammenhang mit der neuen Geschäftsverbindung führte mich der Weg bei meinen zukünftigen Reisen öfter nach Neutitschein. Zwischen Herrn Holub und mir entwickelte sich im Laufe der Zeit auch ein privater Kontakt. Er lud mich zu sich nach Hause ein, ich lernte seine Frau und seine Schwiegermutter kennen. Auf dem vorhandenen Klavier gab ich manchmal einige Stücke zum Besten. Fast 30 Jahre später erinnerte man sich bei der Familie Holub noch meiner Interpretation des Florentinermar-

ches! Die Dame des Hauses beeindruckte mich durch ihr hübsches Gesicht mit schönen dunklen Augen und durch ihr warmes, herzliches Lachen. Ihre weisshaarige Mama gab sich würdevoll-zurückhaltend. Auch sie habe ich als alte Dame noch wiedergesehen.

Das Ehepaar Holub war anfangs kinderlos. Im Jahre 1928 hörte ich im Betrieb, dass Nachwuchs erwartet werde. Der angehende Vater wünschte sich natürlich einen Stammhalter und die Bürodamen stellten schon Spekulationen über seinen Namen an. Als schliesslich ein Mädchen das Licht der Welt erblickte, waren sie überzeugt, es würde wie ein Junge erzogen werden. Ich hatte das Vergnügen, das winzige Geschöpf in einem hochrädigen Kinderwagen kennen zu lernen, nicht ahnend, dass die kleine Dame im letzten Drittel meines Lebens eine nicht unbedeutende Rolle spielen würde. Knapp drei Jahre später wurde dem Ehepaar Holub die zweite Tochter Charlotte geboren. Eine dritte, Annemarie, kam 1940 als Nachzügler zur Welt. Sie lernte ich erst als Zehnjährige im Jahre 1950 kennen.

Die Firma Hückel unterhielt in Wien in der Mariahilferstrasse ein Musterlager. Herr Holub hatte sporadisch dort zu tun. Bei einer solchen Gelegenheit machte ich ihn mit meinen Eltern bekannt und zeigte ihm unseren Betrieb. Im Laufe der Jahre haben wir uns immer wieder in Neutitschein oder in Wien gesehen und unser Kontakt vertiefte sich, bis ihn die politischen Ereignisse und der Zweite Weltkrieg für lange Zeit unterbrachen.

## Der MULTIMATOR – meine erste Erfindung

Im Laufe des Jahres 1927 erkundigte ich mich von Zeit zu Zeit bei Hückel in Neutitschein, ob unsere Rechenmaschinen zur Zufriedenheit arbeiten und die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen. Ich hörte nur Gutes. Aber – meinte Herr Holub – noch praktischer wäre eine Maschine, die nicht nur Quer- und Längsadditionen einzelner Spalten automatisch ausführen, sondern am Ende eines Bogens auch gleich die Summen der Kolonnen samt Kreuzprobe auswerfen könnte. Dieser Wunsch war mir nicht neu. Auch Bankkunden, die bei der täglichen Kassenabrechnung mit einer ASTRA-Saldiermaschine arbeiteten, hatten schon ähnliche Überlegungen an mich herangetragen. Die Sache liess mir keine Ruhe und war überlegenswert. Ich begann intensiver darüber nachzudenken, wie das Problem sich technisch lösen liesse. Während meiner Reisepausen tüftelte ich in unserem Wiener Konstruktionsbüro so lange herum bis mir der Einfall kam, an dem Astra-Modell NC 47, Normalautomat Simplex, an jedes vorhandene rückwärts ein zusätzliches Zählwerk anzubringen. Dieses zweite Zählwerk sollte in der Weise funktionieren, dass es eingetippte Beträge pro Spalte speichern,

fortlaufend waagrecht und senkrecht addieren oder subtrahieren und bei Bedarf als Zwischensumme in jeder beliebigen Zeile oder am Ende eines Formulars samt Kreuzprobe auswerfen kann, wobei auch die Möglichkeit des Übertrags der Endsummen auf einen folgenden Bogen gegeben sein müsste.

Die Idee in eine Konstruktion umzusetzen war nicht ganz einfach, gelang mir aber schliesslich. Nach meinen Skizzen fertigten unsere Zeichner exakte Reinzeichnungen an. Unser Patentanwalt Urbantschitsch brachte sie in das richtige Format zur Anmeldung beim österreichischen Patentamt. Unter den Patentnummern 126 701, 129 584, 135 179, 135 189, 135 552, 137 902, 139 308, 139 982 wurde die Erfindung geschützt. Vater und sein Meister haben sich um die technische Umsetzung gekümmert und Mustermaschinen angefertigt. Es wird wundernehmen, dass die Patente auf den Namen Samuel Jakob Herzstark lauten. Ich habe das verstanden und akzeptiert. Vater war alleiniger Firmeninhaber und musste für die Entwicklungen in seinem Betrieb geradestehen. Ich war nur Angestellter. Erst später wurde es Usus, dass ein Unternehmen die Erfindung eines Mitarbeiters zwar unter seinem Namen eintragen lassen konnte, aber verpflichtet war, den Namen des tatsächlichen Erfinders anzugeben. Bei meinen nachfolgenden Neuentwicklungen steht in den Akten schon: «Als Erfinder ist Curt Herzstark genannt».

Nach erfolgter Erprobung in unserer Werkstatt beschlossen wir, den neuen Rechenautomaten unter der Bezeichnung MULTIMATOR (ursprünglich gedacht: Multisummatör) der Öffentlichkeit zu präsentieren. Im Herbst 1928, auf der ersten grossen Internationalen Büromaschinenausstellung unter dem neuen Funkturm in Berlin hatte der Multimator sein Debut. Nach Erledigung der erforderlichen Zollformalitäten mussten die für die Ausstellung vorgesehenen Maschinen sorgfältig verpackt und rechtzeitig aufgegeben werden. Die Messe selbst dauerte meines Wissens eine Woche. Mit Auf- und Abbau planten wir etwa 14 Tage Berlin-Aufenthalt ein. Nachdem alles organisiert war, bestiegen Vater, ich und Herr Weitz, einer unserer Mechaniker, den wir zur Unterstützung mitnahmen, den Schnellzug über Prag nach Berlin.

Die Fahrt verlief recht angenehm. An einem Vierertisch im Speisewagen sassen wir einem jung vermählten tschechischen Ehepaar gegenüber. Es stellte sich heraus, dass wir das gleiche Reiseziel hatten. Die jungen Leute baten uns stockend, sich uns ein wenig anschliessen zu dürfen, es sei ihre erste Reise nach Berlin und sie sprächen nur unzureichend deutsch. Vater war grosszügig und versprach, sich ihrer anzunehmen, soweit es seine Zeit erlaube. Er wolle auch versuchen, bei der Zimmerreservierung in unserem Hotel behilflich zu sein. Berlin erkunden müssten sie aber allein, da er anderweitige Verpflichtungen habe. Am späten Nachmittag erreichten wir unser Ziel. Vom Anhalter Bahnhof führte eine unterirdische Passage zum Hotel Excelsior, wo wir logierten. Auch dem tschechischen Paar verhalfen wir dort zu einem einfacheren Zim-

mer. Am gleichen Abend bummelten wir gemeinsam über den Kurfürstendamm und landeten in einem Restaurant, ich weiss nicht mehr genau, ob bei Borchert oder Kempinski. Mein sonst bürgerlicher Vater leistete sich auf Geschäftsreisen ab und zu eine kleine Extravaganz und bestellte Austern. Ich hatte nichts dafür übrig und liess mir etwas weniger Exklusives bringen. Das junge Paar sah Vater interessiert zu, wie er die vermeintliche Delikatesse mit Zitronensaft beträufelte und genüsslich schlürfte, tuschelte auf tschechisch miteinander und wies dann den Ober an, ihnen das Gleiche zu servieren. Der Ehemann hatte Vater die Praxis des Austernverzehr in etwa abgucken. Kaum aber war die erste Auster in seinem Mund verschwunden, kam die Katastrophe. Er begann Grimassen zu schneiden, biss die Lippen zusammen, weil er das glitschige Zeug weder schlucken noch ausspucken konnte, erhob sich abrupt mit vor den Mund gepresster Serviette und entschwand eilig in eine bestimmte Richtung. Nach einiger Zeit kehrte er etwas bleich an unseren Tisch zurück. Der Appetit auf die restlichen Austern war ihm und seiner Angetrauten gründlich vergangen. Über Geschmack lässt sich eben streiten! Wir sahen das Paar noch einige Male flüchtig aus der Entfernung. Ich vermute, dass wir ihm nicht mehr ganz geheuer waren und es aus Scham über die Blamage uns lieber aus dem Weg ging.

Ein ähnlich enttäuschendes Gourmet-Erlebnis widerfuhr unserem guten Mechaniker Weitz. Vater hatte ihn mit Taschengeld versorgt, damit er sich abends selbständig machen und Berlin ein wenig allein erkunden konnte. Eines Morgens erzählte er entrüstet, er sei tags zuvor in ein Gasthaus geraten, das «Wiener Schnitzel» angeboten habe. Statt der erhofften heimatlichen Spezialität fand sich auf seinem Teller jedoch «a braun g'brannt's Zeigs mit am Haring (Hering) drauf»! Für einen Ur-Wiener wie Weitz geradezu ein Sakrileg.

In unserem schönen Messestand stellten wir über ein Dutzend Rechenmaschinen verschiedenster Ausführung aus; neben unseren eigenen Produkten mit Elektroantrieb auch solche der deutschen Firma Mathias Bäuerle aus St. Georgen im Schwarzwald, mit der wir ein Abkommen über den Weltvertrieb ihrer Produkte hatten. Der Senior Tobias Bäuerle, zu dieser Zeit schon schwer krank und später doppelseitig beinamputiert, kannte Vater durch die in einem früheren Kapitel schon erwähnte Zusammenarbeit seit Langem und hatte ihm im Vertrauen auf seine technischen und organisatorischen Fähigkeiten um 1927 den Weltvertrieb seiner Produkte angeboten. Vater war darauf eingegangen. Jetzt, bei der Ausstellung in Berlin zeigte es sich, dass zum Aufziehen dieses Geschäftes grössere Kapitalien notwendig waren, als sie uns zur Verfügung standen. Deshalb lösten wir das Abkommen einvernehmlich und beschränkten uns auf den Generalvertrieb der Bäuerle-Produkte in Österreich und den Nachfolgestaaten der ehemaligen Monarchie.

Das Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., war auf dem Messegelände



bald in aller Munde. Hauptanziehungspunkt unseres Ausstellungsstandes wie der Messe überhaupt war der MULTIMATOR. Er erregte in kürzester Zeit ungeheures Aufsehen. Dass ein kleiner Wiener Betrieb aus der ASTRA einen Rechenautomaten entwickelt hatte, der eingetippte Beträge in bis zu 30 Kolonnen speichert, horizontal und vertikal nach Bedarf addiert oder subtrahiert, mit einem einzigen Tastendruck an beliebiger Stelle die Zwischensummen oder am Ende eines Formulars sämtliche Endsummen samt Kreuzprobe ausdrückt und sogar den Übertrag vorgibt, war eine epochemachende Sensation! Unser Stand blieb ständig umlagert und das Interesse des staunenden Publikums stieg mit jeder Vorführung, war unsere Erfindung doch die erste dieser Art auf dem Weltmarkt und sprach sich herum.

Diesem Umstand verdankte ich die Bekanntschaft mit Professor Schlesinger. Er galt als Kapazität auf dem Gebiet der Werkzeugtechnik und war unter anderem an den Konstruktionen des Werkzeugmaschinenherstellers Ludwig Loewe beteiligt. Als Mitglied des Deutschen Normenausschusses arbeitete er gerade an der Entwicklung von Industrienormen massgeblich mit. Schlesinger interessierte sich sehr für meine Erfindung, unterhielt sich längere Zeit mit mir und lud mich ein, ihn in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt zu besuchen. Ich fühlte mich sehr geehrt und habe dieses Angebot dankbar angenommen.

Während unseres Aufenthaltes in Berlin nutzten Vater und ich die Zeit, das Patentamt aufzusuchen und uns mit Patentanwalt Dr. Ing. Bruno Bloch in Verbindung zu setzen, um mit ihm Patentfragen für den Schutz des Multimators in Deutschland zu besprechen. Bloch war Jude mit einem urberliner Herzen und gut preussischer Gesinnung. Den Ersten Weltkrieg hatte er als Offizier mitgemacht und das EK I und II verliehen bekommen. Wir haben jahrelang mit ihm zusammengearbeitet. Als Hitler mit der Rassenverfolgung begann, nahm sich Dr. Bloch das Leben.

Ein beängstigendes Ereignis während der Ausstellung möchte ich nicht unerwähnt lassen. Der zweite oder dritte Messetag – es war der 8. September, Geburtstag meiner Mutter – war sehr heiss gewesen. Das Thermometer zeigte gegen 30°. Als ich abends mit Vater ins Hotelzimmer zurückkehrte, klagte er plötzlich über Unwohlsein und heftige Schmerzen in der Herzgegend und im linken Arm. Sein Zustand jagte uns beiden gehörige Angst ein und ich fragte beim Portier nach einem Arzt. Glücklicherweise verfügte das Excelsior über einen Hotelarzt, der binnen Kurzem zur Stelle war. Er diagnostizierte einen Herzkrampf, brachte Vater zum Waschbecken und hiess ihn die Arme in heisses Wasser senken. Anschliessend machte er noch leichte Massagen, worauf sich nach ca. einer Viertelstunde der Krampf allmählich löste. Der Arzt sprach von einer Angina-pectoris-Attacke und empfahl Schonung. Das war natürlich unter den gegebenen Umständen schwer zu bewerkstelligen, doch trat in Berlin kein weiterer Anfall mehr auf.

## „HERZSTARK MULTIMATOR“

Der erste und idealste schreibende maschinelle Behelf, mittels welchem eine nur durch die Papierwagenbreite begrenzte Anzahl von Vertikalrubriken geschrieben und horizontal saldiert werden kann, deren Fußsummen durch **bloßen Summentastendruck** automatisch abgedruckt werden.



Stark **3** Tasten zur Bedienung des Multimotor!

Was Sie bisher mit anderen Büro-Maschinen nur auf Umwegen erreichen konnten, erledigt in größter Vollkommenheit und in direktem Arbeitsgange unser

### HERZSTARK -MULTIMATOR

und erspart hierdurch jährlich tausende Arbeitsstunden bei Verwendung in Banken, Sparkassen, Buchhaltungen, Lohnbüros etc. etc.

Große individuelle Anpassungsfähigkeit!

Varianten unbegrenzt möglich!

Überzeugen Sie sich hieron durch Besichtigung!

# HERZSTARK

# MULTIMATOR

## Die Hochleistungs- Vielzählwerksmaschine

HERZSTARK & CO., RECHENMASCHINEN „AUSTRIA“  
WIEN, XIII., LINKE WIRTSCHAFTSSTRASSE 37A TELEFON R-33-R-74

## VORTEILE

gegenüber schreibenden Additions-  
maschinen mit mehreren starr ein-  
gebauten Zählwerken

Die Verwendungsmöglichkeit einer  
beliebigen, bis zu drei durch die Papier-  
wagenbreite begrenzte Anzahl von  
mit dem Papierwagen gleichmäßig  
wandernden Zählwerken.

Es können demnach, je nach der Papier-  
breite des Wagens und der Stellenkapazi-  
tät der einzelnen Zählwerke, bis zu 30  
Zählwerke verwendet werden.

Vollständige Anpassungsfähigkeit an  
die Breite der einzelnen zu beschrei-  
benden Rubriken und der Distanzierung  
der einzelnen Rubriken zueinander.

daher die beste Angleichung an verschie-  
dene Formulare

Beliebige Austauschbarkeit oder  
Umsstellung der einzelnen Zählwerke  
in gewünschte Rubriken.

Kann durch jeder Nichtbediener vorge-  
nommen werden.

Kein Totloch (Spitzen) eines mit einer  
mechanischen Teststromzahl versehenen  
Teststreifen.

daher größte Übersichtlichkeit und keine  
Reduktion der Stellenkapazität der einzel-  
nen Zählwerke

Jedes einzelne Zählwerk kann bis zu  
10 Stellen rechnend geteilt werden.

Die automatisch kreuzweise addierende Vielzählwerksmaschine

## „HERZSTARK-MULTIMATOR“

ist in Verbindung mit der weltbekannten Schnelladdier- und Söldiermaschine „ASTRA“  
eine der vollkommensten Schöpfungen  
auf dem Gebiete der schreibenden Addier-, Söldier- und Buchhaltungs-Maschinen!



Herzstark-Multimator (Herzstark-Multimator) mit „ASTRA“ Schnelladdier- und Söldiermaschine (Herzstark-Multimator) mit „ASTRA“ Schnelladdier- und Söldiermaschine

Der MULTIMATOR errechnet auch bei Horizontal-Lauf (Querschnitt) in jeder beliebigen Rubrik automatisch nicht  
nur die Addition und die Subtraktion, sondern auch in einer beliebigen der vorherliegenden Rubrik eine Zehner-  
summe oder Endsumme. Auch transportiert der MULTIMATOR diese Summen automatisch in beliebige Zähl-  
werke respektive deren Rubriken.

Der MULTIMATOR addiert eine beliebige Rubrikenanzahl horizontal  
bei gleichzeitiger Vertikal-Addition derselben.

Der MULTIMATOR benötigt selbst stärkere Schritte, daher kein Aufklappen des Papierweges nötig.

## VORTEILE

gegenüber Schreibmaschinen mit  
aufgesetzten Zählwerken (so-  
genannte Buchhaltungsmaschinen)

Automatisches schriftliches Absummiere  
nach jeder einzelnen horizontal oder ver-  
tikal geschriebenen Rubrik durch bloßen  
Summenlastendruck, also kein Abschrei-  
ben errechneter Resultate durch den Bedi-  
ner nötig.

Das Eintippen der einzelnen zu schrei-  
benden Beträge bedeutet bei dem MULTI-  
MATOR bloß eine vorbereitende Tä-  
tigkeit, daher außerordentlich leichter An-  
schlag und beste Korrekturmöglichkeit selbst  
eingetippter Zahlen noch vor Niederschrei-  
ben derselben.

Keine Bedienung eines Dezimaltafel-  
labors notwendig, da sich die Stellenwerte  
automatisch einstellen, daher Vermeidung  
vieler Stellenverirrungen.

Durch die Bedienung von nur drei Testern  
ermöglicht der MULTIMATOR in jeder  
beliebigen einzelnen Zählwerk die  
automatische Ziehen von Summen und  
Zwischensummen, ferner den automatische  
Übertrag von Summen und das beliebige  
Auswählen bestimmter Beträge aus dem  
Rechnungsvorgang.

Automatische Errechnung und Niederschrei-  
ben zweiten Kreuzprobennumme zum  
Zwecke der Kontrolle nächster Bedienung.

Leichtester Testanschluss!

DER MULTIMATOR WIRD MIT HAND- ODER MIT HAND- UND ELEKTRISCHEM ANTRIEB, KOMPLETT ANSCHLUSSFERTIG AN JEDE LICHTLEITUNG, GELIEFERT

Mit dem Ausstellungsergebnis waren wir äusserst zufrieden. Das Geschäft übertraf alle Erwartungen. Das Interesse der Besucher hatte sich natürlich stark auf den MULTIMATOR konzentriert. Einen der ersten Aufträge erteilte noch in Berlin die Fürstlich-Plessische Bergwerksverwaltung aus Waldenburg in Schlesien. Der anwesende Direktor mit einigen Herren der Buchhaltung fand sofort Gefallen an der Maschine und bestellte gleich vier oder sechs Stück. Meines Wissens kehrten wir mit insgesamt acht Aufträgen allein über diesen Artikel nach Wien zurück und nahmen sogleich die Produktion auf.

Der MULTIMATOR erschloss der Firma Herzstark & Co. ein ganz neues Feld, denn wir waren damit eigentlich konkurrenzlos. Der Fabrikationsausstoss blieb allerdings auf vier, maximal fünf bis sechs Stück pro Monat begrenzt. Unsere Kapazität liess sich nicht beliebig steigern, weil zum Bau der Zusatzzählwerke neben genügend Werkzeugmaschinen vor allem gute Mechaniker notwendig waren, die uns nicht unbegrenzt zur Verfügung standen. Deshalb gelang es uns nicht, den Betrieb so zu erweitern, dass wir 20 bis 30 Stück monatlich hätten fertigen können. Wegen des Mangels an Fachpersonal sind wir später sogar dazu übergegangen, verschiedene Teile, zum Beispiel Zahnräder, auswärts fertigen zu lassen, weil das billiger war. Ein Unternehmen musste genau kalkulieren, ob sich die Anschaffung eines Multimators lohnt. Er kostete immerhin 12.000 Schilling, beinahe soviel wie ein Auto, ersparte allerdings drei bis vier Arbeitskräfte, so dass zu übersehen war, wie rasch er sich amortisierte.

Die Firma Hückel in Neutitschein liess alle ihre bisher erworbenen ASTRAS sofort entsprechend umrüsten. Zu weiteren Grosskunden zählte die Zentralverwaltung der Österreichischen Bundesbahnen auf dem Schwarzenbergplatz in Wien, später die Steierische Landesfinanzdirektion in Graz, Jacominigasse 6. Dort war 1934/35 eine Mechanisierungsaktion in Gang gekommen. Der Behördenleiter, ein feiner, vornehmer Herr deutsch-böhmischer Abkunft, hatte sich mit einem kleinen Beamtenstab und seinem versierten Materialverwalter Schafranek auf einer Regionalmesse über unsere Artikel informiert. Die Herren kannten natürlich auch deutsche und amerikanische Produkte, entschlossen sich aber für unsere Maschinen. Den Kauf musste die übergeordnete zentrale Wiener Finanzbehörde genehmigen. Dort zeigte man sich zunächst vollkommen unzugänglich. Unter den Staatsbeamten gab es Mitte der Dreissigerjahre schon genug verkappte Nationalsozialisten, die ihren Einfluss spielen liessen, jüdische Firmen zu boykottieren. Ähnliche Schwierigkeiten hatten wir zuvor auch mit der Bundesbahn gehabt, konnten aber durch Qualität und guten Kundendienst überzeugen. Die Grazer Finanzverwaltung versteifte sich auf unsere Maschinen, vor allem auf den Multimotor, und liess nicht locker. Am Ende setzten sich die dortigen Herren gegenüber ihrer vorgesetzten Wiener Behörde durch und bestellten neben anderen Rechenma-

schinen sechs Multimatoren, die bis zum Hitlereinmarsch einwandfrei arbeiteten, bevor sie danach durch deutsche Produkte ersetzt wurden.

Durch den MULTIMATOR kam Herzstark & Co. wieder gut ins Geschäft. Vornehmlich in den Jahren 1930 bis 1935 habe ich systematisch Banken, Sparkassen, Behörden, Privatbetriebe in der Tschechoslowakei, in Ungarn, in ganz Österreich, besucht, um den Markt weiter zu erschliessen. Bis 1937 dürften wir um die 350 bis 400 Multimatoren neben unseren anderen Artikeln hergestellt und verkauft haben. Wir befanden uns wieder im Aufwärtstrend.

## Berlin-Reisen zwischen 1928 und 1937

Nach der für uns so erfolgreichen Büromaschinenausstellung im Herbst 1928 führte mich der Weg noch drei- oder viermal in die deutsche Metropole mit dem Flair einer Weltstadt, in der das Leben pulsierte.

Einmal hielt ich mich etwa drei Wochen in Berlin auf, um verschiedene Patentangelegenheiten zu erledigen und bei dieser Gelegenheit Verbindung zu Professor Schlesinger aufzunehmen, der mich auf der Messe zur Besichtigung seiner Wirkungsstätte eingeladen hatte. Meines Erinnerns logierte ich in dieser Zeit in einem Privatquartier in Berlin-Dahlem, Bachstelzenweg, bei einem Baumeister Greber. Im Jahre 1930 reiste ich ein weiteres Mal für etwa 14 Tage in die deutsche Hauptstadt, diesmal in erster Linie Professor Schlesingers wegen. Ich hatte mich in Charlottenburg eingemietet und fuhr immer von dort in die Physikalisch-Technische Reichsanstalt, wo Schlesinger sich mit Entwicklungen auf dem Gebiet der Werkzeugtechnik befasste und an seinen Normierungen arbeitete. Ich durfte mich näher bei ihm umsehen und bekam auf diese Weise aufschlussreichen Einblick in das damals noch recht neue Gebiet der Normen. Er unterhielt sich mit mir über meine Ansichten über Konstruktionen, informierte mich über die neuesten Ergebnisse der Normierungen auf nationaler und internationaler Ebene, und wir führten sehr fruchtbare Gespräche.

In den darauffolgenden Jahren fuhr ich im Auftrag von Vater, wenn es erforderlich war, zu Besprechungen mit unserem Patentanwalt Dr. Bloch.

In Berlin gab es eine Anzahl guter Werkzeugmaschinenhersteller. Es war immer mein Wunsch, unseren Betrieb mit erstklassigen Maschinen auszustatten. Ich besuchte die Firma Ludwig Loewe, an deren Konstruktionen Prof. Schlesinger massgebend mitwirkte, die Firmen Belling & Lübke oder Kerger, namhafte Erzeuger von Drehbänken, zu Informationszwecken oder zum Kauf von neuen Präzisionsmaschinen für unseren Betrieb.

Bei diesen Gelegenheiten liess ich mich auch bei den Händlern sehen, die unseren MULTIMATOR anboten, um ihnen gewisse Feinheiten und Kniffe bei Reparaturen zu

zeigen oder mich mit ihnen über die Formulargestaltung für ihre Reflektanten zu unterhalten.

Die Stadt Berlin und ihre Menschen gefielen mir. Die Leute waren weltoffen und unkompliziert, man konnte sich, im Gegensatz zu vielen Wienern, auf ein gegebenes Wort verlassen.

Als braune Reichshauptstadt verlor Berlin seine Anziehungskraft auf mich. Dass ich es in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges als Gast des Normenausschusses im Verein Deutscher Ingenieure VDI nochmals wiedersah, wird an anderer Stelle nachzulesen sein.

## Reisetätigkeit zwischen 1928 und 1937 – Aufbau eines Vertreternetzes

**M**ein Reisedebüt in den Jahren 1926/27 hatte in erster Linie dem Zweck gedient, mit dieser Tätigkeit vertraut zu werden, mich über Marktlage und Absatzmöglichkeiten zu orientieren und Wege für eine neue Verkaufsorganisation zu suchen. Nachdem meine Reisen in Nordmähren erfolgreich verlaufen waren, und ich mich zu Vaters Zufriedenheit bewährt hatte, überliess er mir den Verkauf unserer Produkte und den Aufbau eines Vertreternetzes weitgehend in eigener Verantwortung.

Zunächst war es wichtig, geeignete Vertreter und Untervertreter in den verschiedenen Regionen auszuwählen und sie speziell für unsere Artikel zu schulen. Teilweise konnte ich mich auf Firmen stützen, mit denen wir schon länger arbeiteten, teilweise mussten neue herangezogen werden.

In der Tschechoslowakei versprochen vor allem die stark industrialisierten deutschen Randgebiete in Böhmen und Mähren ein gutes Geschäft, weshalb es wichtig war, dort präsent zu sein.

In Brünn (Brno), der Hauptstadt Mährens, unterhielten wir eine kleine Filiale, die sich um die Verzollung und Auslieferung unserer Maschinen kümmerte und zum Teil die Abwicklung der Bezahlung überwachte. Frau Munk, die Leiterin, wurde unterstützt von ihrem Sohn, Absolvent einer Handelsakademie, und einer weiteren Bürokräft. Sie erledigten die anfallende Korrespondenz und konnten auch kleinere Reparaturen vornehmen. Daneben hatte ich am gleichen Ort in der Krapfengasse (Koblisna), speziell für die deutsche Kundschaft in Mähren noch eine Firma Drost an der Hand. In Troppau, einer Bezirkshauptstadt in Nordostmähren, nahm ich Verbindung mit einer Firma Rotter auf, die vornehmlich Schreibmaschinen vertrieb. Es gelang mir, sie für unsere Rechenmaschinen zu interessieren. Rotter war ein guter Mechaniker. Ich traf mit ihm ein Vertreterabkommen und unterwies ihn in der Reparatur unserer Produkte.

In Aussig an der Elbe (Ústí nad Labem) warb ich die Firma Aust als Untervertreter für Deutsch-Böhmen an.

Unsere Interessen für die tschechische Kundschaft vertrat die Firma Feust in Prag. Bei meinen Verkaufsbemühungen in der Slowakei unterstützte mich die Firma Moritz Freistatt in Pressburg (Bratislava).

In Budapest nahm die Firma John-Rezsóné unsere Interessen für Ungarn wahr. Der ursprüngliche Besitzer, ein Engländer namens John, mit einer Ungarin verheiratet, vertrat die Adler-Schreibmaschinenwerke. Nach seinem Tod führte die tüchtige Witwe zusammen mit drei oder vier Angestellten die Agentur allein weiter. Die Firma machte zusätzlich für unsere Rechenmaschinen Propaganda und ebnete mir auf diese Weise den Weg zur ungarischen Kundschaft.

Österreich bearbeiteten wir von Wien aus überwiegend selbst.

In Graz forcierte die Firma Max Kramer den Verkauf unserer Artikel in der Steiermark und dem Süden des Landes. Hin und wieder veranstalteten wir bei Kramer kleine Ausstellungen, bei denen ich unser Haus persönlich repräsentierte.



*Curt Herzstark (stehend) als Repräsentant der Firma Rechenmaschinenwerk AUSTRIA Herzstark & Co. bei einer Ausstellung des Vertreters Max Kramer in Graz 1924*

Im Laufe der Zeit gelang es mir, etwa ein Dutzend Wiederverkäufer zu motivieren, die unsere einfacheren Rechenautomaten bald ohne meine Hilfe absetzen konnten. Ich selbst habe meine Arbeitskraft vornehmlich auf jene Dinge konzentriert, denen die Vertreter technisch nicht gewachsen waren. Das bezog sich in erster Linie auf die AsTRA-Maschinen und speziell auf den MULTIMATOR. Er stellte ab 1929 eine Zugnummer dar, die uns den Einstieg speziell bei der Industrie und dem Bankgewerbe erleichterte. Bei solchen Kunden befasste ich mich meist persönlich mit den Organisationsproblemen und der Einweisung des Bedienungspersonals.

Solange ich per Zug reiste, war es unerlässlich, die Route vorher genau festzulegen und auf längere Sicht zu planen. Für die Tschechoslowakei besass ich ein Jahresvisum und eine Eisenbahn-Jahreskarte (rocny listek), mit der ich jeden Zug benützen konnte. Vielen Grenzbeamten war ich mit der Zeit bekannt und hatte mit meinem grossen Gepäck keinerlei Schwierigkeiten bei der Ein- und Ausreise.

Das Reisen per Bahn erwies sich mit dem Multimator bald als zu beschwerlich. Vater und ich entschlossen uns daher um 1929, eigene Wagen anzuschaffen. Wegen des Platzbedarfs entschieden wir uns für geräumige, sechssitzige amerikanische Limousinen der Marken Chrysler/DeSoto mit robusten Achtzylinder-Motoren. Zwischendurch fuhren wir auch einmal einen deutschen Horch.

Für die reinen Geschäftsreisen engagierten wir einen Chauffeur. Ich konnte zwar schon selbst chauffieren, doch wäre das auf längeren Strecken für mich zu anstrengend gewesen. Eine Fahrt über Land war in den Dreissigerjahren kein reines Vergnügen. Das Strassennetz liess viel zu wünschen übrig. Die wenigen Hauptstrassen waren mit Granitsteinen gepflastert, kein angenehmes Fahrgefühl bei der damaligen Federung der Wagen. In der Provinz rumpelten wir oft über sandige, staubige Landstrassen und Beinahe-Feldwege mit vielen Löchern. Man wurde ganz schön durchgeschüttelt und an Pannen fehlte es nicht. Mal blieb man im Dreck stecken, mal platzte der Reifen, mal streikte der Vergaser, um nur einige Autolenkerfreuden zu nennen. All diesen Pannen musste ein Fahrer neben der normalen Wagenpflege gewachsen sein. Auf meinen Chauffeur Pflunger konnte ich mich verlassen. Er war Tiroler, etwa 50 Jahre alt und hatte eine lange Fahrpraxis. Bevor er zu uns kam, war er beim Fürsten Schwarzenberg und einigen Weingrosshändlern in Dienst gestanden und kannte sich in vielen Gegenden und Orten gut aus. Wenn wir nicht einen Mechaniker aus unserer Wiener Werkstatt zu meiner Unterstützung mitnahmen, half Pflunger mir bei den Kunden beim Ein- und Auspacken der Mustermaschinen.

Ab 1929 machte ich Kundenbesuche und Verkaufsreisen zuerst sporadisch, schliesslich überwiegend mit dem Auto. Sie führten mich, abgesehen von den öster-



reichischen Bundesländern, hauptsächlich in die slawischen und magyrischen Landesteile der untergegangenen Monarchie, die jetzt Ausland waren. Die Entfernung von Wien betrug nicht selten um die 400 km und mehr, wenn wir nach Nordböhmen oder in die Ostslowakei reisten.

Chronologisch kann ich die Reisen nicht aufzählen. Es waren ihrer zu viele. Wenn ich mit dem Auto fuhr, war es nicht mehr nötig, weit voranzuplanen und ein genaues Programm auszuarbeiten. Meist diktierten Bedarf und Dringlichkeit die Reiseroute. Ich war beweglicher geworden und konnte manches schnell einschieben. Vielleicht lässt sich ein Überblick gewinnen, wenn ich Erfahrungen, Erlebnisse, manchmal auch kuriose Begebenheiten meiner Reisejahre in ein geographisches Konzept gliedere.

Unser spezielles Exportinteresse galt der Tschechoslowakei. Besonders ihre westlichen Kernlande Böhmen und Mähren waren bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bereits ein gutes Absatzgebiet für Herzstark & Co. gewesen. Inzwischen hatte sich die dortige Industrie von Kriegsschock und Weltwirtschaftskrise weitgehend erholt, floriertere wieder und zeigte sich gegenüber technischen Neuerungen auf dem Bürosektor aufgeschlossen. Unser Name war bekannt, bürgte für Qualität und erleichterte den Neueinstieg. Es war mir in wenigen Jahren gelungen, das Geschäft wieder anzukurbeln und mit Hilfe einer geschulten Vertreterschar und motivierten Händlern für unsere Artikel zu werben und den Absatz, vor allem unserer gängigen Modelle, in Gang zu bringen. Dadurch konnten wir ganz schöne Umsätze erzielen. Ich selbst beschränkte mich, unterbrochen von Konstruktionsaufgaben und Überwachung von Auslieferungen in Wien, hauptsächlich auf den Verkauf unserer Spezialartikel, vor allem der ASTRA und des MULTIMATORS, den wir auf Wunsch auch mit einer Schreibmaschine koppelten. Unsere Repräsentanten gaben Werbematerial aus und vereinbarten mit Interessenten Termine für Vorführungen, die ich dann persönlich durchführte. Bei Sparkassen und ähnlichen Geldinstituten kam ich mit dem MULTIMATOR gut ins Geschäft. Er war vor allem für die Tageskontrolle gefragt. Jeder Geschäftsvorgang konnte fortgesetzt eingetippt werden: Kontonummer, alter Kontostand, Einlage oder Auszahlung, Zinsen, neuer Kontostand usw. Abends nach Kassaschluss genügte der Druck auf die Universalstaste und sämtliche Summen mit Kreuzprobe wurden ausgeworfen. Das stellte eine beeindruckende Arbeitserleichterung dar.

Nach und nach lernte ich die meisten Bankdirektoren persönlich kennen und war bei dem einen und anderen auch privat zu Gast. Ich blieb ihnen offenbar in so angenehmer Erinnerung, dass sie mich regelmässig zu den jährlich stattfindenden Sparkassentagungen einluden. Sie wurden jedes Jahr in einem anderen Ort abgehalten. Bei solchen Gelegenheiten revanchierte ich mich durch kleine Sonderausstellungen speziell für diese Kundschaft.

Dabei fällt mir eine nette Episode ein: Bei einer Tagung in Franzensbad hatten sich an die 200 Teilnehmer eingefunden, Direktoren, Prokuristen, Zweigstellenleiter und ich als Gast. Ich kannte die meisten Herren besser als sie sich untereinander, konnte sie einander vorstellen und auf diese Weise Kontakte zwischen ihnen knüpfen. Obwohl ich hier eigentlich Aussenseiter war, nahmen sie mich ohne Vorbehalte in ihren Kreis auf. Ich war in Geselligkeit kein Langweiler, hatte Sinn für Humor, kannte auch manch kleine Schwächen und Sünden einzelner Herren, doch konnte man meiner Verschwiegenheit sicher sein.

Die Tagung begann an einem Freitag und erstreckte sich über das ganze Wochenende. Zwischen den Referaten und Besprechungen führte ich meine Maschinen vor, die Herren liessen sich beraten, um später in ihren Gremien Kaufvorschläge machen zu können, es bahnten sich einige Geschäfte an. Ich war mit dem Ergebnis recht zufrieden.

Nach getaner Arbeit fand man sich in Gruppen zusammen und überlegte, wie man die Zeit totschlagen sollte. An ein Rahmenprogramm war nicht gedacht worden. In Franzensbad hatte jetzt, Mitte Oktober, gerade die Zwischensaison begonnen; überall nur honorige ältere Kurgäste zu sehen, sonst nicht viel los, keine Musik, keine Tanzunterhaltung, kein Theater noch Variété. Einige besonders Unternehmungslustige fanden es stinklangweilig und traten augenzwinkernd an mich mit der Frage heran, ob ich nicht etwas auf die Beine stellen könnte. Das Unterhaltungs- oder Kuppeleigewerbe war mir zwar nicht geläufig, doch erbot ich mich, meiner potentiellen Kundschaft zuliebe etwas zu versuchen.

Ich kannte im Umkreis eine ganze Reihe Leute, die mit unseren Rechenmaschinen arbeiteten. Auch im fünf Kilometer entfernten Eger hatte ich eine Anzahl Kunden, unter ihnen die Fahrradfabrik ESKA. Die dortige Bürovorsteherin herrschte über etwa ein Dutzend Mädchen. Ich setzte mich diskret mit ihr in Verbindung und fragte, ob sie und ihre Damen nicht Lust auf eine kleine Unterhaltung hätten – in allen Ehren natürlich. Sie ging darauf ein. Dann wandte ich mich noch an einige andere Stellen. Es gelang mir, genügend Weiblichkeit für ein Kaffeekränzchen mit Tanz am Samstagnachmittag in einem Café in Franzensbad zu organisieren. Ich hatte vereinbart, dass sich alle Damen am Hauptplatz in Eger versammeln sollten, wo sie mein Chauffeur mit dem Wagen abholen würde. Der Gute setzte sich am frühen Nachmittag in Bewegung und brachte in mehreren Frachten immer je sechs Damen nach Franzensbad. Nach einer Stunde war die erwartungsvolle kichernde Mädchenschar vollzählig und die Herren rückten an, überwiegend gesetzteren Jahrgangs und nicht eigentlich attraktiv. Wenn die junge Damenwelt vielleicht enttäuscht war, liess sie es sich zumindest nicht anmerken. Nachdem ich geklärt hatte, dass nicht Abenteuer, sondern nur nette

Unterhaltung erwartet wird – schliesslich fühlte ich mich für den Zauber verantwortlich – haben alle gerne mitgemacht. Manche der Herren mussten es sich gefallen lassen, etwas anzüglich mit «Grosspapa» oder «Onkelchen» tituiert zu werden, drehten aber unverdrossen im Schweisse ihres Angesichts manchen flotten Walzer, Foxtrott oder Tango. Es wurde eine sehr fröhliche, gelungene Veranstaltung. Nach einer ausgiebigen Jause liess ich die Mädchen gegen 19 Uhr unbeschadet wieder heimbringen. Alle zeigten sich überaus zufrieden mit meinem Einfall und der Organisation, und mein Ruf als Impresario für Vergnügungen war gerettet.

Für das anschliessende Erlebnis fühle ich mich nicht verantwortlich. Nach der Fete verliess ich mein Hotel abends noch einmal für einen kurzen Spaziergang, um ein wenig Luft zu schnappen. Da lief mir einer der Herren Direktoren über den Weg, ein etwas beliebter Fünfziger, aber ungebrochen unternehmungslustig, wie mir schien. Er hängte sich mir an, klagte, es sei ihm fad, er wolle sich noch unterhalten. Ich hatte schnell heraus, auf welche Art von Unterhaltung er aus war und verspürte keine Neigung, für ihn den Animateur zu spielen. Mir war auch kein einschlägiges Lokal am Ort bekannt. So bummelten wir unter meinem Schirm ziemlich ziellos durch den unfreundlichen, regnerischen Herbstabend. Mein Begleiter fand nicht, was er suchte, und ich freute mich schon, ihn bald loszuwerden. Zu früh! Es war schon ziemlich spät, als wir zufällig an einem Haus vorbeikamen, dessen Stiege in einen Keller führte. Aus der Tiefe ertönte eine Geige zu nicht sehr gekanntem Klaviergeklimper. Draussen präsentierte ein Schild eine Damenkapelle an. Den Herrn Direktor zog es hinab. Mehr aus Höflichkeit als mit Begeisterung nahm ich seine Einladung zu einem Glas Wein an. Das Lokal war leer. Nur ein Geiger und die Klavierspielerin quälten sich, mit der Musik Kunden anzulocken. Meinem Kumpan schien die Situation günstig. Er begann mit der Dame zu kokettieren. Da sich keine weiteren Gäste mehr einfanden, lud er auch die beiden Musiker zu einem Glas Wein an unseren Tisch und flirtete munter weiter. Die Sperrstunde beendete den Abend für mich, nicht so für den turtelnden Don Juan. Die Pianistin schien nicht abgeneigt, noch irgendwo mit ihm zu «plaudern». Mein Begleiter sah seine Chance, besass aber leider keinen Regenschirm. Er bat mich, ihm den meinen zu leihen. Ich tat ihm gerne den Gefallen, erleichtert, endlich ins Hotel zurückzukommen. Dort schlief ich erst einmal aus. Als ich am späteren Sonntagmorgen beim Portier fragte, ob ein bestimmter Herr etwas für mich abgegeben habe, hörte ich erstaunt, dass «die Herrschaften» bereits abgereist seien. Meinen Schirm war ich los, obendrein Mitwisser eines Seitensprungs! Einige Zeit danach traf in unserer Brünner Filiale ein Päckchen für mich ein: Der Schirm mit einem kleinen Zettel, auf dem nichts weiter stand als «Besten Dank – nichts gehört, nichts gesehen», was so viel hiess wie «bitte Mund halten!» Ehrensache für mich.

Monate später habe ich im Zuge einer Reise beim Besuch eines Geldinstitutes in Nordmähren den Herrn Direktor wiedergesehen, diesmal in seiner ganzen Würde. Er schien zuerst etwas betroffen und unsicher. Während unserer Unterhaltung verstand ich es, wie unabsichtlich mehrmals die Worte «nichts gehört, nichts gesehen» einzuflechten. Er begriff, grinste, und es fiel ihm fast hörbar ein Stein von der Seele. Heute dürfte mein Geplauder für ihn nicht mehr von Belang sein. Er wird mir verzeihen.

Alle Gebiete, die ich bereiste, habe ich selbstverständlich nicht nur einmal, sondern wiederholt besucht. In dem Bestreben, durch Eigenwerbung unseren Kundenkreis zu erweitern, mich bei den Abnehmern unserer Produkte von Zeit zu Zeit sehen zu lassen, um unser Haus immer wieder in Erinnerung zu bringen, Wünsche und Anregungen entgegenzunehmen, Maschinen vorzuführen, mich, wenn auch eher selten, um eine Reklamation zu kümmern oder die Werbung unserer Vertreter zu unterstützen, war ich häufig unterwegs. Zufriedene Kunden empfahlen mich weiter und trugen auf diese Weise dazu bei, den Namen Herzstark & Co. zusätzlich bekannt zu machen. Wenn ich mit dem Auto reiste, konnte ich es mir erlauben, auf dem Weg zum gewählten Ziel die Umgebung gleich mitzubearbeiten, da und dort vorbeizuschauen und so den einen oder anderen neuen Kunden ganz nebenbei zu gewinnen.

Manchmal lohnte es sich nicht, am Wochenende nach Wien zurückzukehren. Ich benützte die Zeit, mit dem Auto dann etwas privat zu unternehmen. Barbesuchen und ähnlichen Amusements konnte ich nichts abgewinnen. Lieber sah ich mich im Umkreis meines jeweiligen Standorts um. Meine Freude an der Natur, am Wandern oder Bergsteigen nützte ich zu Streifzügen und Ausflügen in die Gegend, in der ich mich gerade befand. In Nordostmähren bot sich das Altvatergebirge, ein teils bewaldeter, teils von Grasmatten bedeckter Höhenzug, zum Wandern an. Seine höchste Erhebung, den Altvater mit 1492 m ü.M., krönte eine hölzerne Aussichtswarte. Heute ersetzt sie eine Funk- oder Fernsehantenne. Ein Fahrweg führte bis zur Schäferei. Von dort gelangte man über eine Entfernung von vielleicht 500 Metern auf den Altvatergipfel. Auf einem der Grashänge war zu Zeiten Kaiser Franz Josefs I. ihm zu Ehren das Monogramm des Herrschers aus Latschenkiefern angepflanzt worden. Jetzt, nach vielen Jahren, liess sich das F. J. I. immer noch deutlich erkennen. Gewöhnlich bekam ich von Kunden oder den Ortsvorstehern Tipps, wohin sich ein Ausflug lohnt, um etwas Schönes zu sehen. Manchmal konnte ich mich Einheimischen anschliessen und in deren Gesellschaft ein Gebiet erkunden. Im Altvatergebirge unternahm ich in Begleitung mehrerer Personen eine herrliche Tageswanderung von Zöptau aus über die Verlorenen Steine, Backofenstein, Hohe Heide nach Bad Karlsbrunn. Ein weiteres Mal wanderte ich von Freudenthal aus über den Altvater zum Heidebrünnl. Auf diese Weise tankte ich Kraft zu neuer Arbeit.

Zwischen Altvater und oberem Marchtal liegt Mährisch Schönberg (Sumperk), eine Bezirksstadt mit damals um die 15.000 Einwohner. Sie beherbergte eine stattliche Anzahl Textilbetriebe und andere Industrien, die vielfach schon lange mit Herzstark-Rechenmaschinen arbeiteten. Ich suchte die Firmen Siegel, Seidel, Oberleitner, Witschek und wie sie alle hiessen, nun erneut auf und konnte im Laufe der Jahre bestimmt an die 20 bis 25 weitere Maschinen am Ort absetzen.

Einquartiert habe ich mich gewöhnlich im renommierten «Hotel Tyroler». Bei einem meiner Aufenthalte in Mährisch Schönberg erlebte ich ein nettes kleines «Abenteuer». In den meisten dieser Städtchen gab es auf dem Hauptplatz oder in einer Hauptstrasse eine Flanierzone, den sogenannten «Bummel», wo vom Spätnachmittag bis zum Abend das Publikum auf- und abschlenderte und vornehmlich die jüngere Generation sich dem jeweils anderen Geschlecht präsentierte und gerne ein wenig «Augerl» warf. Es soll nicht selten vorgekommen sein, dass manche schliesslich gemeinsam zum Traualtar bummelten.

Weil ich nichts Besseres vorhatte, gesellte ich mich eines Abends nach getaner Arbeit auch unter die Schönberger Bummelanten. Es war Vorweihnachtszeit, die Auslagen der Geschäfte prangten im Weihnachtsschmuck und waren entsprechend üppig bestückt. Plötzlich fiel mir ein Mädchen auf, das die Nase an die Schaufensterscheibe einer Parfümerie drückte und Selbstgespräche führte. Die junge Dame war schätzungsweise um die 16 Jahre alt und eine Art Dornröschen-Typ, zart und grazil. Ich wurde neugierig, was sie so faszinierte, trat sachte von rückwärts an sie heran und fragte spontan: «Was soll das Christkind denn bringen? Haben Sie schon gewählt?» Etwas verdattert drehte sich das Mädchel um, sah mich mit grossen, etwas traurigen Augen an und meinte schliesslich seufzend, sie glaube nicht, von da drinnen etwas zu bekommen. Nun wollte ich erst recht wissen, was der Gegenstand ihrer Sehnsucht sei. Sie zeigte auf ein Manikürzeug. «Das wäre schön!» Es schien ihr aber unerreichbar. Mich stach der Hafer. Ich müsse schnell etwas in dem Laden erledigen, sie solle aber bestimmt auf mich warten, sagte ich dem kleinen Fräulein. Sie brauche keine Angst zu haben, ich wolle ihr anschliessend nur noch etwas Interessantes berichten. Ich ging in die Parfümerie, liess das bewusste Manikürzeug aus dem Fenster holen, schön verpacken und trat mit meiner Beute wieder auf die Strasse. Das Mädchen war noch da. «Das Christkind hat mich zum Überbringer erwählt, darf ich Ihnen dieses Päckchen überreichen, in allen Ehren natürlich» beruhigte ich die verblüffte Kleine. Sie war sprachlos, sah das Päckchen an, sah mich an, wieder das Päckchen, nahm es zögernd in Empfang. Plötzlich fiel sie mir um den Hals, gab mir einen Kuss und rannte davon. Ich habe meine Rolle als Weihnachtsmann wirklich ohne jeden Hintergedanken gespielt. Es hat mir einfach Freude gemacht, jemanden zu beglücken.

Im nordöstlichen Mähren suchte ich mehrmals die Stadt Troppau (Oppava) auf, um

mich bei unserem Untervertreter Rotter sehen zu lassen. Wie überall in den Sudetengebieten standen auch in diesem Ort Herzstark-Maschinen aus den Jahren vor dem Ende des Ersten Weltkrieges. Ebenso wie neu angeworbene Abnehmer, suchte ich langjährige Kunden von Zeit zu Zeit auf. Zu ihnen zählte die Kaffeegrosshandlung Raimund Habel, ein in der Branche gut eingeführtes Haus, das die ganze Gegend belieferte. Der Inhaber und ich hatten uns im Laufe der Zeit etwas angefreundet. Habel war eingefleischter Junggeselle und traf sich abends dann und wann mit einigen Gleichgesinnten. Als Repräsentant eines seiner namhafteren Geschäftspartner wurde auch ich eines Tages in seine Wohnung eingeladen. Im Zimmer lümmelten bereits einige Herren herum und dachten darüber nach, was sie unternehmen sollten. Es waren gerade Radioapparate gross in Mode gekommen. Habel besass bereits eine Riesenkiste mit acht Röhren und drehte stolz daran herum. Dennoch breitete sich in der Runde eine gewisse Langeweile aus. Jemand schlug einen Barbesuch vor. Ich zeigte wenig Neigung, denn ich musste am nächsten Tag wieder arbeiten. Zudem konnte ich solcher Art Nachtleben keinen Geschmack abgewinnen. Einige blätterten lustlos in herumliegenden Wiener Illustrierten. Sie wurden von der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei gerne gelesen. Eine Art Relikt aus Kaisers Zeiten. Plötzlich entdeckte einer aus unserer Runde eine bebilderte Reportage von einem Schönheitswettbewerb und erkannte unter den Beteiligten einige junge Damen aus Troppau. Grosses Hallo unter den Anwesenden! In dem überschaubaren Ort kannte nahezu jeder jeden und die Schönen wurden natürlich gleich durch den Kakao gezogen. Rein zufällig fand sich in einem anderen Blatt unter entsprechender Schlagzeile ein Bericht über die Prämierung von Kühen. Ganz unbeabsichtigt ergab sich gedanklich eine gewisse Parallele zwischen den gekürten Schönen und den prämierten Kühen. Blitzartig kam die Idee auf, den Damen einen Schabernack zu spielen. Es wurde beschlossen, das Gruppenkonterfei der Schönheitsköniginnen mit dem Untertitel «prämierte Kühe» auf Karton zu kleben und es an verschiedenen Plätzen der Stadt öffentlich auszuhängen. Alle gerieten in helle Begeisterung. Einer kannte die Uschi, ein anderer die Gretl und wie sie alle hiessen, und die Herren malten sich schon deren verdutzte Gesichter aus. Da wir zu wenig Illustrierte hatten, sind wir dumme Kerle in verschiedene Kaffeehäuser und Lokale ausgeschwärmt, um gegen Trinkgeld und gute Worte noch weitere Exemplare zu ergattern. Aus dieser Beute klebten wir ein knappes Dutzend Fotos mit dem anzüglichen Untertitel auf Papier und machten uns unter Habels Führung gegen Mitternacht auf den Weg, um die Plakate anzubringen. Bald prangten unsere Machwerke auf der Anzeigetafel des Stadttheaters, am Bekanntmachungskasten der Stadtverwaltung, an der Pfarrei und anderen exponierten Stellen. Zum Glück war zu dieser späten Stunde ausser uns kaum eine Menschenseele unterwegs. Am nächsten Morgen standen die

Anstifter schon an verschiedenen Ecken, um die Wirkung zu beobachten. Wo sie zu wünschen übrig liess, betätigten sie sich als Stimmungsmacher, indem sie provozierend auf das Plakat hinwiesen und damit Publikum anlockten. Allgemein grosses Gelächter und Amüsement! Es blieb nicht aus, dass auch die eine und andere Dame sich als prämierte Kuh erkannte. Es dürfte den Schönen wenig gefallen haben. Am Rathaus mühten sich alsbald zwei Gemeindediener, den Schandfleck zu entfernen. Anderswo tat man sicher desgleichen. Das Ereignis schlug noch länger Wellen. Man stellte spassige Überlegungen an, welche der Damen wohl noch eine Jungkuh, welche schon eine Milchkuh wäre und andere despektierliche Apostrophierungen. Auf die Clique Habel ist zum Glück niemand gekommen. Damit blieb auch meine Seriosität gewahrt.

Ich glaube, es war im Kreise Habel, wo ich Ottokar Kupka kennen lernte, einen angenehmen Menschen mit guten Umgangsformen. Als Generalvertreter für den Schuhcremehersteller ERDAL reiste er durch Mährisch-Schlesien. Er hatte eine ganz andere Kundschaft als ich. Sie umfasste hauptsächlich kleine Geschäfte, sogenannte Greisler (Kleinkrämer), Schuhgeschäfte, Gemischtwarenhandlungen u. ä. Kupka war gut eingeführt und hatte immer viel zu tun. Wenn er mich irgendwo erwischte, schloss er sich mir an, und ich habe mich gerne mit ihm unterhalten. Im Laufe der Jahre entwickelte sich zwischen uns eine nette Freundschaft. Er stellte mir seine Braut vor. Sie war Geschäftsführerin in einem Troppauer Warenhaus. Als sie heirateten, war ich Trauzeuger. In der Hitlerzeit verloren wir uns aus den Augen. Als ich schon in Liechtenstein und die CURTA auf den Weltmarkt gekommen war, fanden wir uns auf eine mir nicht mehr erinnerliche Weise wieder. Kupka lebte als Ausgesiedelter in der Nähe Münchens und hat sich beim Münchner Vertreter der CONTINA mehrere Jahre mit um den CuRTA-Verkauf gekümmert. Er war inzwischen Vater zweier Kinder und erkor mich zum Firmpaten seines Sohnes. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er ein zweites Mal. 1986 habe ich ihn an seinem Wohnsitz Eichenau bei München noch einmal besucht und bei dieser Gelegenheit seine zweite Gattin kennen gelernt. Er war damals schon ein hoher Achtziger aber immer noch rüstig, und wir erinnerten uns mit leiser Wehmut längst vergangener schöner Zeiten.

Um die Mitte der Dreissigerjahre hat sich das systematische Reiseprogramm immer mehr zerpflückt. Wenn ich mich in Wien aufhielt, kamen von den Vertretern oftmals Aufforderungen, angeworbene Interessenten rasch zu besuchen. Oder die Benutzer unserer Produkte wollten neue Maschinen erwerben und erbaten meinen persönlichen fachmännischen Rat. In solchen Fällen machte ich mich spontan auf den Weg.

Einige einprägsamere Fahrten blieben mir im Gedächtnis, wie eine Reise nach Nordböhmen, in die Gegend von Aussig, einem ziemlich bedeutenden Industrieort an der Elbe, wo unser Vertreter Aust arbeitete. Das Grossunternehmen «Chemischer Ver-

ein» bekundete Interesse an ASTRAS und anderen Rechenmaschinen. Nach mehreren Sitzungen gelang es mir, etliche Maschinen abzusetzen. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich am gleichen Ort die Bankhäuser Petschek und Weimann, ferner die grosse Eisenhandlung Lumpe in der Nähe des Bahnhofs. Sie arbeitete schon seit längerem mit Maschinen von uns. Ich lernte den Seniorchef kennen, der einen Vogelschutzpark gegründet und ihn der Stadt Aussig geschenkt hat. Als ich hörte, dass das Kupferwerk Pömmeler Interesse an Maschinen zeige, fuhr ich elbabwärts nach Schönriesen. Am rechten Elbufer, unterhalb des Schreckensteins, besuchte ich die SCHICHT-Werke, bekannte Seifenhersteller. In Tetschen-Bodenbach an der böhmisch-deutschen Grenze sprach ich im Margarinewerk ZENTRA vor und verkaufte auch dort Maschinen. Der Aussiger Vertreter verriet mir, dass in Niemes, zwischen Aussig und Gablonz gelegen, die auch in Wien bekannte Firma Hutter & Schranz Kaufinteresse habe. Ich machte mich auf den Weg dorthin und unterstützte ihn und ansässige Händler beim Verkauf.

Auch von Untervertretern bekamen wir immer wieder Tipps. Da wir keine Exklusivverträge mit ihnen hatten, vertrieben sie auch Konkurrenzfabrikate. In solchen Fällen war es wichtig, der Erste zu sein und zu überzeugen.

Bei wiederholten Besuchen in Prag sprach ich unter anderen bei der Unionsbank vor, die in jüdischem Besitz war. Unseren tschechischen Vertreter unterstützte ich beim Verkauf unserer Produkte an die Prumislavská a Hospodářská Banka (Industrie- und Landwirtschafts-Bank). Ich führte unsere Maschinen vor, der Vertreter schloss das Geschäft ab.

Bei einem Aufenthalt in Prag lernte ich zufällig den Direktor der Sparkasse von Wittingau (Třebon) in Südböhmen kennen. Er zeigte Kaufinteresse und ich fuhr rasch nach Wittingau zur Vorführung. Anschliessend lud er mich zu einer Bootsfahrt auf dem Weigau, einem der in der Nähe gelegenen Seen, ein. Aus Höflichkeit nahm ich mir die Zeit dazu. Dann ging es über die Grenze in Gmünd sofort wieder zurück nach Wien; bei den damaligen Verkehrsverhältnissen eine Fahrt von etwa drei bis vier Stunden.

Als unsere Maschinen in Wittingau angeliefert wurden, habe ich dort die Nachricht bekommen, bei der Bleistiftfabrik Hardtmuth vorbeizuschauen. Ich konnte eine ASTRA verkaufen, sonst ergab sich kein grosses Geschäft. Budweis (Ceské Budějovice) beherbergte eine deutsche und eine tschechische Brauerei. Die deutsche nahm eine Maschine ab. Weiter führte mich der Weg nach Böhmisches Krumau (Ceský Krumlov), wo die Schlossverwaltung des Fürsten Schwarzenberg eine Vierspeziesmaschine erwarb. Die Sparkasse orderte eine ASTRA.

Anschliessend reiste ich nach Oberplan, der Heimat Adalbert Stifters. Auch dort konnte ich eine ASTRA absetzen.



Auf einer dieser Reisen durch Südböhmen, einer streckenweise urtümlichen Waldregion, streifte ich mit meinem Chauffeur den Naturschutzpark Kubani. Pflunger, der Tiroler Naturbursche, hielt plötzlich die Nase in den Wind, schnupperte und bat mich, anhalten zu dürfen. Er rieche Pilze, ob er welche sammeln dürfe? Als Städter hatte ich davon keine Ahnung und war neugierig auf den Erfolg. Es war um die Mittagszeit. Wir nutzten solche in Betrieben arbeitsfreie Stunden, um von einem Ort zum nächsten zu fahren und dadurch tote Zeit auszunutzen. Ich liess den guten Pflunger also aussteigen. Er verschwand zwischen den Stämmen und kam nach kaum zehn Minuten tatsächlich mit seinem ganzen Hut voller Schwämme wieder zum Vorschein. Ich habe über seinen Geruchssinn gestaunt. Abends mieteten wir uns in einem kleinen Gasthof ein und liessen uns die Pilze zubereiten. Sie schmeckten köstlich und wir haben das Essen gut überstanden!

Meine Reisen in der Tschechoslowakei beschränkten sich anfangs in erster Linie auf ihren westlichen Teil mit dem tschechischen Kern und den deutschen Randgebieten, wo wir noch aus Vorkriegsjahren viele alte Kunden hatten. Ich wollte mir jedoch den Markt auch im östlichen Teil, der Slowakei, weiter erschliessen. Sie umfasste das Gebiet zwischen den Weissen Karpaten im Westen und dem jungen San-Fluss im Osten. Es gehörte bis zur Zerschlagung der Monarchie 1918 trotz slowakischer Besiedlung teils zum Königreich Ungarn, teils zu Galizien. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde es willkürlich der Tschechoslowakei zugeschlagen, daher der Name Tschechoslowakei. Bewohnt war das Land von den Slowaken, mit Ausnahme einer kleinen ungarischen Minderheit um Ushorod ganz im Osten, wo auch das jüdische Element stärker präsent war.

Unterstützt von unserem sehr rührigen Vertreter Moritz Freistatt in Pressburg (Bratislava) begann ich die Slowakei intensiver zu bearbeiten. Begonnen habe ich damit im unteren Waagtal. Es ist von Wien aus nicht weit entfernt und mit dem Auto leicht zu erreichen. Selbstverständlich kann ich auch hier nur einige Orte herausgreifen.

In Tyrnau (Trnava), ca. 30 km nordöstlich von Pressburg, sprach ich bei der \* Baron Stummerschen Zuckerfabrik vor, wo bereits einige Herzstark-Maschinen standen. Sie hat im Laufe der Zeit noch vier oder fünf Stück dazugekauft. Weiter ging es waagaufwärts in die Bäder am Rande der Karpaten, von denen Pistyan und Trencin zu den bekanntesten zählen. In den Bäderverwaltungen konnte ich mehrere Maschinen unterbringen.

Nächste Reisen mit meinem Chauffeur Pflunger über jeweils mehrere Tage führten mich weiter nach Osten in das Gebiet der Niederen und Hohen Tatra, wo ich systematisch die Ortsverwaltungen, Sparkassen, Gross- und Kleinbetriebe besuchte. Industrie gab es in der kleinen Slowakei allerdings nicht viel. Sie ist überwiegend Agrarland.

## ELEKTRO-VOLLAUTOMAT



### MODELL TEA

#### KAPAZITÄT

7 (8) x 6 x 10

9 (10) x 8 x 13

Die vollautomatische elektrische Rechenmaschine für Hochleistungen, vollautomatische Multiplikation und Division, gleitendes Zählwerk, elektrisch-automatische Löschung sämtlicher Zählwerke, elektrisch-automatische Wagenrückführung usw.

In der sonstigen Ausrüstung wie die Modelle TH und TE

Mehr als 30jähr. Erfahrung. Qualitätsarbeit u. richtig gewähltes Material, garantieren bei allen Modellen längstmögliche Lebensdauer

# A DIE NEUEN HERZSTARK TASTEN- UNIVERSAL- RECHEN- MASCHINEN

HANDMODELL

ELEKTRO-HALBAUTOMAT

ELEKTRO-VOLLAUTOMAT

**Josef Kastanek**

Handel mit Büromaschinen

Wien, 13. Gubergasse 4

Telefon R 50-1-58

**RECHENMASCHINENWERK „AUSTRIA“  
HERZSTARK & CO. · WIEN XIII.**

LINKE WIENZEILE 274

TELEFON R-33-8-74

## RECHENMASCHINE FÜR HANDBETRIEB



**MODELL TH**

**KAPAZITÄT**  
7 (8) x 6 x 10  
9 (10) x 8 x 13

Die kleine Tasten-Universal-Rechenmaschine, ausgerüstet mit Einstellkontrollwerk (Indikator), automatischer Selbstausslösung bei Addition, Zehnerübertragung im Umdrehungszählwerk für abgekürztes Rechnen, Zählwerkverschub nach beiden Richtungen, blitzschnelle Nullstellung, automatische Sperren gegenüber falscher Bedienung usw.

**Modell TH wird auch mit Doppelzählwerk geliefert**

## ELEKTRO-HALBAUTOMAT



**MODELL TE**

**KAPAZITÄT**  
7 (8) x 6 x 10  
9 (10) x 8 x 13

Die leistungsfähige elektrische Rechenmaschine, ausgerüstet mit automatischen Wahlrasten für Multiplikation, automatische Plus- und Minuslaste zum Saldieren, automatische Stopdivision usw.

In der sonstigen Ausrüstung wie das Modell TH

**Modell TE wird auch mit Doppelzählwerk geliefert**

Lassen Sie sich die neuen **HERZSTARK-MODELLE** kostenlos und unverbindlich vorführen, damit Sie die Leistungsfähigkeit und Vorzüge derselben gegenüber anderen, ähnlichen Maschinen praktisch kennen lernen!

In Liptau-St.Niklaus (Lipt. Mikolas) trat ich mit einer Lederfabrik in Geschäftsverbindung. Sie beschäftigte an die 200 Leute. Der Inhaber, Jan Palka, war Slowake. Durch ihn erschloss sich mir die Niedere Tatra, in der ich in der Freizeit einige Bergwanderungen unternahm.

Nicht weit von Liptau entfernt lag Kremnitz (Kremnica). In früherer Zeit hatte dort die ungarische Münzpräganstalt ihren Sitz. Im Laufe der Jahrhunderte waren deutsche und ungarische Familien in diesen Gegenden angesiedelt worden, um dort Kulturarbeit zu leisten. Die Ungarn versuchten bald, die slowakische Stammbevölkerung zu magyarisieren. Deutsche Sprachinseln konnten sich halten.

In der Sparkasse in einem dieser Orte begegnete ich einem ehemaligen österreichischen Militärangehörigen, der zu Kaisers Zeiten im Militärgeographischen Institut in Wien beschäftigt gewesen war. Jetzt nahm er hier unter tschechischer Herrschaft neue Karten auf. Diese Leute freuten sich immer, wenn jemand aus Wien sich zu ihnen verirrte, und es ergab sich deshalb zwischen dem Herrn und mir bald ein nostalgischer Kontakt. Es war Hochsommer. In einer herrlichen Vollmondnacht nahm mich mein neuer Bekannter einmal auf eine hochgelegene Weide mit. Wir lagerten vor seinem Zelt und labten uns an Ostěpka, einem delikaten Schafkäse, der nicht weiss, sondern in Farbe und Konsistenz wie Honig war. Nirgendwo sonst habe ich diese Art wieder entdeckt. Später erschienen einige slowakische Bauernburschen und führten Tänze auf. Es war sehr romantisch. Zwei- oder dreimal trafen wir uns noch, wenn ich in der Gegend zu tun hatte. Wir unterhielten uns über dieses und jenes und er war glücklich, in mir einen verständnisvollen Zuhörer für seine Erinnerungen an Wien und die Kaiserzeit gefunden zu haben.

Um Käsmark (Kezmarok) siedelten in einigen Orten die Zipser Deutschen, Sachsen, die im 12./13. Jahrhundert vom ungarischen König nach dort gerufen worden waren. 1945 hat man die meisten vertrieben. In Käsmark selbst kam ich unter anderen mit dem grössten Betrieb am Ort, der Textilfabrik Wein, ins Geschäft. Der Inhaber und ich fanden auch privaten Kontakt zueinander, und er bot sich an, mir die Gegend zu zeigen. Käsmark liegt zwischen der Hohen Tatra aus düsterem Urgestein und den hellen Belaer Kalkalpen. Es war die Zeit der Edelweissblüte. Wein zeigte mir ganze Felder mit Tausenden dieser weissen Sterne. So viele auf einmal hatte ich noch nie gesehen. Er machte mich auch auf weitere Schönheiten der Hohen Tatra aufmerksam. Als ich von meinen früheren Bergtouren sprach, verschaffte mir Wein einen Bergführer. Der Mann war um die 60, kannte jeden Griff im Fels und war zu Fuss wie ein Wiesel. Mit ihm habe ich in der Freizeit und wiederholt im Urlaub Bergtouren in der Tatra unternommen. Gemeinsam erklimmen wir die höchste Erhebung der Hohen Tatra, die Gerlsdorfer Spitze, 2663 m ü.M.

In Begleitung meines Führers war es nicht übermäßig schwierig, weil er mir an exponierten Stellen die Griffe immer genau zeigte. Ich schaffte mit ihm auch Kriwan, Patria, Meeraugenspitze.



*Der Berg- und Wanderfreund Curt Herzstark im besten Mannesalter um 1936*

Vom Waagtal aus führt eine Flügelbahn auf eine Zwischenhöhe am Fusse der Hohen Tatra. Auf dieser Hochebene liegen eine ganze Anzahl grosser Sanatorien. Im Sonntags-Sanatorium konnte ich gleich mehrere Maschinen absetzen. Jedesmal, wenn ich mich in der Gegend aufhielt und Zeit hatte, unternahm ich weitere Klettertouren. Insgesamt dürfte ich acht bis zehn Berge in der Tatra bestiegen haben. Unvergessliche Erlebnisse.

Zur Zeit meiner Reisen, ungefähr ein Dutzend Jahre nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, war der Durchschnittsslowake noch ziemlich primitiv. Solange in der Monarchie die Ungarn das Gebiet beherrscht hatten, waren keine slowakischen Schulen zugelassen worden. Deshalb sprachen fast nur die Bauern slowakisch untereinander, die Intelligenzschicht überwiegend ungarisch. Und obwohl in der neu entstandenen Tschechoslowakei jetzt Tschechisch Staatssprache war, verständigte man sich in ihrem slowakischen Teil auf Behörden, Geldinstituten, im Geschäftsleben immer noch meist auf Ungarisch oder Deutsch.

Je weiter man in die Ostslowakei kam, desto häufiger fand man Betriebe, Handel, Handwerk in jüdischer Hand. Die Juden liessen ihre Kinder vorwiegend deutsch erziehen und schickten sie zum Studium an die deutsche Universität oder Technische Hochschule nach Prag. Mit den kleineren Privatkunden, vorwiegend Eisenhändlern, Tischlern, Fleischern und anderen Gewerbetreibenden, konnte ich mich ohne Schwierigkeiten in Deutsch oder Jiddisch unterhalten.

In Kaschau (Kosice) und anderen Orten der Region gab es grosse jüdische Gemeinden und die Leute waren noch sehr fromm. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine interessante Begebenheit an einem Sabbat oder einem anderen jüdischen Feiertag. Ein langer Zug von Juden in ihrer orthodoxen Tracht strebte der Synagoge zu. Vorne schritten die Wohlhabenden in Kaftanen aus feiner Seide, an deren Kopfbedeckungen eigenartige Schwänze baumelten. Angeblich eine Tradition aus früheren Zeiten, die den guten Steuerzahler auswies und damit Reichtum dokumentierte. Je weiter man nach rückwärts schaute, desto spärlicher wurden die Schwänze an den Hüten, dafür die Schmutzflecken auf den Kaftanen häufiger. Ganz hinten schlurfte der Schabbesdiener. Für mich war die sichtbare Frömmigkeit dieser Menschen trotzdem sehr beeindruckend.

Ich war bei meiner jüdischen Kundschaft sehr angesehen. Teilweise vielleicht meiner Herkunft wegen, zum anderen, weil ich aus der ehemaligen Metropole kam. Wiederholt wurde ich in jüdische Häuser zu Privatgesellschaften eingeladen, und man hat sich gerne mit mir über Wien und die Kaiserzeit unterhalten. Obwohl es auch zu Franz Josefs Zeiten schon Antisemitismus gab, war er, vor allem in den östlichen Territorien der Monarchie, nicht besonders ausgeprägt und die Juden fühlten sich bis zu einem gewissen Grad anerkannt und geschützt.

Eines meiner letzten und grössten Geschäfte um 1936/37 in der Slowakei war die Belieferung der Nationalbank «Tatra Banka» vorwiegend mit ASTRA-Maschinen und Multimotoren. Die Bank unterhielt um die 50 Filialen über die ganze Slowakei verstreut. Unser Vertreter Moritz Freistatt hatte bei der Zentrale in Pressburg vorgearbeitet. Ich suchte im Anschluss jede Filiale auf und es gelang mir, alle Häuser teils mit ASTRAS, teils mit Multimotoren und anderen Maschinen auszustatten. Auf diesen Erfolg war ich sehr stolz.

Die geschilderten Reisen geben nur einen kleinen Einblick in meine Tätigkeit und sollen nicht den Eindruck erwecken, dass ich mal hier, mal dort, die eine und andere Maschine an den Mann brachte. Im Verlauf von elf Jahren habe ich die Tschechoslowakei von Rossbach im äussersten Nordwesten bis in ihren südöstlichsten Zipfel hinter Ushorod kreuz und quer durchfahren und alle grösseren Orte mindestens einmal besucht. Ich kannte das Land bestimmt besser, als mancher seiner Bewohner. Mit dem Geschäft dort konnte die Firma Herzstark & Co. dank meines persönlichen Einsatzes und der Unterstützung der von mir geschulten Vertreter und Zwischenhändler durchaus zufrieden sein. Neben allen anderen Maschinen habe ich allein an Multimotoren an die 200 Stück in der Tschechoslowakei abgesetzt.

Auch in Ungarn habe ich mir im Laufe der Dreissigerjahre ein ansehnliches Absatzgebiet erschlossen. Die Firma Johns Witwe in Budapest unterstützte mich dabei tatkräftig. Frau John war äusserst rührig, machte fleissig für Herzstark & Co. Reklame, bemühte sich um Kontakte vor allem zu Grosskunden und kümmerte sich um die Vorbereitung von Ausstellungen und Messen. Fallweise half dabei die Tochter Sarika mit, eine intelligente junge Dame, die wie ihre Mutter gut deutsch sprach. Bei einer solchen Ausstellung hatte ich einmal die Ehre, an unserem Stand einige Worte mit Admiral Nikolaus Horthy, dem Reichsverweser für den 1918 abgedankten und 1922 verstorbenen Kaiser Karl I. und König von Ungarn, zu wechseln. Auch Horthy beherrschte die deutsche Sprache ausgezeichnet.

Ebenso wie in die Tschechoslowakei fuhr ich anfangs nach Ungarn per Eisenbahn. Bei den Damen John war ich gerne gesehener Gast. Wenn ich mich über mehrere Tage geschäftlich in Budapest aufhalten musste oder in der Nähe zu tun hatte, durfte ich bei ihnen Quartier nehmen. Mit im Hause wohnte der Mechaniker der Firma.

In der Wohnung von Johns stand ein recht guter Flügel, auf dem ich meinen Gastgeberinnen manchmal etwas vorspielte. Sarika liebte besonders die Oper «Carmen» von Bizet und besass den vollständigen Klavierauszug davon. Mich packte der Ehrgeiz, die Ouvertüre einzustudieren, um ihr ein wenig zu imponieren.

Mit Hilfe von Frau John kam ich in Budapest mit der grossen Firma Manfred Weiss auf der Insel Csepel ins Geschäft und konnte etwa ein Dutzend verschiedener Maschi-

nen dort absetzen. Beim Konsumverein «Hunyady» gelang es mir, ein paar ASTRAS unterzubringen. Bei der Zentrale des Sparkassenvereins «Magda» führte ich einige Spezialartikel vor und erhielt über die Firma John kurz danach einen Auftrag über ungefähr 10 Maschinen.

Mehrtägige Reisen in die Provinz unternahm ich später mit dem Wagen, um vor allem Verwaltungen, Geldinstitute, Industrie und Grosshandel für unseren Multimator und die anderen Rechenmaschinen zu interessieren. Frau John hatte auch in den Orten des nordungarischen Berglandes für uns geworben, von Balassagyarmat über Eger, Miskolc bis Tokay, einer bekannten Weingegend. Ich teilte es mir gewöhnlich so ein, dass ich im Anschluss an einen Aufenthalt in Budapest mich in Richtung Nordungarn auf den Weg machte.

Das Folgende hat sich, glaube ich, in Balassagyarmat zugetragen. Ich traf an einem Wochenende dort ein. Es wurde damals noch bis Samstag mittags gearbeitet. Die Gemeindeverwaltung hatte mir einen Termin für vorbereitende Gespräche freigehalten und erwarb im Anschluss zwei Rechenmaschinen. Durch unsere Artikel hatte ich bei Verkäufen vielfach mit der gehobeneren Gesellschaftsschicht zu tun, mit Firmeninhabern, Bankdirektoren, höheren Verwaltungsbeamten, Bürgermeistern, hier in Ungarn mit dem Herrn Obergespan und ähnlichen Chargen. Wenn ich mich als Junior unseres Hauses vorstellte, fühlten sich manche besonders angesprochen, unterhielten sich mit mir meist über Wien und der Kontakt ging nicht selten bald über das rein Geschäftliche hinaus. So war es auch hier der Fall. Nach beendeter Vorführung wurde ich für den Nachmittag höflich zu einem Weinlesefest eingeladen. Ich nahm gerne an. Als Treffpunkt war ein grosser Weingarten mit Weinkeller, zwei oder drei Kilometer ausserhalb des Ortes, vereinbart. Meines Erinnerns hat er der Gemeinde gehört. Nachdem mir ein Einheimischer den Weg gezeigt hatte, marschierte ich am frühen Nachmittag zu Fuss hinaus. Es war ein wunderschöner Herbsttag gegen Ende Oktober. Das Weinlaub leuchtete in bunten Farben. Junge ungarische Bauernburschen und Mädchen führten Tänze auf. Über Feuern aus Weinlaub kochten sie Csirkegulyas (Hühnergulasch). Nach und nach fanden sich 30 bis 40 Honoratioren mit ihren Damen ein. Ich wurde freundlich begrüsst und in ihren Kreis aufgenommen. Am späteren Nachmittag, als die Dämmerung einfiel, zogen wir uns in den Weinkeller zurück. Vor dem eigentlichen Kellerraum mit den Fässern befand sich ein grosser Saal. Es waren schon Tische und Bänke aufgestellt und verschiedene ungarische Spezialitäten vorbereitet. Anfangs ging alles recht würdevoll zu. Mit zunehmendem Weinkonsum aber haben sich die Sitten gelockert. Erst Einzelne, dann immer mehr begannen zu singen, einer stampfte einen Csardas, andere taten es ihm nach. Die Stimmung wurde immer ausgelassener und schliesslich so wild, bis die meisten auf den Tischen tanzten, Gläser an die Wand schmissen, die Damen ihre Röcke hoben und sich wie toll aufführten. Das Fest artete



in eine richtige Orgie aus. Ich fühlte mich immer unbehaglicher. Gegen zehn Uhr abends war mir die Situation schon höchst unangenehm, und weil sich ohnehin niemand mehr um mich kümmerte, machte ich mich über viele Scherben hinweg un bemerkt aus dem Staub. Ganz nüchtern dürfte auch ich nicht mehr gewesen sein, immerhin aber noch so weit, dass ich einen nachhaltigen Eindruck ungarischer Gastlichkeit und ungarischen Temperaments mit nach Hause nahm.

Ab Mitte der Dreissigerjahre beschränkten sich meine Ungarnreisen überwiegend auf sporadische schnelle Besuche bei wichtigen Kunden. Musste ich nur nach Budapest, nahm ich meist nicht das Auto, sondern den Nachtzug, arbeitete tagsüber und kehrte nachts wieder nach Wien zurück.

Im Laufe der Jahre ist es mir gelungen, unserer Firma auch in Ungarn einen respektablen Kundenkreis zu erobern.

Unsere Kunden in Österreich, dem deutschen Kern der untergegangenen Monarchie, bearbeiteten wir von Wien aus überwiegend selbst. Im Stadtgebiet und im näheren Umfeld half uns Major Kastranek, ehemals Offizier der österreichisch-ungarischen Armee, beim Verkauf. Er war ein netter, sympatischer Herr, solide und tüchtig. Wir konnten uns auf ihn verlassen.

In den einzelnen Bundesländern stützten wir uns auf einen Kundenstamm, den Vater sich nach der Gründung des Betriebes aufgebaut hatte. Ich war auch in Österreich nicht untätig, besuchte viele dieser alten Abnehmer und bemühte mich, neue hinzu zu gewinnen. Solche Reisen habe ich für gewöhnlich zwischen ausgedehnteren Auslandsreisen kurzfristig eingeschoben.

In Kärnten wagte ich mich bis in den südlichsten Zipfel Österreichs, nach Eisenkapfel, wo die Bevölkerung schon stark slowenisch durchsetzt ist. Ich geriet dort an einen wohlhabenden Holzhändler und Sägewerksbesitzer, Jan Prebodnik, der zwei Maschinen kaufte. Der Mann unterhielt sich mit mir zwar deutsch, liess aber keinen Zweifel daran, dass er sich als Nationalslowene fühle, wie viele andere Bewohner dieser Gegend auch. Er war dennoch sehr nett zu mir und gab mir eine Reihe weiterer Adressen von möglichen Interessenten, bei denen ich ebenfalls Maschinen absetzen konnte. Auf dem Rückweg machte ich in Klagenfurt und weiteren Orten auf der Strecke noch einige Besuche.

Mehrmals fuhr ich nach Osttirol, um unsere dortigen Kunden zu betreuen und neue anzuwerben. Bei der Sparkasse in Lienz standen Maschinen von uns, ein neues Geschäft bahnte sich an. Während ich mich gerade mit dem Direktor unterhielt, erschien ein ländlich gekleideter Mann am Schalter. Seine Lederhose reichte ihm bis zu den Waden, die Knie waren ausgebeult, im Mundwinkel hing eine längere Pfeife. Mein Gesprächspartner stupste mich, wies auf den Herrn und meinte, das wäre einer, der sicher auch eine Rechenmaschine benötige. Er betreibe in Matrei ein grosses Geschäft,

habe viel zu rechnen und Geld wie Heu. Als der Tiroler sich zum Gehen wandte, rief der mit ihm offenbar gut bekannte Bankvorsteher ihm zu: «Kannst mit a Rechenmaschin brauchn?» Darauf der Angesprochene-. «Mei Rechenmaschin is mei Weib, die hot an guatn Kopf.» Mein Werber liess nicht locker. «Du host doch dei Weib gern, müast's doch schonen.» «No ja», überlegte der Lederbeste, «was is'n dös, a Rechenmaschin?» Er möge sich eine vorführen lassen, wurde er ermuntert. Die Bank arbeite bereits mit zwei Maschinen und sei gerade dabei eine dritte zu erwerben. Und auf michweisend: «Dös is der Herr, der Rechenmaschinen verkauft, sollt'st Dir halt amol oane anschaun.» Der so Bedrängte musterte mich misstrauisch von der Seite und meinte schliesslich wenig überzeugt, das könne er ja riskieren. Während der Woche ginge es nicht, vielleicht sonntags? Vormittags sei Kirchgang, danach das Geschäft geöffnet. Zeit hätten sein Weib und er daher erst nach dem Mittagessen. Vielleicht hoffte er, mir mit dieser Eröffnung die Lust zu nehmen. Mich reizte die Herausforderung. Es ging auf das Wochenende zu und ich vereinbarte mit dem Mann, mich am Sonntag bei ihm einzufinden. Mit einer Mustermaschine bestieg ich am frühen Vormittag in Lienz den Postomnibus Richtung Matrei. Das Örtchen liegt knapp 30 km nordöstlich von Lienz ziemlich am Fusse der Venedigergruppe. Gegen zehn Uhr, gerade um die Zeit des Kirchgangs, traf ich dort ein. Am Markt tummelten sich viele Bauersleute, alle in guter Stimmung. Unter ihnen entdeckte ich auch Natterl Obwexer. Als ich ihn begrüßte, sah er mich zuerst ziemlich verduzt an, erinnerte sich dann aber unserer Abmachung. Ich hatte den Eindruck, dass er über mein Erscheinen nicht sehr begeistert war. Jetzt habe er keine Zeit, erklärte er, wenn ich aber schon einmal da sei, solle ich in Gottes Namen nachmittags kommen. Ich könne ja so lange spazieren gehen. Er empfahl mir den Weg durch eine romantische Felsenschlucht. Es war ein schöner Wintertag. Ich marschierte also los und stapfte wacker einen verschneiten Gebirgspfad aufwärts. An den Felswänden zu beiden Seiten hingen lange glitzernde Eiszapfen. Wie ein unbekümmerter kleiner Junge begann ich zu spielen, knickte immer wieder einen ab und warf ihn in die Tiefe. In einer Kurve entfernte sich der Weg um die 20 m vom Felsen. Dazwischen lag eine glatte Schneefläche. An einem Vorsprung lockte ein besonders schöner grosser Eiszapfen. Den wollte ich unbedingt brechen. Unbekümmert betrat ich das Schneefeld. Meine Unternehmungslust wurde schon nach wenigen Schritten jäh gebremst. Unter mir krachte es und ich versank bis über die Knie in eine Höhlung, die mit Schnee gefüllt, darunter aber nur leicht gefroren war. Um aus dem Loch herauszukommen, begann ich zu strampeln. Je mehr ich strampelte, desto tiefer brach ich ein. Bald steckte ich bis zum Bauch im Schnee. Es war kein sehr angenehmes Gefühl und die Lust auf den Eiszapfen ist mir gründlich vergangen. Es dauerte eine mir endlos scheinende Zeit ehe ich, total erschöpft, wieder festen Boden unter den Füssen spürte.

Und wie ich aussah! Der Schnee war durch die Hosenröhren bis zum Gesäss vorge-  
drungen, ich fühlte mich wie gebadet. Durch das Herumarbeiten war ich aber warm  
geblieben, die Mittagssonne tat ein Übriges und ich bekam glücklicherweise keine Er-  
kältung. In meinem desolaten Zustand stapfte ich in den Ort zurück; da ich sonst nie-  
mand kannte, geradewegs in das Geschäft des Greislers. Der sah mich etwas mitlei-  
digboshaft an, erbot sich aber, mir zu helfen. Er führte mich in einen Raum hinter dem  
Laden und forderte mich auf, die nassen Kleider auszuziehen. Nur mit Unterhosen  
bekleidet und dem Pelz darüber sass ich dann an einem riesigen Kachelofen und durfte  
mich wärmen. Die übrigen Sachen waren zum Trocknen aufgehängt worden. Um die  
Mittagszeit flaute das Geschäft ab, der Laden leerte sich. Der Inhaber befasste sich  
nun näher mit mir und bot mir sogar etwas zu essen an. Nicht mehr ganz so derangiert,  
kam ich nach Tisch auf mein eigentliches Anliegen zurück. Die Frau wollte anfangs  
von einer Rechenmaschine nicht viel wissen und verwies auf ihren guten Kopf. Als  
ich dann aber meine Mustermaschine vorführte, wurde sie doch neugierig und die Sa-  
che begann ihr zu gefallen. Um die Jausenzeit hatte ich bei Natterl Obwexer trotz mei-  
ner wenig einladenden Erscheinung ein Herzstark-Bäuerle-Modell mit Tastatur ver-  
kauft. Die Leute haben jahrelang damit gearbeitet. Ob ich Matrei noch am gleichen  
Tag verliess oder übernachtete, ist mir entfallen. Meine Koffer warteten jedenfalls in  
einem Hotelzimmer in Lienz auf mich, von wo aus ich nach diesem Abenteuer alsbald  
nach Wien zurückkehrte.

Einige Jahre später, irgendwann im Sommer, streifte ich auf der Fahrt mit dem Wa-  
gen von Lienz nach Villach das kleine Städtchen Hermagor, ziemlich in Südkärnten,  
nahe der italienischen Grenze gelegen. Wie üblich sprach ich auch beim dortigen Geld-  
institut vor. Zu meiner Überraschung liefen mir im Ort plötzlich einige Herren der  
Troppauer Sparkasse über den Weg, die auf Einladung ihrer Kollegen ihren Urlaub in  
Hermagor verbrachten. Meist lernten sich die Leute auf Sparkassentagungen kennen.  
Die Troppauer erinnerten sich meines Organisationstalents aus Franzensbad und erko-  
ren mich erneut zum Opfer ihrer Unternehmungslust. Mit Blick auf mein Auto über-  
redeten sie mich zu einer Vergnügungsfahrt. Man empfahl uns einen Ausflug auf das  
Nassfeld. Oben befände sich noch ein Beobachtungsstand der Generalität aus dem Er-  
sten Weltkrieg, wurde uns berichtet, von dort könne man bei klarem Wetter bis an die  
Adria und nach Venedig sehen. Das hat sowohl mich als auch die Herren aus Schlesien  
begeistert, und wir beschlossen, gleich mittags nach dem Essen aufzubrechen. Wäh-  
rend heute eine gut ausgebaute Passstrasse auf das Nassfeld führt, war es damals nur  
über einen ehemaligen Militärfeldweg zu erreichen. Einige Kilometer westlich von Her-  
magor verliessen wir die Hauptstrasse in südlicher Richtung und bogen mit dem voll-  
besetzten Wagen in den schmalen Weg ein. Die ersten paar Kilometer ging es verhält-  
nismässig reibungslos. Weiter oben aber entpuppte sich der Pfad als stark verfallener

Karrenweg, der sicher seit Kriegsende nicht mehr gepflegt worden war. Von Wendepunkt oder Ausweichstelle keine Spur. Langsam kämpfte ich mich mit dem Auto vorwärts. Wir kamen an eine Schlucht, über die eine schmale Holzbrücke führte. Kaum hinein gefahren, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, dass in der Mitte ein Loch gähnte und eine Bohle in den Abgrund hing. Es gab kein Vor und kein Zurück. Wir zwängten uns alle aus dem Wagen und unter Zuhilfenahme eines Regenschirms gelang es uns mit vereinten Kräften, die Bohle hochzuziehen und wieder aufzulegen. Mit einigem Bauchweh passierte ich den Steg. Wenige hundert Meter weiter stiessen wir auf das nächste Hindernis. Umgeknickte Bäume blockierten den Weg. Glücklicherweise waren sie nicht zu dick, und wir konnten sie mit Mühe und Not aus dem Weg räumen. Diese unfreiwilligen Aufenthalte kosteten mehr und mehr Zeit, die Stunden verrannen, es wurde allmählich dunkel. In Hermagor hatte man uns von einem bewirteten Schutzhaus erzählt, in dem man auch übernachten konnte. Es gab keinen anderen Ausweg, als es möglichst rasch zu erreichen. Die Uhr zeigte schon fast Mitternacht, als wir uns, immer wieder Gestrüpp oder Steine aus dem Weg räumend, bis kurz an die Hütte herangearbeitet hatten. Unsere Scheinwerfer durchbohrten die Finsternis und wir konnten das Haus bereits sehen. Etwa 1.500 Meter davor wand sich der Weg um einen grossen Steinkogel. Ohne Argwohn fuhren wir in die Kurve. Plötzlich knallten Schüsse. Ich hielt sofort an. Ein paar bewaffnete Carabinieri kamen angerannt, begannen zu palavern und liessen uns nicht weiterfahren. Die Situation war nicht gerade erfreulich. Auf der Hütte hatte man unsere näher kommenden Scheinwerfer aber schon bemerkt und den Vorfall beobachtet. Die Wirtin kam uns zu Hilfe. Es gelang ihr, die Grenzer, die sie offenbar kannte, zu beruhigen. Sie wurden sehr freundlich und liessen uns passieren. Dass der Pfad dort oben ein Stück über italienisches Gebiet führte, erfuhren wir erst jetzt. Zusammen mit der Frau erreichten wir nach Mitternacht endlich unser Ziel. Bald darauf fanden sich auch die Carabinieri ein und bei Wein feierten wir Verbrüderung. Es wurde eine lange, kurze Nacht. Am nächsten Morgen erstiegen wir den Gartnerkofel, einen berühmten Aussichtsberg. Er war nicht besonders schwierig zu erklimmen. Unsere Anstrengung wurde belohnt. Es bot sich uns ein überwältigender Anblick. Bei herrlich klarer Fernsicht konnten wir über die italienische Ebene hinweg bis zur Adria sehen und sogar die Brücke erkennen, die von Mestre nach Venedig hinüberführt. Verständlich, dass hier im Krieg ein Militärbeobachtungsposten stationiert war. Am Nachmittag kehrten wir beeindruckt und hochbefriedigt nach Hermagor zurück. Mich hat der verlorene Arbeitstag nicht gereut.

Das Geschäft in den westlichen Bundesländern erwies sich als zäh, wenngleich ich auch im Salzburgischen, in Tirol und Vorarlberg Maschinen unterbringen konnte. Mit meinem Chauffeur Pflunger war ich einmal im Raum Innsbruck. Dort zählte die Mühle

Rauch zu unserer Kundschaft. In Telfs war eine Schwester Pflungers mit einem Gen-darmerieinspektor verheiratet. Ich wurde bei der Familie freundlich aufgenommen. Der Mann besorgte mir eine Unterkunft, kannte eine Menge Leute und nannte mir Adressen eventueller Interessenten. Wie stets, sprach ich bei der Gemeindeverwaltung vor und kam mit einer Textilfabrik ins Geschäft, die ihren Stammsitz in der Schweiz hatte.

Mit Pflunger reiste ich ungefähr fünf Jahre. Er war verlässlich, pünktlich, hilfsbereit, diskret und kannte sich nicht nur mit der Wagenpflege, sondern auch mit den Tücken der Autos und der Strassen exzellent aus. Mit ihm habe ich die schönsten Fahrten gemacht. Es tat mir leid, als er uns aus Altersgründen verliess.

Später nahm ich je nach Bedarf ein oder zwei Leute aus dem Betrieb zur Unterstützung bei Autoreisen mit. Einen jüngeren zum Chauffieren, manchmal zusätzlich einen Mechaniker für die Vorführungen. Kürzere Strecken fuhr ich teilweise selbst. Wenn ich nicht zu schweres Gepäck hatte, benützte ich für weiter entfernte Zielorte, die direkt an Hauptstrecken lagen, Nachtfernzüge. Solche Fahrten waren niemals lange vorgeplant, sondern ergaben sich nach Bedarf spontan.

Auf diese Weise bereiste ich Vorarlberg. In Bregenz arbeitete die Sparkasse mit einer kleinen ASTRA von uns. Bei der Firma Hämmerle in Dornbirn standen schon von früher Herzstark-Maschinen. Sie kaufte noch welche dazu. In Feldkirch erinnere ich mich an einen Baumeister. Auch in Bludenz sprach ich bei verschiedenen Stellen vor. Speziell in Vorarlberg hielt sich der Absatz unserer Produkte in Grenzen, weil hier bei Untervertretern und Händlern die amerikanische und deutsche Konkurrenz stärkeren Einfluss hatte als bei uns in Wien und weiter im Osten.

Einige wenige Multimotor-Kunden bedienten wir auch in Deutschland, vornehmlich in Schlesien. Mit anderen Modellen versorgten sich die Deutschen aus dem eigenen Markt.

Alles in allem hatte ich in meinen Reisejahren überall gute Erfolge zu verzeichnen und habe unserem Betrieb laufende Beschäftigung gesichert. Ich konnte an die 400 Multimotoren, daneben ASTRAS und Vierspeziesmaschinen mit ein oder zwei Zählwerken, mit Hand- oder Elektrobetrieb und andere Modelle verkaufen. Nur eines fehlte uns: Eine Rechenmaschine, die wir ganz nach unseren eigenen Konstruktionsideen von Grund auf produzieren konnten. Angeregt durch die Nachfrage nahm ab 1930 in meinem Kopf eine kleine Vierspezies-Taschenrechenmaschine langsam Gestalt an. Nach und nach brachte ich meine Vorstellungen zu Papier. Nach meinen Konstruktionszeichnungen entstand schliesslich 1937/38 ein erstes Funktionsmodell. Die Politik stoppte die Auswertung der Erfindung und verzögerte sie um volle acht Jahre. Dem Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., nützte sie nichts mehr.

# Kino – Tod des Vaters – Privates

## Erwerb des Praterkinos

**B**ei seiner ersten Herzattacke während der für uns so erfolgreichen Büromaschinenausstellung in Berlin im September 1928 war Vater knapp 61 Jahre alt. Ich betätigte mich zu dieser Zeit seit nunmehr fünf Jahren im elterlichen Betrieb und Vater wusste inzwischen, dass er sich sowohl im technischen Bereich als auch im Verkauf auf mich verlassen konnte. Meister Schweiger, die zweite technische Stütze der Firma, war zwar nicht ganz so routiniert wie sein Vorgänger Hayard, doch liess es sich auch mit ihm gut arbeiten. Um Buchhaltung und Korrespondenz kümmerte sich nach wie vor Mutter und ihr Bürostab. Vater konnte es sich also erlauben, etwas leiser zu treten. Sein allmähliches Zurückziehen aus dem Geschäft war vielleicht auch eine Art Resignation, weil sein Wunschtraum, den Betrieb wieder ganz auf eigene Füsse zu stellen und zu expandieren, sich nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg nicht mehr erfüllen liess. Er begann, die Belange der Firma Herzstark & Co. sukzessive mir zu überlassen, nicht ohne darüber nachzudenken, wie er seine Tage anderweitig nutzbringend ausfüllen könnte.

Wie schon berichtet, war er gegen Ende des Krieges mit der Kinobranche in Berührung gekommen. Sein Interesse dafür lebte plötzlich wieder auf, als im Herbst 1931 der «Kristall-Palast» im Prater zum Verkauf stand. Es handelte sich um ein altbekanntes Kino in der Nähe des Riesenrades, dessen Besitzerin ohne direkte Erben verstorben war. Die Erbgemeinschaft wollte verkaufen und Vater erstand das Objekt kurz entschlossen zu einem annehmbaren Preis.

Die Kaufsumme für das Kino floss aus dem Reingewinn des Rechenmaschinenwerkes und entging der Firma Herzstark & Co. natürlich für grössere Investitionen. So gesehen war es nicht billig und verursachte auch in der Folge laufend Kosten. Aber es war Vaters Wille und als Inhaber beider Projekte übernahm er die Verantwortung.

Zuerst haben wir den etwa 600 Plätze fassenden Zuschauerraum modernisiert, bald darauf die technischen Voraussetzungen für die Wiedergabe von Tonfilmen geschaffen und einen Balkon mit zweisitzigen Logen eingebaut. Diese fanden beim Publikum grossen Anklang und wurden gut angenommen. Auf behördliche Anordnung mussten wir jedoch die Vorhänge bald wieder entfernen, weil manche Pärchen die lauschigen

Plätze zweckentfremdeten wieder entfernen, weil manche Pärchen die lauschigen Plätze zweckentfremdeten und statt den Film anzusehen, sich lieber eigenen Spielen widmeten!



*Ehepaar Samuel Jakob Herzstark und Marie, geborene Toman, flankiert von ihren Söhnen Curt (links) und Ernst aus Anlass des 60. Geburtstages von S. J. Herzstark am 10.10.1927*



*Der sechzigjährige Jubilar mit Frau und Söhnen inmitten eines Teiles seiner Belegschaft.  
Im Vordergrund eine Herzstark-ELEKTROMENS*

Das Kino und alles, was damit zusammenhing, wurde bald zu Vaters bevorzugter Beschäftigung und füllte einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit aus. Das Gebäude beherbergte auch eine kleine Wohnung. Im Sommer blieb Vater des Öfteren dort über Nacht. An schönen Tagen stand er schon früh um fünf Uhr auf, um einen ungestörten Morgenspaziergang im menschenleeren Prater zu machen.



*Der Kristallpalast (rechts mit Turm), das von S. J. Herzstark 1931 erworbene Kino im Prater*

Mit dem Kauf des Kristall-Palastes verband Vater nicht zuletzt den Gedanken, meinem Bruder eine Existenz zu schaffen. Ernst war seit Beendigung seiner Lehre bei Meister Schweiger wie ich im Betrieb tätig, aber, wie es sich zum Leidwesen unseres alten Herrn bald zeigte, mit weniger als dem halben Herzen. In seiner Anständigkeit wollte er Ernst jedoch irgendwie absichern und brachte ihn dazu, nach entsprechenden Kursen die Kinooperateurprüfung abzulegen. Von 1932 an bis zum Hitlereinmarsch führte mein Bruder, später zusammen mit seiner Frau, das Praterkino. Täglich fanden zwei bis drei Vorstellungen statt, sonntags sogar bis zu fünf. Ernst fungierte als Operateur, Milka verkaufte an der Kasse die Eintrittskarten, beaufsichtigte die zwei oder drei wei-



teren Kassiererinnen, die Platzanweiserinnen und machte die Abrechnungen. Im Übrigen hatte das junge Ehepaar ein recht angenehmes Dasein. Die Vorstellungen liefen von nachmittags bis nach 22 Uhr. Anschliessend gingen Ernst und Milka noch ein wenig in den Prater, um einen kleinen Imbiss zu nehmen oder ein Eis zu essen. Bei solchen Gelegenheiten freundete sich mein Bruder mit anderen Betreibern von Praterattraktionen an und fühlte sich in deren Gesellschaft offenbar recht wohl. Selten war auch ich dabei, aber eher am Rande, weil ich in diesen Jahren viel gereist bin und andere Sorgen und Interessen hatte. Es war nicht unbedingt das Milieu, das meinen Ambitionen entsprach. Vormittags konnten Bruder und Schwägerin lange ausschlafen, später wurden neue Filme angesehen, ausgewählt und eingekauft, ehe es im Kino wieder losging. Diese Tätigkeit hat Ernst sichtlich mehr befriedigt, als die anstrengendere und verantwortungsvollere Arbeit im Betrieb, wo er dazu in Vater und mir noch zwei Konkurrenten hatte. Nebenbei, wenn Not am Mann war und er vorher gefragt worden war, ob er möchte, übernahm er einen Verkaufsauftrag in Wien oder nächster Umgebung. Er tat es aber eher mit mässiger Begeisterung, wenn auch nicht ohne kaufmännisches Geschick und meist erfolgreich.

Besitzer des Kinos blieb bis zu seinem Tod mein Vater. Danach ging es infolge der politischen Umstände statt wie vorgesehen in die Hände meines Bruders, in das Eigentum von Mutter über. Als ich nach meiner Haft Ende 1945 nach Wien zurückkehrte, stand es nicht mehr. Es war in den letzten Kriegswirren abgebrannt. Mutter soll es kurz zuvor noch verkauft haben. Nähere Einzelheiten wurden mir vorenthalten, und ich habe es unterlassen, Recherchen darüber anzustellen.



*Briefkopf Kristall-Palast*

## Tod des Vaters

**1932**, mit Vollendung seines 65. Lebensjahres, zog sich Vater fast gänzlich von seiner aktiven Tätigkeit im Betrieb zurück und arbeitete eigentlich nur noch pro forma mit. Die Hauptverantwortung überliess er mir und Mutter. Ich war massgebend für Technik und Betrieb, sie für alle übrigen kaufmännischen Belange. Vaters Hobby wurde der Kristall-Palast. Trotzdem gab er nichts ganz aus der Hand, sondern blieb Eigentümer sowohl der Firma Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co., wie auch des Kinos und der Villa in Rodaun.

Zur Pflege der Gesundheit reisten die Eltern in den Dreissigerjahren hin und wieder in die böhmischen Bäder Franzensbad oder Marienbad. Beide waren ein wenig übergewichtig und hofften, sich durch eine Quellenkur etwas zu regenerieren. Vater hatte es sich angewöhnt, einmal pro Woche, jeweils am Montag, einen Obsttag einzulegen, den er strikt einhielt. An bedrohliche Herzattacken in seinen letzten Lebensjahren erinnere ich mich nicht, wenn er auch etwas vorsichtig sein musste und nicht zuletzt deshalb vielleicht leiser trat.

Sein 70. Geburtstag am 10. Oktober 1937 wurde gebührend gefeiert. Kurz danach erkrankte er plötzlich an einer Gelbsucht. Er schob das einem zu fetten Gulasch zu, das er am Abend seines Fasttages noch zu sich genommen hatte. Der Arzt verordnete Bettruhe. Da Mutter tagsüber im Betrieb engagiert war, nahmen wir eine Krankenschwester zur Pflege. Der Patient erholte sich verhältnismässig gut. Er konnte bald zeitweilig das Bett wieder verlassen. Am Sonntag, dem 24. Oktober, kurz vor Mittag, erkundigte er sich bei der Pflegerin, wann es Mittagessen gäbe. Gleichzeitig bat er sie, ihm ein Glas Wasser zu holen. Als sie das Zimmer verliess, erzählte sie später, habe sie von Vaters Bett her ein Geräusch wie eine Art Räuspfern vernommen, dem aber keine besondere Bedeutung beigemessen. Nach kurzer Zeit kehrte sie mit dem Glas Wasser zurück und fand Vater mit zur Decke gerichteten Augen tot in den Kissen. Ein plötzlicher Herz- oder Hirnschlag hatte ihm ein rasches Ende bereitet.

Für uns alle war sein Tod ein herber Verlust. Ich selbst empfand es besonders schmerzlich, dass ich nicht nur den Vater, sondern auch meinen besten Freund und Lehrmeister für immer verloren hatte.

Vater war in einem Blumenmeer aufgebahrt, das die allgemeine Wertschätzung seiner Person widerspiegelte. Seinem Wunsch entsprechend, haben wir ihn eingäschert und seine Urne in einem Familiengrab in der evangelischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofes im engsten Familienkreis beigesetzt.



*Vater und Sohn Herzstark bei einem Spaziergang in Schönbrunn  
im Winter 1936/37*

Ein knappes halbes Jahr später marschierte Hitler in Österreich ein. Aus dieser Sicht betrachtet, war Vaters Tod so kurz vor diesem Ereignis für ihn und uns alle eine Gnade Gottes. Wir konnten ihn noch in Ehren bestatten. Nicht auszudenken, wie es ihm als Juden unter Hitler ergangen wäre! Mit Sicherheit hätten wir alles verloren, was er zusammen mit Mutter mühevoll aufgebaut hatte. Und wahrscheinlich wäre er, wie später einige seiner Verwandten, in einem Konzentrationslager gelandet und elend umgekommen. Ich danke dem Schicksal, dass es ihm diese Demütigungen erspart hat.

## Mein Bruder Ernst

Über die Geburt von Bruder Ernst am 30. April 1906, über seine frühe Kindheit unter der Obhut von Grossmutter und eines Kinderfräuleins habe ich schon berichtet. Den Windeln entwachsen, befasste sich neben diesen beiden später unsere Gouvernante mit ihm. Mit zunehmendem Alter hatte er mich zum Spielkameraden. Im Kindergarten war er nicht. 1912 wurde er schulpflichtig. Im Gegensatz zu mir besuchte er Privatschulen. Zur Schuleinschreibung brachte ihn unsere Gouvernante in die evangelische Volksschule im VI. Bezirk in der Gumpendorferstrasse. Ich durfte die beiden begleiten. Für mich war es eine kleine Sensation, dass Ernst eine Lehrerin bekam. Mit Bewunderung und ein wenig Neid schielte ich nach Fräulein Helene Dunz, einer sympathischen jungen Frau, und wünschte mir im Stillen, auch einmal eine Lehrerin, nicht immer nur gestrenge Lehrer zu haben. Es blieb eine unerfüllte Hoffnung.

Wie früher bei mir, endete in der Volksschule auch Ernsts Unterricht in Wien immer schon im Mai. Die letzten Wochen des laufenden Schuljahres absolvierte er in Rodaun, wo wir damals schon das Sommerhaus besaßen. Dort bahnte sich die schon erwähnte Freundschaft zu einer seiner Mitschülerinnen, Berta Lauf, später Frau Anderl, an, die unserer Familie bis ins hohe Alter treu verbunden blieb.

Gleich mir trat Ernst bereits nach der vierten Volksschulklasse in eine Mittelschule über. Er besuchte kein Gymnasium, sondern eine reine Realschule. Während des Ersten Weltkrieges schickten ihn die Eltern in eine Lehranstalt nach Laa an der Thaya. Er kam zu einer Familie in Kost und Quartier. Vielleicht versprachen sie sich dort bessere Verpflegung für das Kind. Der Ausflug währte nicht lange und ist nicht sehr befriedigend verlaufen. Ernst wurde bald wieder abgeholt.

Mit 14 Jahren beendete mein Bruder die Schule. 1920, vier Jahre nach mir, begann er in unserem Betrieb ebenfalls eine Lehre als Feinmechaniker. Ob sie, wie bei mir, nur zwei oder mehr Lehrjahre umfasste, weiss ich nicht mehr. Ernst war durchaus fähig und nicht ungeschickt. Es fehlte ihm aber, sehr zum Leidwesen von Vater, die nötige Motivation.

Mein Bruder, etwas kräftiger im Körperbau und ein wenig grösser als ich, war überhaupt anders veranlagt. An mir gemessen unbekümmerter, furchtloser, rücksichtsloser, draufgängerischer, mehr Realist und Materialist. Mich verband eine engere Beziehung zu Vater, ihn zu Mutter, ohne dass er ein Muttersöhnchen war. In der Pubertät spielte er gerne den Muskelprotz.

Anfang der Zwanzigerjahre, nachdem der erste Kriegsschock überwunden war, fanden die Wiener wieder zunehmend Gefallen an Unterhaltungen verschiedenster Art.

Als besondere Attraktion erwies sich das Gastspiel eines polnischen Artisten, Zishe Breitbart, der die Aufmerksamkeit des Publikums mit Eisenbiegen, Kettensprengen und ähnlichen Kraftmeiereien fesselte. Ernst hat das unheimlich imponiert und zur Nachahmung angeregt. Unser Materiallager wurde unsicher. Es fanden sich dort immer mehr verbogene Eisenstangen. Ernst genierte sich nicht, seinen unmittelbaren Lehrmeister Laurenz Schweiger, Nachfolger von Johannes Hayard, für seine Versuche einzuspannen und sich im Magazin Nachschub zu beschaffen. Sicher handelte es sich um dünnere Stäbe als Breitbart sie benützte! Mein Bruder war ganz besessen, übte fleissig, liess seine Muskeln spielen und ging sogar so weit, sich mit entblösstem Oberkörper samt Eisen in athletischer Pose fotografieren zu lassen. Eines Tages überredete er den guten Schweiger während der Arbeitszeit, ihm in die elterliche Wohnung zu folgen. Dort produzierte er sich, Bewunderung heischend, vor dem grossen Spiegel im Schlafzimmer der Eltern mit seinem Können. Der Zufall oder die Spürnase von Vater, der seinen Meister vermisste, wollten es, dass er in der Wohnung erschien und die beiden bei ihrem Tun überraschte. Man kann sich die Verblüffung auf beiden Seiten vorstellen! Vater war natürlich ziemlich wütend und begann zu schimpfen. Ernst bekam den Hauptteil seines Zornes zu spüren, aber auch Schweiger blieb nicht ungeschoren. Dem war das alles äusserst peinlich. Vater kannte seinen gutmütigen Meister und verstand, dass er dem Sohn des Chefs lediglich einen Gefallen hatte tun wollen. Schweiger entschuldigte sich, Vaters Grimm verflog und die Sache war vergessen. Damit endeten Ernsts Varieté-Ambitionen.

Nachdem mein Bruder seine Lehre abgeschlossen hatte, versuchte Vater, auch ihn für das Geschäft heranzuziehen. Bei Anfragen von Wiener Kunden setzte er ihn zum Vorführen unserer Maschinen ein, denn technisch war Ernst nicht unbegabt. Sein Interesse, sich für unseren Betrieb zu engagieren, hielt sich leider in Grenzen und Vaters Bemühungen, seinen zweiten Sohn in die Firma zu integrieren, blieben weitgehend erfolglos. Major Kastranek, der uns beim Absatz unserer Produkte in Wien und der näheren Umgebung unterstützte, sollte Ernst auf dem Gebiet des Verkaufs ein wenig schulen. Kastranek hat bald abgewunken, weil mit Ernst nichts anzufangen war. Danach schickte Vater ihn zu unserem Vertreter Max Kramer nach Graz als Verkaufsvollontär.

Frau Kramer half im Geschäft ihres Mannes mit. Nach einigen Monaten erreichte uns ein telefonischer Hilferuf von ihr. Man möge den Sohn möglichst bald abholen, sonst müsse sie sich scheiden lassen. Seit er im Betrieb sei, drehe sich alles nur noch um Autos statt um Rechenmaschinen. Vielleicht wäre Ernst ein geschickter Autome-

chaniker und -händler geworden, wenn man ihn gelassen hätte, denn seine Liebe galt schon früh dem Motorsport.

Wir Brüder haben uns mit zunehmendem Alter überhaupt immer mehr auseinander entwickelt. Mein Hauptanliegen galt von Anfang an unserem Betrieb. In der Freizeit machte ich häufig Bergwanderungen und pflegte weiter die Musik. Ich besuchte gerne Konzerte und Opernaufführungen, bevorzugte Umgang mit musischen Menschen und fühlte mich in solchen Kreisen wohl. Ernst war nicht unmusikalisch, aber ziemlich amüsig. Er liebte rasante Abenteuer, schaffte sich früh ein Motorrad an und beteiligte sich an Rennen. Nach einem bösen Sturz stellte Vater ihn vor die Alternative, mit Rennen aufzuhören oder das Elternhaus zu verlassen. Er habe seinen Sohn nicht grossgezogen, damit er sich die Knochen bricht und mutwillig zum Krüppel macht. Die Warnung machte auf Ernst nur vorübergehend Eindruck. Seine Leidenschaft für Motorfahrzeuge blieb. Noch vor mir besass er sein erstes Auto und beteiligte sich wiederum ungehemmt an kleineren Rennen. Stolz auf seine Erfolge, jubelte er sie ziemlich grosszügig hoch. Wer es nicht besser wusste, konnte annehmen, er habe mindestens an der Targa Florio teilgenommen. Ich glaube, seine wilde Raserei war mit ein Grund, dass die Verbindung mit seiner Jugendfreundin Berta Lauf in die Brüche ging. Sie konnte seine Begeisterung für halsbrecherische Abenteuer nicht teilen.

Was meines Bruders Umgang betrifft, war er nicht übermässig wählerisch, so weit ich das beurteilen kann. Er bewegte sich meist in Sportlerkreisen und stellte an die Intelligenz seiner Kumpane keine allzu hohen Ansprüche. In seiner Clique herrschte ein teilweise recht lockerer, für mein Gefühl sogar manchmal rüder Umgangston, wie er bei uns daheim nicht üblich war. Da konnte man nicht selten in breitem Wienerisch hören: «Geh härst, Hiasl, kumm her, was mochst'n do ...» und ähnliches. Im Elternhaus sprachen wir nicht Dialekt. Der allgemeine Umgangston war ein gepflegter. Mein Bruder aber fühlte sich offenbar in Kreisen wohl, in denen er vor anderen brillieren und ein wenig den Fabrikantensohn herauskehren konnte. Ich brauchte das nicht zur Selbstbestätigung. Ernst aber versuchte vielleicht auf solche Weise uneingestandene Minderwertigkeitskomplexe oder Konkurrenzneid und eine gewisse Eifersucht auf mich zu überspielen, zu der ich ihm wissentlich keine Veranlassung gab.

Als Vater das Kino im Prater erwarb und meinen Bruder dort einsetzte, wurde es etwas besser mit ihm. Er hatte nun sein eigenes Aufgabengebiet und musste meinen Schatten nicht fürchten. Von Berta Lauf hatte er sich im Guten getrennt, nachdem er in Motorradfahrerkreisen einer jungen Sportsmaid begegnet war, der sein Draufgängertum mehr imponierte. Mit ihr freundete er sich bald enger an. Milka Wojnar, von Beruf Modistin, Tochter eines längerdienenden Armeeingehörigen, den beide nicht

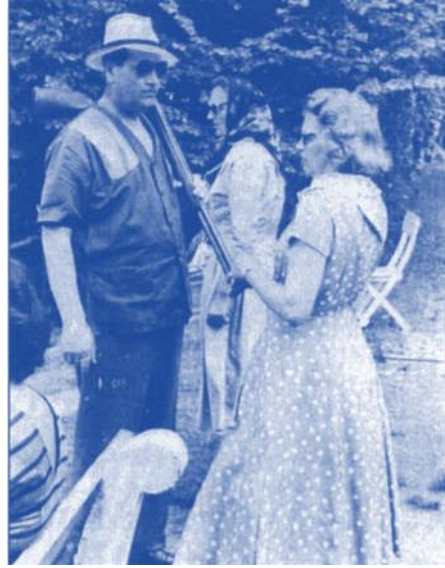
ungern ein wenig beförderten, war offenbar sein Typ. Sie ging auf seine halsbrecherischen Ideen ein, brauste als Sozia auf dem Motorrad stolz mit ihm durch die Gegend, teilte weitgehend die Interessen ihres Verehrers und fühlte sich in seinen Kreisen wohl. Nachdem Ernst ungefähr zwei Jahre lang mit Milka «gegangen» war und sie sich mehr oder weniger als seine Verlobte fühlte, begann Vater die Art der Verbindung zu missfallen. Er bat seinen Sohn, sich zu entscheiden, ob er die Dame heiraten wolle oder nicht. Es gehe nicht an, dem Mädchen die besten Jahre zu stehlen. Wenn er keine ernstesten Absichten hege, sei er es der jungen Dame schuldig, sie in irgendeiner Form abzufinden. Vater war bereit, Milka gegebenenfalls bei der Einrichtung eines Hutsalons behilflich zu sein. Vor die Wahl gestellt, entschloss sich Ernst zur Heirat. Es war meines Wissens im Jahr 1933. Milka hatte zu dieser Zeit gerade keine Stellung. Mutter bat eine befreundete Putzmakerin, die in der Mariahilferstrasse 47 ein Hutgeschäft betrieb, ihre zukünftige Schwiegertochter als Modistin bei sich aufzunehmen. Frau Wosnitza tat Mutter den Gefallen, doch die etwas kecke, burschikose Art Miikas scheint ihren Erwartungen nicht entsprochen zu haben und sie trennte sich bald wieder von ihr. Es fiel kaum mehr ins Gewicht, weil die Eheschliessung kurz bevorstand. In Anbetracht der nicht übermässig üppigen Mitgift Miikas, richtete Vater dem jungen Paar in unserem Haus, Linke Wienzeile 274, eine nette Wohnung samt Mobiliar ein, die das kinderlose Ehepaar bis zum Tode von Mutter im Januar 1956 bewohnte. Dann liess Ernst die ehemalige elterliche Wohnung umbauen und zog mit seiner Frau dorthin ein.

Den Lebensunterhalt bestritten Ernst und Milka bis 1938 hauptsächlich durch ihre Tätigkeit in Vaters Kino. Meine Schwägerin war chic, recht resolut und arbeitete sich in ihre neue Position rasch ein. Sonst kann ich wenig über sie aussagen, dazu hatten wir zu geringe Berührungspunkte. Zwischen Vater und Milka hat es hin und wieder leichte Verstimmungen gegeben. Soweit ich mich erinnere, wollte er sie einmal sogar aus dem Kino entfernen, weil sie sich ihm gegenüber patzig benommen haben soll. Die genaue Ursache ist mir nicht bekannt. Die Sache renkte sich wieder ein und über Vaters Tod hinaus bis nach dem Hitlereinmarsch betrieb das Ehepaar das Kino weitgehend in eigener Verantwortung weiter.

Neben seiner Leidenschaft für Motorfahrzeuge huldigte mein Bruder dem Schiesssport. Er brachte es bis zum österreichischen Staatsmeister im Tontaubenschiessen. Als Österreich bereits «Ostmark» geworden war, fand irgendwo eine Konkurrenz im Tontaubenschiessen statt, an der sich neben verschiedenen Clubs auch SS-Angehörige beteiligten. Mein Bruder ging als Sieger hervor. Ziemlich peinlich, als es sich herumsprach, dass ein nicht Reinrassiger Erster geworden war!



*Ernst Herzstark im Jahr 1947, seine Frau Milka, geb. Wojar, und Siegfried Gruber als englischer Armeeingehöriger, Sohn von Curt und Ernst Herzstarks Cousin Fritz Gruber († 1939)*



*Ernst und Milka Herzstark beim Tontaubenschiessen, ca. 1954*

Bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erwarb mein autobesessener Bruder einen Omnibus, baute ihn zu einem Wohnmobil um und machte damit seine Urlaubsreisen.

Durch Umstände, die ich noch streifen werde, gingen Ernst und ich nach 1945 mehr und mehr auf Distanz, bis der Kontakt zwischen uns schliesslich ganz einschlief.

## **Erfahrungen mit dem «schwachen Geschlecht»**

**D**ass es zwei Kategorien von Menschen gibt, die sich nicht nur durch den äusseren Habitus unterscheiden, war mir zum ersten Mal bewusst geworden, als ich in der Sommerfrische in Pressbaum meiner Spielgefährtin Poldi Schimmlinger beim Trockenlegen ihres Schwesterchens assistierte. Die Tatsache hat mich etwas erstaunt,



besonders neugierig gemacht hat sie mich nicht. Ich nahm sie einfach zur Kenntnis. Zu dieser Zeit war ich zwischen vier und fünf Jahre alt.

Weitere Erkenntnisse vermittelten mir einige unserer Gouvernanten als ich schon zur Schule ging. Solange mein jüngerer Bruder noch klein war, schliefen sie mit uns im gleichen Zimmer, um stets ein Auge auf uns zu haben. Die meisten der Damen benahmen sich durchaus korrekt, manche legten es darauf an, mich knapp Zehnjährigen ein wenig zum Besten zu halten. Wenn mein kleiner Bruder sich fürchtete, nahm ihn die Gouvernante manchmal zu sich ins Bett. Ich kam darauf, dass auch mir dieser Vorzug gewährt wurde, wenn ich mich «fürchtete» und habe das ohne jede böse Absicht ausgenützt. Kindlich-schüchterne Streicheleien an den Extremitäten liess sich die scheinbar schlafende Dame, wie mir bald schien, nicht ungern gefallen. Wenn sie dann aber seufzend «erwachte», wusste ich, dass ich ganz still und artig neben ihr liegen musste.

Unsere Scheinfranzösin aus Kärnten, die sich bei Dienstantritt ausbedungen hatte, jeden Sonn- und Feiertag die Messe besuchen zu dürfen, war dem jungen Mittelschüler gegenüber schon etwas entgegenkommender. Aber auch sie wachte immer rechtzeitig auf, und ich kam erstmals dahinter, dass der «Schlaf» nur gestellt sein könnte. Die «fromme Helene», wie sie Vater menschenkennerisch nannte, dürfte eine gelegentliche Beichte nötig gehabt haben!

Eine Zeit lang betreute uns eine Kinderfrau aus Ungarn oder Rumänien. Vater ertrappte sie eines Tages dabei, wie sie mich an bestimmter Stelle gründlicher als nötig säuberte. Er wies sie energisch zurecht, worauf sie äusserst verlegen wurde. Das Dienstverhältnis mit ihr endete daraufhin bald.

Durch diese vagen «Erfahrungen» dämmerte mir erstmals der Unterschied zwischen den Geschlechtern. Sie lehrten mich gleichzeitig das listige Benehmen mancher aus meiner Sicht älteren Frauenzimmer, wenn sie sich mit mir befassten. Seelischen Schaden genommen habe ich dadurch mit Sicherheit nicht.

Im Alter von vielleicht 13 Jahren begann Vater mich aufzuklären. Er selbst war sehr natürlich und unkompliziert und behandelte anhand von Beispielen aus dem Tierleben mit einer Selbstverständlichkeit die Erfordernisse der Natur und das Geschlechtsleben, so dass die Sache nichts Prickelndes noch Peinliches für mich hatte. Gleichzeitig hat er mir auch den ethischen Wert einer Beziehung vermittelt. Das Beispiel der Ehe meiner Eltern blieb mir Vorbild. Vater war ein Mensch, der durchaus Erfolg bei der Damenwelt für sich verbuchen konnte. Er benahm sich aber stets korrekt. Das Zusammenleben von Vater und Mutter war gut und anständig. Ich erinnere mich nicht, dass es jemals einen Skandal gab. Sollte Vater je etwas angestellt haben, hat die Familie nichts davon mitbekommen. Die Lebensgemeinschaft der Eltern fusste nicht auf rein

erotischer Basis, es war vielmehr viel geistige Übereinstimmung vorhanden. Beide Elternteile waren intelligent und in ihrer Berufssparte sehr leistungsfähig, so dass sie Hochachtung voreinander empfanden. Diese Harmonie blieb mir erstrebenswertes Ziel einer Partnerschaft.

Während meiner Schulzeit hatte ich keine «Flamme». Ich besuchte reine Jungenschulen mit männlichen Lehrkräften; so bot sich gar keine Gelegenheit dazu.

Erstmals ernster angehimmelt habe ich die junge Dame, die bei der Faschingsveranstaltung der Staatsgewerbeschule als Sängerin mitwirkte. Mein Onkel Georg hatte mir seine ehemalige Schülerin zur Bereicherung des Programms zugeführt. Grete Orloff, von sylphidenhafter Gestalt, mit glockenreiner Sopranstimme, machte grossen Eindruck auf mich. Der schöne Traum ging bald zu Ende. Grete verliess Wien, um anderwärts Karriere zu machen und vergass mich.

Nach Abschluss von Lehre, Schule und Volontärzeit in Deutschland nahm mich der Beruf gleich voll in Anspruch. Hie und da gab es vielleicht ein kleines Abenteuer, aber ich habe es vergessen. Es lag mir absolut nicht, gleich mit jeder näher anzubändeln. Während meiner Reisetätigkeit machte ich natürlich eine Menge Bekanntschaften, auch mit Damen. Es war aber nichts Erstrebenswertes darunter.

Äusserlich war ich eine ganz passable Erscheinung, kam aus einem guten Haus, hatte ein gewisses Niveau. Es war mir selbstverständlich, mich Frauen gegenüber immer anständig und ritterlich zu benehmen. Vielleicht erweckte ich damit unwillkürlich Eindruck und erschien mancher begehrenswert. Nicht selten ging die Initiative, mich kennen zu lernen, von den Damen aus, und es war manchmal nicht ganz leicht, höflich abzuwinken.

Zu Anfang meiner Geschäftsreisen geriet ich da und dort in Hotels, in denen das Zimmermädchen mit kokettem Augenaufschlag fragte, ob es mir die Abendzeitung bringen dürfe. Schnell hatte ich heraus, dass es die Art dieser Geschöpfe war, sich selbst ihren Gästen anzubieten. Auf solche Beziehungen konnte ich leicht verzichten. Die Vorstellung, einer von vielen zu sein und dafür womöglich noch bezahlen zu sollen, widerte mich an, umso mehr als auch gesundheitliche Risiken damit verbunden gewesen wären, denen ich mich keinesfalls hätte aussetzen wollen. Ich hatte meine Illusionen über das Zusammensein mit einer Frau und liess sie mir nicht zerstören.

In Kreisen von Vertreterkollegen galt ich als «keuscher Josef», weil ich nicht bereit war, mit Eroberungen öffentlich zu renommieren. Ich habe erlebt, dass einmal ein «Kavalier» sich eines Abenteuers brüstete, das er gar nicht gehabt haben konnte, weil ich selbst zu diesem Zeitpunkt mit der Dame ausgegangen war. Mir hat solche Angeberei, die noch dazu den Ruf eines Mädchens schädigte, nicht gefallen. Diskretion war

mir immer oberstes Gebot. Ich will mich nicht als Heiligen hinstellen, der gegen Versuchungen vollkommen gefeit war. Hin und wieder gab es eine kurze Liaison, wie sie wohl die meisten jungen Herren erleben. An ein solches kleines Abenteuer erinnere ich mich deshalb so genau, weil es jäh und ziemlich blamabel für mich endete.

In den Jahren 1925/26, als ich noch per Zug reiste, kam ich einmal auch nach Kufstein. Es gelang mir, einige Rechenmaschinen zu verkaufen, unter anderem im Elektrizitätswerk und bei der Stadtverwaltung. Dort lernte ich eine junge Angestellte kennen, die mir sehr freundlich entgegenkam und einem privaten Treffen nach Büroschluss nicht abgeneigt schien. Wir verabredeten uns für den Abend. Zu meiner Überraschung strebte sie mit mir zielbewusst der elterlichen Wohnung zu, die ziemlich am Ortsrand lag. Die Adresse, Städtischer Pflanzgarten 9, vergesse ich nie. Kurz hinter den Häusern erstreckten sich freie Wiesen. Ich erfuhr, dass das Mädchen mit Eltern und Bruder zusammen lebte. Als wir bei ihr zu Hause ankamen, war niemand anderer daheim. Ich vermute, die kleine Circe hat es geschickt arrangiert, mit mir allein zu sein und wählte sich in dem Gefühl, die Luft sei rein für einen kleinen Spass. Sie schleppte mich ungeniert auf ihr Zimmer im ersten Stockwerk. Die Unterhaltung nahm einen vergnüglichen Anfang und liess mich allerhand hoffen. Plötzlich erschollen von unten her Geräusche, die darauf schliessen liessen, dass ihre Angehörigen unerwartet zurückkehrten. Hatten sie der Tochter misstraut? Die junge Dame erschrak und bekam es mit der Angst. Sie fürchtete sogar, der Vater würde sie verprügeln, wenn er sie mit einem Mann erwischte. Auch ich war alles andere als beglückt über die Situation und fühlte mich in einer Falle. In der Küche wurde offenbar das Abendessen vorbereitet und jeden Augenblick konnte jemand auftauchen, um die Tochter zu holen. Fatale Situation für uns beide. Klopfenden Herzens und mit gehörigem Unbehagen in der Magengrube dachte ich neben der schlotternden Mizzi nach, wie ich unbemerkt entfliehen könnte. Das Haus war nicht sehr hoch. Mit dem Mut der Verzweiflung schwang ich mich aus dem Fenster, hielt mich kurz am Gesims fest und liess mich dann einfach fallen. Saftiges Gras dämpfte meinen Sprung, sonst hätte ich mich sicher verletzt. Glück im Unglück! Rasch rappelte ich mich hoch und gab Fersengeld. Im Hotel hat man leicht verwundert registriert, dass etwas Aussergewöhnliches geschehen sein musste, denn ich war ziemlich derangiert. Einige Tage später sah ich meine verhinderte Verführerin noch einmal wieder. Obwohl nichts Böses vorgefallen war, fühlte sie sich sehr erleichtert. Ihre Eltern hatten nichts bemerkt. Durch meine kühne Flucht blieb ihre und meine Ehre gewahrt.

Gegen Ende der Zwanzigerjahre, als ich durch meine erfolgreichen Verkaufsreisen recht gut verdiente, sah ich mich daheim wiederholt neugierigen Fragen über Damenbekanntschaften oder versteckten Anspielungen auf eine feste Bindung ausgesetzt.

Man hätte mich gerne verheiratet, machte sogar den einen und anderen vagen Vorschlag, bevorzugt mit Blick auf Kandidatinnen, bei denen eine grössere Mitgift zu erwarten war. Vom elterlichen Standpunkt aus durchaus verständlich. Ich aber habe dankend abgelehnt, denn ich wollte mich nicht verkaufen lassen. Ich huldigte dem Idealismus, lieber ein ehrliches, anständiges, gegebenenfalls unbegütertes Mädchen glücklich zu machen, statt nach Geld zu schießen. Diese Einstellung sollte mir eine der herbsten Enttäuschungen meines Lebens bescheren.

Eher zufällig lernte ich im Jahre 1927 im Kreise von Bekannten bei einem Fünfuhr-Tee ein Schwesternpaar kennen. Die beiden sahen nett aus und gefielen mir recht gut. Eine von ihnen weckte stärkeres Interesse in mir. Sie gab sich eher zurückhaltend, um nicht zu sagen keusch, und schien mir dadurch besonders solide. Das beeindruckte mich sehr. Ich begann mich näher mit ihr anzufreunden und verliebte mich schliesslich in sie. Alles liess darauf schliessen, dass das Mädchen das gleiche Gefühl für mich hegte. Den Eltern eröffnete ich, dass ich eine junge Dame kennen gelernt habe und entschlossen sei, sie zu heiraten. Daraufhin lud Vater meine Auserwählte zu uns ein, um sie kennen zu lernen. Zu meiner grenzenlosen Verblüffung stand er danach einer Verbindung vollkommen ablehnend gegenüber. Es schein mir völlig zu entgehen, wie gut das Mädchen Theater spielen könne, meinte er mitleidig. Ich dachte natürlich, er sage das nur, weil ihm die Tochter eines Polizeibeamten nicht gut genug für mich war. Ich hielt nun erst recht zu ihr und begann eisern zu sparen, um bis zu unserer Heirat einen Betrag zusammenzubringen, den ich ihr zusätzlich zu einer vielleicht in den Augen meiner Eltern eher bescheidenen Mitgift sozusagen als Morgengabe schenken wollte. Mit der Hilfe meiner alten Herrschaften konnte ich nicht rechnen. Ich arbeitete daher noch fleissiger und intensiver, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Das hat natürlich seine Zeit gedauert. Meiner Angebeteten offenbar zu lange. Mag sein, dass sie instinktiv auch die Ablehnung meiner Angehörigen gespürt hat. Die Art, wie ich abserviert wurde, hat mich allerdings arg schockiert und ernüchtert.

Zusammen mit Hedis Schwester und anderen Bekannten besuchten wir eines Abends eine Kinovorstellung. Mitten während der Spielhandlung eröffnete mir mein geliebtes Wesen, dass unsere Beziehung ihr schon zu lange währe und ihrer Meinung nach zu nichts führe. Sie habe sich daher entschlossen, mich gegen eine angemessene Abfindung freizugeben! Diese Eröffnung wirkte auf mich wie ein Keulenschlag. Das angebetete Mädchen, das sich wie eine Madonna gebärden konnte, sagt mir kühl und unverblümt, sich gegen Geld von mir trennen zu wollen. Das musste verdaut werden! Der kurze gemeinsame Abend nach dem Kino verlief erwartungsgemäss kühl. Danach schlich ich geknickt heim. Mein Glaube an das schöne Geschlecht war zusammenge-

stürzt wie ein Kartenhaus. Der erste Weg führte zu Vater. Völlig aufgelöst erzählte ich ihm, was mir widerfahren war. Er sah die Sache nüchtern und weit weniger tragisch. Seine Menschenkenntnis habe ihn nicht getrogen, meinte er eher erleichtert und ich die Quittung für meine Blindheit noch rechtzeitig erhalten. Hätte ich das Fräulein geheiratet, wäre mir weit grössere Enttäuschung nicht erspart geblieben. Es war mir nur schwacher Trost.

Wenige Tage nach diesem Ereignis traf ein Brief bei mir ein, worin meine Angebetete nochmals ihre Zweifel an meinen ernstesten Absichten unterstrich. Ihr Wille zur Trennung sei unwiderruflich. Wegen Verführung unter Zusage der Ehe verlange sie eine angemessene Entschädigung. Die genannte Abfindungssumme war respektabel. Die Dame und ihre Schwester arbeiteten beide in Anwaltskanzleien, die neben mannigfachen Rechtsstreitigkeiten auch Ehescheidungs- und Alimentationsangelegenheiten bearbeiteten. Das Schreiben an mich dokumentierte, dass meine Ex-Braut mit allen Wassern gewaschen war und glaubte, einige juristische Erfahrung nutzen zu können.

Im Gegensatz zu mir blieb Vater ziemlich gelassen. Er sah seine Meinung über das Mädchen erneut bestätigt. Ich hingegen war erschüttert. Ohne Zweifel mangelte es mir noch an einer Menge Lebenserfahrung.

Vater erbot sich, die Sache für mich in die Hand zu nehmen. Auf den Brief reagierten wir nicht. Prompt traf nach entsprechender Frist ein zweites Schreiben ein, diesmal von einem Anwalt. Es enthielt die gleichen Vorwürfe und eine Zahlungsaufforderung über 20.000 Schilling, damals eine hübsche Stange Geld. Das Fräulein verkaufte sich teuer! Wir weigerten uns den Betrag zu entrichten, worauf mich eine Klage wegen Verführung und nicht eingehaltenem Eheversprechen vor Gericht zitierte. Dort machte ich meine Studien, wie die Dinge so liefen. Aus dem österreichischen Staatsdienst ausgeschiedene Juristen eröffneten vielfach eigene Anwaltskanzleien. Die Staatsanwälte, Richter, Verteidiger kannten sich untereinander oder waren befreundet. Es schien, als seien sich auch der Anwalt meiner Kontrahentin und der Richter nicht fremd. Sie befassten sich nicht erst lange mit mir. Ich wurde kurzerhand zur Zahlung der Abfindung, andernfalls zu Arrest verurteilt. Es drängt sich mir heute der Verdacht auf, dass vielleicht damals schon unterschwelliger Antisemitismus mit im Spiel war.

Mein empörter Anwalt legte sofort Berufung ein. Ein eklatanter Vorfall vor der zweiten Verhandlung gab dem Prozess eine unerwartete Wendung. Unzufrieden mit dem bisherigen Verlauf, wollte meine Verfllossene aufs Ganze gehen. Sie wusste, dass auch mein Bruder eine Bekanntschaft mit einem Mädchen unterhielt. Es war seine Schulfreundin aus Kindertagen. Sie verkehrte bei uns im Haus fast wie eine Tochter.

Kurz vor dem Berufungstermin bekam Berta, Ernsts Freundin, respekteinflüssenden

Besuch. In voller Polizeimontur, seine gesamte Familie im Schlepptau, erschien der Vater meiner abtrünnigen Angebeteten bei ihr zu Hause in Rodaun und versuchte sie zu überreden, sich der Klage gegen ihren Freund, meinen Bruder Ernst, anzuschliessen. Das wäre die Gelegenheit, es den Herzstarks zu zeigen und sie um einiges Geld zu erleichtern. Berta hörte sich das Ansinnen an, hielt sich aber bedeckt und erzählte es meinem Bruder.

Bei der neuerlichen Verhandlung in zweiter Instanz sassen drei oder vier ältere Herren am Richtertisch. Der gegnerische Anwalt brachte wieder schwere Anschuldigungen gegen mich vor, sprach von Verführung, meinem bösen Benehmen und forderte Wiedergutmachung in Form pekuniärer Abfindung. Mein Verteidiger konterte entsprechend. Nach den Plädoyers kam es zur Zeugeneinvernahme. Die Freundin meines Bruders berichtete wahrheitsgemäss, was sich zugetragen hatte. Nun wurde der Vater der «arglistig verführten» Tochter in den Zeugenstand gerufen. Die Richter hörten sich interessiert seine Ausführungen über meine angeblichen Schandtaten an. Kaum hatte er sich Luft gemacht, fragten sie ihn, was ihn bewogen habe, mit Frau und Töchtern nach Rodaun zu fahren? Was er dort von Fräulein Lauf gewollt, ob es irgendwelche Absprachen mit ihr gegeben habe? Grosse Verblüffung, grosses Erschrecken, grosse Verlegenheit, noch grössere Wut, als Hedis Familie merkte, dass sie zu weit gegangen war. Mit dem Abkassieren wurde es nichts. Die ganze Geschichte fiel in sich zusammen, ich wurde freigesprochen. Beim Verlassen des Gerichtssaals entlud sich der Zorn meiner enttäuschten Madonna auf die «Verräterin» beinahe in einem tätlichen Angriff auf sie. Mehr als ein paar Kniffe ins Gesäss brachte sie nicht an. Ihre Flüche und Verwünschungen verfehlten ihre Wirkung.

Man wird verstehen, dass ich nach dieser ernüchternden Erfahrung längere Zeit kein Bedürfnis verspürte, mich mit Vertreterinnen des schönen Geschlechts näher einzulassen. Mein Idealismus war tiefer Enttäuschung gewichen und ich vermied engere Bekanntschaften, um neue Verwicklungen zu vermeiden. Vermehrte Konzentration auf den Beruf lenkte mich ab. Ich hatte einen kleinen Freundeskreis, mit dem ich mich traf, wenn ich in Wien war. Auch die Musik, die ich in meiner kargen Freizeit pflegte, gab mir die Möglichkeit mit netten Menschen zusammenzukommen. Ich verkehrte bei Professor Auber, Mitglied der Philharmoniker, seiner Frau und den opernbegeisterten Töchtern, denen ich mich manchmal anschloss. Natürlich kannte ich eine Anzahl weiterer Damen in meinem Umfeld, aber eigentlich nichts von Belang. An Bekannten mangelte es mir nie, weil es mir nicht schwerfiel, Kontakte zu knüpfen, wenn ich welche suchte. Bei Frauen aber blieb ich zurückhaltend.

Im Jahre 1931 startete man daheim erneut unverhohlene Attacken gegen mein Jungesellendasein. Vater befand, es wäre an der Zeit, mich nach etwas Ernsthaftem um-

zusehen. Als gebranntes Kind war ich nun aber vorsichtig, und das wusste er. Weil er mir helfen wollte, liess er seine Beziehungen zu anderen Industriellenfamilien spielen. Auch über unseren Hausarzt streckte er seine Fühler nach möglichen Heiratskandidatinnen aus. Der empfahl einen Besuch des Nobelsanatoriums in Peyerbach-Reichenau. Das Haus beherbergte sowohl begüterte Kranke wie auch gesunde Feriengäste gehobeneren Standes. Ich erinnere mich, einmal hinausgefahren zu sein, um die Tochter eines Industriellen der Erdölbranche aus Galizien kennen zu lernen. Wir haben uns kurz berochen aber schnell gemerkt, dass wir nicht zusammenpassen. Die Dame hatte ganz andere Vorstellungen von einem Ehe kandidaten und wollte sich genau wie ich nicht verkuppeln lassen. Ich war gar nicht darauf aus, um eine höhere Tochter aus Millionärskreisen zu werben, noch eine solche zu ehelichen, weil ich darin keinen Sinn sah. Diesem Milieu standen wir zu fern. Aus diesem Grund fand ich auch bei meinem Aufenthalt im Südbahnhotel auf dem Semmering im Jahre 1932 dort nicht die Frau fürs Leben.

Erst als Mittdreissiger trug ich mich wieder mit Heiratsgedanken. Meine Auserwählte begleitete mich sogar zur Beerdigung meines Vaters. Der Hitlereinmarsch in Österreich trennte uns. Wegen ihrer jüdischen Abkunft emigrierte sie in die USA. Dort heiratete sie noch während des Krieges einen anderen Mann, dem sie zwei Töchter schenkte. Ich glaube, sie hat eine gute Partie gemacht. Nach Kriegsende sahen wir uns bei ihren sporadischen Besuchen in Europa noch wenige Male wieder, in Salzburg und in Wien, wo ich sie mit meiner späteren Familie bekannt machte.

Ein Vierteljahr nach Vaters Tod wurde ich 36 Jahre alt und war im Gegensatz zu meinem Bruder immer noch ledig. Durch die Zeitumstände dünnte sich mein Bekann tenkreis mehr und mehr aus. Im Herbst 1939 begegnete ich eher zufällig einer jungen Dame, die nach dem Zweiten Weltkrieg meine Frau wurde.

## Begegnungen

In seiner Eigenschaft als Fabrikant, Mitglied des Österreichischen Industriellenverbandes und Eigentümer eines Lichtspieltheaters bekam Vater häufig Einladungen zu den verschiedensten öffentlichen Veranstaltungen und Ereignissen. Er war kein Freund solcher Repräsentationspflichten. In seinen späteren Jahren delegierte er meist mich, wenn ihm eine Teilnahme erforderlich erschien. Bei solchen Gelegenheiten schnupperte ich ein wenig in die Wiener Gesellschaftskreise hinein. Ich selbst lernte auf meinen Reisen viele interessante Menschen, auch bekannte Persönlichkeiten ken-

nen oder hatte das Vergnügen, sie als Unbeteiligter zumindest auf Distanz zu beobachten, was mitunter recht amüsan war.

Im Februar 1932 zeigte Vater sich mir gegenüber sehr nobel und finanzierte mir nach überstandener schwerer Grippe auf Anraten unseres Hausarztes Dr. Smetana einen zweiwöchigen Genesungsurlaub im vornehmen Südbahnhotel auf dem Semmering. Auto mit Chauffeur inbegriffen. Vielleicht mit dem Hintergedanken, dass ich dort nach der für mich so enttäuschend verlaufenen Beziehung zu der Schlange Hedi und danach nur vorsichtigen oberflächlichen Damenbekanntschaften der Frau meines Lebens begegnen könnte. Man hätte mich gerne endlich verheiratet. In dieser Richtung tat sich in der Nobelherberge leider nichts, denn die anwesenden jungen Damen und höheren Töchter frönten mit Vorliebe dem Gesellschaftsklatsch, dem Bridgespiel oder Tennis und das lag nicht auf meiner Linie. Zudem fesselte eine bedeutendere Persönlichkeit als ich die Aufmerksamkeit von Müttern und Töchtern. Bevorzugtes Objekt ihrer Anbetung war der gerade im Hotel zur Erholung weilende bekannte Dichter, Autor gesellschaftskritischer Dramen und Nobelpreisträger für Literatur, Gerhart Hauptmann. Ich hatte das Vergnügen, ihn mehrmals beim Frühstück zu beobachten. Wir waren beide keine Frühaufsteher. Er residierte an einem Ecktisch, in seiner Nähe stets ein halbes Dutzend und mehr schick gekleideter, teils matrosenbehoster Weiblichkeit, die dem Meister huldigte. Der Dichterstern, mit langer weisser Mähne ein wenig den alten Goethe imitierend und sich seiner Würde bewusst, schien sich dabei recht wohl und geschmeichelt zu fühlen. Ich hoffe, er hat sich auf dem Semmering so gut erholt wie ich.

Schauplatz einer weiteren beeindruckenden Begegnung war das kleine nordmährische Städtchen Jauernig. Bei der Stadtverwaltung konnte ich eine ASTRA und eine grosse Vierspeziesmaschine unterbringen. Ich habe sie persönlich angeliefert und bei dieser Gelegenheit gleich die Beamtenschaft instruiert. Damit keine Arbeitszeit verloren ging, fand die Unterweisung an einem Samstag nach Tisch statt. In einem Kassenraum fanden sich sechs bis acht Leute ein. Ich erklärte ihnen zuerst die Funktionen der Maschinen und liess dann wahlweise eine Dame oder einen Herrn selbst probieren. Auf diese Weise hatten wir uns bereits eine Zeit lang beschäftigt. Während ich wieder eine Rechnung demonstrierte, eifrig erklärte und auf Zwischenfragen wartete, wird es plötzlich merkwürdig still hinter meinem Rücken. Ich wusste nicht, was los war und fürchtete, meine Ausführungen seien uninteressant geworden. Als ich mich umwandte, stand ein geistlicher Würdenträger unter den Anwesenden und bedeutete mir, ruhig fortzufahren. Ich hörte, wie ihn einer der Beamten ehrerbietig mit «Eminenz» anredete und ihn davon unterrichtete, dass die Gemeindeverwaltung Rechenmaschinen gekauft habe, deren Bedienung ich gerade erkläre. Es stellte sich heraus, dass mein



neuer Zuhörer Adolf Kardinal Bertram, Erzbischof von Breslau, war, der im Schloss Johannesberg in Jauernig seine Ferien zu verbringen pflegte. Er zeigte grosses Interesse an den Maschinen wie an meiner Vorführung, und ich demonstrierte noch einige Zeit in seinem Beisein weiter. Als Eminenz hörte, dass ich aus Wien komme, verwickelte er mich in ein Gespräch, wir kamen auf uns gemeinsam bekannte Personen, und das Ende vom Lied war, dass er mich nach Abschluss meiner Unterweisung zur Jause zu sich einlud. Ich hatte die Ehre, mich bei bischöflichem Kaffee und Kuchen mit dem Kirchenfürsten über Wien, sein dortiges Studium, über namhafte Wiener Persönlichkeiten und sonstige Begebenheiten fast zwei Stunden lang zu unterhalten. Kardinal Bertram, damals schon über 70 Jahre alt, war ein lebenswürdiger Gastgeber und exzellenter Gesprächspartner. Er starb zwei Monate nach Kriegsende auf Schloss Jauernig.

In der Slowakei gehörten neben vielen anderen auch die Verwaltungen der Bäder am Rande der Kleinen Karpaten zu meinem Kundenkreis. Das bekannteste unter ihnen, Bad Pistyan, wurde speziell von Prominenz bevorzugt. Zu seinen Gästen zählte wiederholt der etwas von Rheuma geplagte Tenor Richard Tauber. Ich erinnere mich, auf ihn aufmerksam gemacht worden zu sein. Später hatte ich Gelegenheit, ihn einmal in Wien aus der Nähe zu erleben. Ein- bis zweimal im Jahr fanden in der Hofburg Empfänge statt, zu denen das Bundeskanzleramt Diplomaten, Künstler, Wirtschaftskapitäne und andere Prominenz einlud. Auch an Vater war eine solche Einladung ergangen. Er hatte keine Lust hinzugehen und überliess mir die Ehre. Ich kam mir in der hochnoblen Gesellschaft ziemlich verlassen und etwas «nackt» vor. Zwar war auch ich gut gekleidet, konnte aber keine Orden vorweisen wie die vielen anderen, die mit den verschiedensten, mir nicht bekannten Auszeichnungen behangen herumstanden oder durch die Räume flanierten. Unter den Geladenen entdeckte ich Richard Tauber. Er war sehr gross und trug sein unvermeidliches Monokel. Auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn als Sänger erfreute er sich natürlich grosser Bekanntheit. Mit einer Hand an den Rahmen einer zwischen zwei Sälen geöffneten grossen Flügeltür gestützt, tat er, als ob er uninteressiert über die Menge hinwegblicke. In Wirklichkeit äugte er nach Bewunderern. Ich beobachtete amüsiert, wie er sich geschmeichelt fühlte, wenn vornehmlich junge Damen an ihn herantraten und hingerissen «Meister, bitte ein Autogramm» hauchten. Scheinbar gelangweilt und mit ziemlich herablassender Miene kritzelte er seinen Namen auf das hingereichte Papier. Es war nicht zu übersehen, dass er dabei aus den Augenwinkeln schon auf die nächste Beute lauerte. Kleine Eitelkeit grosser Künstler!

Mit Josef Schmidt, seinem Gegenpol, auch bekannte Sängerpersönlichkeit des 20. Jahrhunderts, sass ich in den Dreissigerjahren nach einer Filmpremiere beim anschliessenden Galadiner an einem Tisch. Schmidt hatte eine herrlich strahlende, hohe

Tenorstimme, war aber im Gegensatz zu Tauber sehr klein und zierlich und deshalb für die Opernbühne wenig geeignet. Seinen kurzen Wuchs suchte er durch erhöhte Schuhabsätze ein wenig auszugleichen. Er sang die grossen Tenorpartien hauptsächlich in Konzerten, im Rundfunk, für Schallplattenaufnahmen. Daneben drehte er einige Musikfilme mit ihm als Hauptdarsteller. Eine seiner Partnerinnen in dem Streifen, dessen Erstaufführung ich mitfeierte, war Evi Panzner. Ich fuhr damals einen fast neuen, eleganten Chrysler und war aus diesem Grund gebeten worden, Fräulein Panzner zur Filmgala in unseren Kristall-Palast zu bringen. Es war ein feuchtkalter Spätherbst- oder Winterabend. Auf Strassen und Trottoirs lag schmutziger Schneematsch. Wie verabredet, fuhr ich zu einem Haus irgendwo im VIII. Bezirk und wartete auf der Strasse neben meinem Wagen, den Blick in den beleuchteten Flur gerichtet. Es dauerte nicht lange, da kam Evi in einem traumhaften weissen Abendkleid mit schwingendem Rock in Begleitung ihrer Mutter die Treppe herab gerauscht. Sie schwebte geradezu über die Stufen. Ich begrüßte die Damen an der Haustüre und öffnete den Wagenschlag. Evi raffte ihre lange Robe zusammen und versuchte, rasch in das Auto zu gelangen. Ehe ich ihr mein Geleit anbieten konnte, rutschte sie vom glatten Gehsteig ab, geriet mit den Beinen unter das Trittbrett des Wagens, verlor die Balance und setzte sich in dem schönen Kleid mitten in den Matsch. Verwirrung, dann grosses Entsetzen bei den Damen, Gezeter, Weinen und Wehklagen. Mutter und derangierte Tochter verschwanden noch einmal nach oben, um die Garderobe einigermaßen in Ordnung zu bringen. Der zweite Versuch, ins Auto zu steigen, erfolgte etwas vorsichtiger und gelang. Mir fiel an dem Abendkleid kein Makel auf. Wir waren zwar etwas in Zeitnot geraten, erreichten die Vorstellung aber noch rechtzeitig. Anschliessend fand in einem Praterrestaurant das besagte Festessen statt, dem ich als eher stiller Beobachter beiwohnte. Evi Panzner hat meines Wissens in noch einem Film mitgewirkt und sich eine Zeit lang auch im Kabarett von Karl Farkas betätigt. Später wurde es still um sie. Zur ganz grossen Karriere hat es wohl nicht gereicht. Was aus ihr geworden ist, weiss ich nicht. Ihr damaliger Filmpartner, Josef Schmidt, starb, wie bekannt, auf der Flucht vor den Nazis im Jahre 1942 in einem Schweizer Internierungslager.

Wir hatten in der Folge in unserem Kino noch einige andere Premieren. Ich erinnere mich an einen netten Film mit dem Titel «Audienz in Ischl» mit einer Hansi Giese, der sehr erfolgreich lief. Solche Veranstaltungen fielen später aber mehr in die Kompetenz meines Bruders.

Anlässlich eines Aufenthalts in Salzburg war es mir vergönnt, Max Reinhardt bei der Probenarbeit zu einer Freilichtaufführung von Shakespeares phantastischer Komödie «Ein Sommernachtstraum» zu erleben. Ob im Park des Schlosses Kiessheim oder in Reinhardts eigenem Park um Schloss Leopoldskron ist mir entfallen. Ich glaube, dass mir die Damen Heiling, Bekannte in Salzburg, Zutritt zu der Probe ver-

schaften. Nicht weit von Reinhardts Regiepult entfernt verfolgte ich das szenische Geschehen. Ein lauer Sommerabend unterstrich die Verzauberung, die von dem Stück ausging. Mir schien alles vollendet. Mitten in einer Szene aber klatschte Reinhardt in die Hände und gebot Einhalt. Was hatte ihm missfallen? Er stand auf, übernahm die Rolle des gerade agierenden Schauspielers, begann zu deklamieren und der Figur das Profil zu geben, wie er es sich dachte. Welch ein Unterschied! Was ich für unübertrefflich gehalten hatte, wurde lebendiger, eindrucksvoller, bekam erst jetzt richtig Farbe. Reinhardt verstand es mit Bravour, seine Auffassung zu demonstrieren und auf die Schauspieler zu übertragen. Der Abend war ein Genuss und unauslöschliches Erlebnis.

Mein Privatleben, wenn ich Zeit dazu fand, spielte sich vorwiegend in Gesellschaft von kunstbeflissenen, schöngestig veranlagten Menschen ab. Besonders enge Kontakte pflegte ich zur Musikszene und war, obwohl nur Amateur, bei den Leuten wohlgehten. Es dürfte im Jahr 1937 gewesen sein, als ich in einen Kreis geriet, der sich im «Salon Levirth» zusammenfand. Die Dame des Hauses, eine junge geschiedene Frau mit sehr gepflegten Manieren, war die Nichte von Kommerzialrat Schallinger, Besitzer des Wiener Grandhotels und einer grossen Baufirma in Brünn. Frau Levirth war stark musisch angehaucht und versammelte regelmässig Gäste aus den verschiedensten Kunstrichtungen um sich, darunter immer wieder bekannte Musiker. Ich lernte in ihrem Salon den Kapellmeister Pfeffer kennen, der vorübergehend an der Volksoper dirigierte, begegnete hier anlässlich eines Wiener Gastspiels der finnischen Sängerin Auliki Rautawara, erinnere mich an den Librettisten und Kabarettisten Rudolf Österreicher, ein Mann von ziemlichem Bekanntheitsgrad, um nur einige von den Herrschaften zu nennen, die im Salon Levirth verkehrten. Ich war eigentlich der Unbedeutendste in der illustren Gesellschaft, aber von allen angenommen und integriert. Frau Levirth lud mich wiederholt zu sich ein und ich hoffe, mich dieses Vorzugs würdig erwiesen zu haben.

Wir Salon-Gäste trafen auch in der ersten Zeit nach der Besetzung Österreichs durch Hitler noch einige Male zusammen. Eines Tages erschien Kommerzialrat Schallinger aus Brünn und riet Frau Levirth, Wien zu verlassen. Er ermöglichte ihr die Ausreise, meines Erinnerns zunächst nach Abessinien. So löste sich der Kreis auf. Von den Leuten, die ich dort kennengelernt habe, bin ich nach dem Krieg nur noch Rudolf Österreicher einmal begegnet, als ich 1945 für kurze Zeit nach Wien zurückkehrte. Es ergab sich aber kein näherer Kontakt mehr, weil ich damals andere Sorgen hatte und mich bereits mit dem Gedanken trug, auszuwandern.

Im Musiker milieu der Dreissiger) ahre kannte ich, wie erwähnt, eine ganze Reihe bekannte und weniger bekannte Leute. Unter ihnen befand sich eine Violinistin, Erika von Revaly. Die Familie war ungarischer Abstammung.

Frau von Revaly unterhielt im VI. Wiener Bezirk in der Luftbadgasse ein Musikatelier, wo sie auch Unterricht gab. Von Zeit zu Zeit veranstaltete sie dort Konzerte in privatem Rahmen. Im Januar 1938 lud sie zu einer solch kleinen Soiree den Dirigenten, Komponisten, Musikschriftsteller, einige Jahre Direktor der Hofoper, später der Volksoper, Felix von Weingartner, ein. Auch seine Frau, die sich unter dem Pseudonym Carmen Studer schriftstellerisch versuchte, war anwesend. Zu den Gästen zählte auch Wilhelm Kienzl, Komponist der Oper «Der Evangelimann». Der damals 80-jährige Herr mit langem weissem Haupthaar und Bart fungierte in Wien als Musikkritiker und war vielleicht in dieser Eigenschaft zugegen. Auch mir wurde der Vorzug einer Einladung zuteil. Ich war, wie so oft, der einzige Laie unter der ausgewählten Gästeschar, die noch etwa ein Dutzend Wiener Philharmoniker mit ihren Damen ergänzte. Die Veranstaltung begann um die Teezeit. Frau von Revaly stellte die Anwesenden einander vor. Mich reichte sie als Verwandten von Fritz Kreisler herum. Als Felix von Weingartner dies hörte, unterhielt er sich längere Zeit mit mir. Gegen 19 Uhr begann sich der Kreis aufzulösen. Da Weingartner sich mir gegenüber sehr freundlich gezeigt hatte, wagte ich es ihm anzubieten, ihn und seine Frau mit meinem Wagen zu seinem Domizil, dem Hotel Imperial, zurückzubringen. Dort angekommen, lud mich das Ehepaar ein, ihm noch etwas Gesellschaft zu leisten. Wir sassen gemütlich in einer Nische, und ich genoss die Gunst, an die zwei Stunden ganz privat und ungezwungen mit dem bekannten Dirigenten und seiner Frau zu plaudern. Felix von Weingartner erkundigte sich nach meinem Vater, unserer Arbeit, ganz speziell aber nach Fritz Kreisler, mit dem er einige Konzerte auf Schallplatten aufgenommen hatte und ihn daher näher kannte. Ich wiederum besass einige Einspielungen von Beethoven-Sinfonien mit Weingartner als Dirigent, die ich auszugsweise auf dem Klavier spielen konnte. Auf dieser Basis führten wir angeregte Gespräche. Weingartner fürchtete bereits zu diesem Zeitpunkt, dass Österreich in Kürze seine Selbstständigkeit verlieren und durch Hitler dem Deutschen Reich einverleibt werden würde. Er warnte vor der braunen Gefahr. Er selbst stand kurz vor einer Tournee nach Japan und war entschlossen, sich Hitlers Einflussbereich zu entziehen. Es gelang ihm später, sich in der Schweiz niederzulassen, wo er 1942 im Alter von 79 Jahren starb. Mir blieb der Abend mit dem grossen Dirigenten unvergessen.

Kurz erwähnenswert ist vielleicht noch mein «Abenteuer» mit einer mir zunächst fremden Dame. Irgendwann in den ersten Kriegstagen, als die Verdunkelung bereits Pflicht und die Strassen Wiens ziemlich finster waren, sprach mich auf dem Heimweg von der Innenstadt in der Strassenbahn eine mir Unbekannte an und bat mich inständig und verängstigt, mich ihr anzuschliessen. Sie fühle sich von irgendwelchen Uniformträgern verfolgt und traue sich nicht, von der Station, an der sie aussteigen musste,

allein nach Hause zu gehen. Ich erwies ihr den erbetenen Kavaliersdienst. Wir erreichten unbelästigt ihr Domizil, und ich verabschiedete mich. Zum Dank für die «Rettung» bekam ich Theaterkarten übersandt. Es stellte sich heraus, dass ich Maria Andergast heimgeleitet hatte, bekannte Schauspielerin bei Theater und Film, nach dem Krieg unter anderem Interpretin des Schlagers «Mari- andl, – andl, – andl, du hast mein Herz am Bandl, Bandl...» So weit ist es bei mir nicht gekommen.



*Curt Herzstark (Bildmitte rückwärts) als Gast einer Soiree im Herbst 1937 in Wien zu Ehren des Komponisten Wilhelm Kienzl (Mitte sitzend) und des Dirigenten Felix von Weingartner mit Frau (rechts neben Kienzl) im Kreise von Mitgliedern der Wiener Philharmoniker*

Über meine frühe Bekanntschaft mit den Sängerinnen Anni und Hilde Konetzni habe ich an anderer Stelle bereits ausführlich berichtet.

Im Verlaufe meines Lebens kreuzten unzählige Menschen meinen Weg. Viele, an die ich gerne zurückdenke, auch wenn sie nicht prominent waren, ihnen bin ich dankbar, manche Personen und Persönlichkeiten, denen ich lieber nicht über den Weg gelaufen wäre, ihnen versuche ich nichts nachzutragen. Alle Begegnungen aber haben wohl ihren Sinn gehabt und mein Leben, wie auch immer, mitgeprägt.

# Erfindung der Taschenrechenmaschine

## Erfindung der Taschenrechenmaschine – später CURTA genannt

**B**ald nach dem Ersten Weltkrieg gab es in der Branche bereits Überlegungen, die herkömmlichen, mit fünf bis sechs Kilogramm sehr schweren Büromaschinen zu verkleinern und sie leichter und handlicher zu gestalten. Erst vereinzelt, dann immer häufiger wurde in Kundenkreisen die Frage nach einer Rechenmaschine laut, die alle vier Grundrechenarten bewältigen, aber so klein sein sollte, dass man sie auch mit sich führen könnte. Auf meinen Reisen wurde auch an mich dieser Wunsch wiederholt herangetragen. Einzige Alternative im Kleinformat war der Rechenschieber. Jeder Techniker, der etwas auf sich hielt, trug ihn in der Brusttasche. Er eignete sich aber nur zu approximativem Rechnen, für einfache Multiplikationen, Divisionen oder eine Kubatur, bei denen es auf grosse Genauigkeit nicht ankam. Für kommerzielle Zwecke war er ungeeignet, weil man damit weder addieren noch subtrahieren konnte. Dieses Gerät hat möglicherweise den Wunsch nach einer Taschenrechenmaschine mit Maximalleistung wachgerufen.

Im Jahre 1928 begann das Problem sich in meinem Kopf festzusetzen. Auf der Internationalen Büromaschinenausstellung am Funkturm in Berlin, wo der MULTIMATOR grosses Aufsehen erregte, kamen Vater und ich unwillkürlich mit zahlreichen Fachleuten in Kontakt. Dabei wurde bereits über das Thema Kleinrechenmaschine diskutiert.

An einem der ersten Messetage bin ich mit Vater abends von unserem Stand langsam an den Ausstellungsständen der Konkurrenz vorbei zum Ausgang gebummelt. Während wir uns deren Angebote angesehen haben, meinte Vater plötzlich: «Etwas fehlt auf dem Markt: Kein Einziger hat eine Kleinrechenmaschine. Wenn Du so etwas fertigbrächtest, wäre das eine feine Sache». Vater war damals sehr stolz auf mich, weil der Multimotor so gut eingeschlagen hatte. Er nahm mich technisch ernst und traute mir allerhand zu. Durch einen Monopolartikel hätten wir uns wieder unabhängig von Zulieferern machen können.

Dieses Ziel vor Augen und derart ermuntert, liess mich die Idee nicht mehr los. Wieder daheim, begann ich über eine Rechenmaschine im Kleinformat nachzudenken.

Neben mir befassten sich vielleicht ein halbes Dutzend Konstrukteure bei den verschiedenen Herstellern mit dem gleichen Problem. Aber alle, auch ich selbst, haben ursprünglich lediglich versucht, die bestehenden Systeme zu verkleinern. Auf diese Weise aber liess sich keine Maschine entwickeln, die man hätte in die Tasche stecken können. Vom feinmechanischen Standpunkt aus war eine massstäbliche Verkleinerung bis zum Taschenformat durchaus machbar, doch wären dadurch auch die Bedienungsorgane so klein geworden, dass sie nicht mehr der menschlichen Hand entsprochen hätten. Ich wollte aber nicht eine technische Leistung vollbringen, die kein Mensch brauchen kann, sondern einen Bedarf befriedigen. Wenn ich etwas entwickelte, sagte ich mir, muss es voll funktionsfähig sein und sich verkaufen lassen. Da ich auf dem herkömmlichen Weg nicht weiterkam, begann ich das Pferd vom Schwanz her aufzuzäumen. Ich stellte mir vor, von der Technik her hätte ich alles bereits erfunden. Wie müsste dann rein hypothetisch die Rechenmaschine im Taschenformat aussehen, welche Form haben, was alles leisten, um sozusagen «kinderleicht» bedient werden zu können? Vom Standpunkt des künftigen Benützers ausgehend, kam mir nach eingehendem Nachdenken der Einfall, dem Gehäuse in Anlehnung an ein Wasserglas eine Zylinderform zu geben, die sich der menschlichen Hand gut anpasst. Man könnte riskieren, auf einem Rundbau die Zahlen wie auf der Wählscheibe eines Telefons im Kreis anzuordnen. Auf der dem Auge zugekehrten Zylinderseite müsste das Einstellwerk platziert sein, das Resultat sich in der oberen Kreisfläche ablesen lassen. Die Ausführung der Rechenvorgänge liesse sich durch eine oben angebrachte Kurbel bewerkstelligen.

Als ich mir über Form und Handhabung im Klaren war, ergab es sich von selbst, den gesamten Antrieb über eine Mittelachse laufen zu lassen und die einzelnen Dekaden durch eine Drehbewegung zu bedienen. Während bei linearem Antrieb für jede einzelne Dekade ein separates Antriebselement notwendig war, ging ich davon aus, die Maschine um eine Staffelwalze herum zu bauen. Dadurch ergab sich als weiterer grosser Vorteil, dass es durch Vergrösserung des Umfanges möglich war, beliebig viele Stellen unterzubringen.

Um 1930 war ich mit meiner gedanklichen Grundkonzeption im Prinzip fertig. Bevor ich daran ging zu konstruieren, hatte ich bereits eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wie die Maschine angelegt sein und aussehen sollte, damit man sie verkaufen und möglichst langfristig benutzen könnte.

Immer wieder unterbrochen durch intensive Reisetätigkeit, habe ich mich mit der Idee weiter befasst und in einem nächsten Schritt versucht, die schon bekannte Staffelwalze in eine solch kleine Rundform zu integrieren. Ein mir zunächst unlösbar scheinendes Problem auf der herkömmlichen Staffelwalze bereitete mir die Subtraktion und Division. Sie durch einfache Rückwärtsdrehung der Kurbel auszuführen, war

nicht möglich. Dazu wäre der Einbau eines Wendegetriebes notwendig gewesen. Auf dem Papier war das machbar, hätte aber zur Folge gehabt, dass die Maschine wieder grösser und weniger robust geworden wäre. Es lag mir aber nicht daran, ein feinmechanisches Wunderwerk zu bauen, das sich schnell abnutzt, sondern ein wirklich brauchbares Gerät mit robustem Innenleben und entsprechend langer Lebensdauer zu entwickeln. Anfang der Dreissigerjahre hatte ich erste Skizzen fertig. Auch eine Zeichnung der Staffelwalze existierte bereits. Nach wie vor aber bereitete mir das Problem der Subtraktion bzw. Division Kopfzerbrechen. Die Lösung wollte und wollte mir nicht einfallen.

Vaters plötzlicher Tod am 24. Oktober 1937 unterbrach vorübergehend meine Gedankengänge. Nachdem ich nun jahrelang mit ihm aktiv zusammengearbeitet hatte, sollte ich auf Wunsch von Mutter, die Universalerbin war, den Betrieb übernehmen. Bald nach der Beerdigung machte ich mich auf den Weg zu unseren Geschäftspartnern. Zuerst war ich bei ASTRA in Chemnitz, dann reiste ich zu Mathias Bäuerle nach St. Georgen im Schwarzwald. Ich kannte die Leute zwar alle, wollte mich aber als designierter Juniorchef des Rechenmaschinenwerks AUSTRIA, Herzstark & Co., vorstellen und mich der weiteren Zusammenarbeit versichern. Während der Rückfahrt im Schnellzug vom Schwarzwald nach Hause hatte ich Zeit, über meine kleine Rechenmaschine nachzudenken. Am Bodensee, in der Gegend von Lindau, ist mir auf einmal der Gedanke gekommen, ich könnte durch einen reinen Additionsvorgang die Subtraktion durchführen, indem ich sie vortäusche. Von den Burroughs-Additionsmaschinen war mir bekannt, dass sich eine fehlerhaft eingetippte und ausgedruckte Zahl rückgängig machen liess, wenn man eine weitere Zahl hinzuaddierte, die als Summe lauter Nullen und nur an der ersten Stelle eine 1 ergab. Beispielsweise  $856 + 144 = 1.000$ . Auf diese Weise bekam man die falsche Zahl aus der Maschine heraus. Ich habe mir also gedacht, dass es möglich sein müsste, die Staffelwalze so anzulegen, dass sie in einer Stellung die normale Rechenleistung durchführt, in einer zweiten durch Axialverschiebung die Komplementärzahlen dazuzählt, die dann als Subtraktions- bzw. Divisionsergebnis im Resultatwerk erscheinen. Wenn es mir gelänge, das technisch zu lösen, wäre die Vierspezies-Taschenrechenmaschine Wirklichkeit.

Wieder in Wien, habe ich mich intensiv mit dem Konstruktionsproblem der Staffelwalze befasst und erkannt, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Als ich in der Werkstatt Meister Schweiger und einigen Mechanikern meine Idee vortrug, hat man mich zuerst ausgelacht. «Aber Herr Curt», hiess es skeptisch, «die Amerikaner haben so etwas bisher nicht fertiggebracht, und Sie wollen das machen?». Daraufhin liess ich eine ganz primitive Maschine in einem grösseren Massstab anfertigen, um zu beweisen, dass das Prinzip mit der Komplementäraddition für Subtraktion und Division

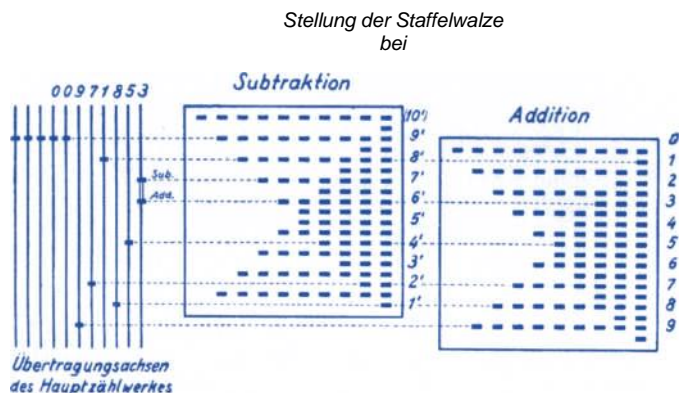


funktioniert. Und es funktionierte! Diesen Prototyp habe ich absichtlich grösser und gröber gebaut und mich auf das Wesentliche beschränkt, um nicht zu zeigen, wie weit ich wirklich bin. Wäre der Konkurrenz bekannt geworden woran ich arbeite, hätte mich die ganze Meute habgierig überfallen. Und zu einer eventuellen Verteidigung von Patenten fehlte mir und unserer Firma das Kapital.

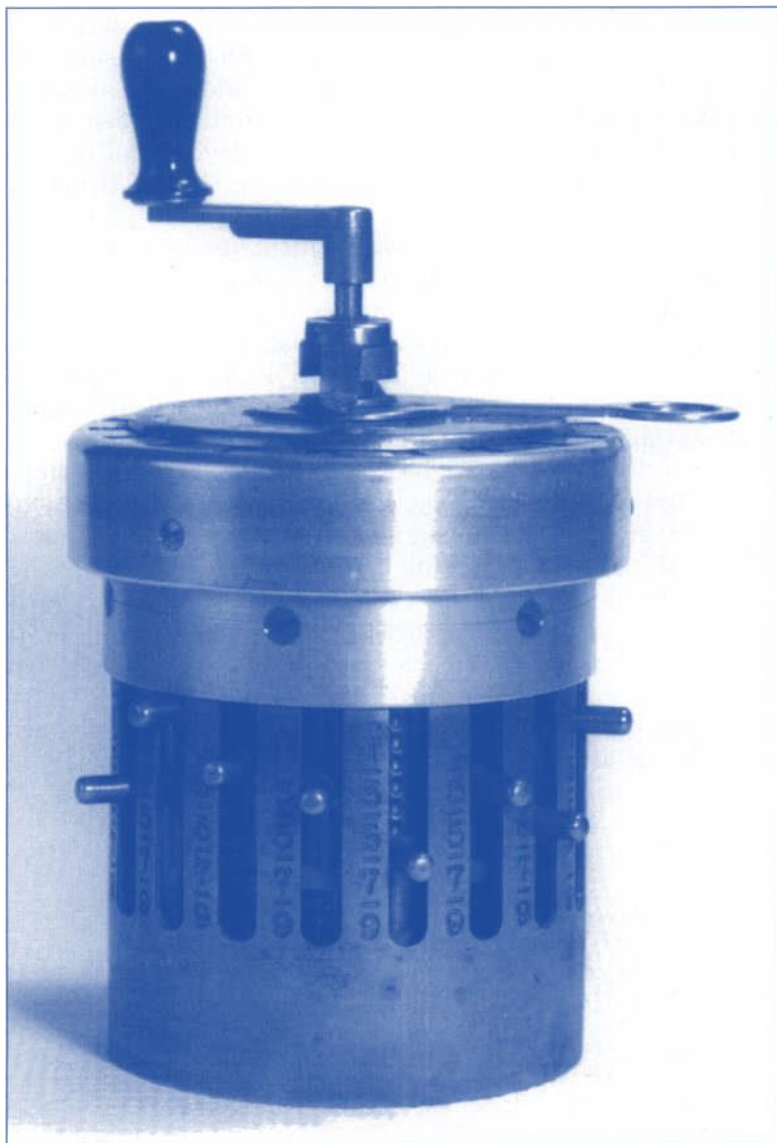
Im Frühjahr 1938 meldete ich beim Wiener Patentamt die zwei wesentlichsten Erfindungen an. Dabei habe ich nur das Prinzip der Stufenwalze exakt dargestellt, den Rest aber verzeichnet, damit die Sache weitgehend unklar blieb. Ich wollte die Patentanmeldung, die zwei Monate nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich erfolgte, nur deshalb rasch über die Bühne bringen, weil die Aussichten für unseren Betrieb unsicher wurden, und ich inzwischen wusste, dass ich als Halbjude nie Betriebsinhaber werden konnte.

Am 19.08.1938 wurde das Patent für die Komplementärverzahnung unter der Nummer 747 073 und am 13.04.1939 das Patent für die Untersetzung unter der Nr. 747 074 erteilt. Danach habe ich die Unterlagen in die Schublade gelegt, da nicht abzusehen war, was mit mir und unserem Betrieb geschehen würde. Ich wollte mein Wissen nicht unnötig preisgeben, weil es mein letztes geistiges Kapital darstellte, mit dem sich in vielleicht wieder besseren Zeiten ein Betrieb mit einem konkurrenzlosen Artikel aufbauen liess, wie er Vater und mir immer vorgeschwebt hatte.

Es tat mir sehr leid, dass Vater die Fertigentwicklung des Taschenrechners nicht mehr erleben durfte. Er hätte sicher seine Freude daran gehabt.



*Schema und Wirkungsweise der Herzstarkschen Staffelwalze*



*Erstes Versuchsmodell der Vierspezies-Taschenrechenmaschine, später CURTA genannt. Konstruiert von Curt Herzstark zwischen 1930-1938, montiert im elterlichen Betrieb Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co. in Wien.*

*Nach Prüfung der Funktionsfähigkeit erste Hauptpatente angemeldet: Komplementärstaffelwalze – erteilt am 19.08.1938 DRP 747 073, Untersetzung – erteilt am 13.04.1939 DRP 747 074*

# Herzstark & Co. unter Hitler – Lehrenbau

## Situation der Firma Herzstark & Co. nach Hitlers Einmarsch in Österreich

**G**egen Ende der Dreissiger Jahre stand das Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark Co. dank grosser Anstrengungen aller Beteiligten wieder auf recht solider Basis. Zu dieser Zeit war Vater nur noch nominell Firmenchef. Die Hauptlast der Verantwortung trugen ich, Mutter, Major Kastranek als tüchtige Stütze im Verkauf und unser Vertreterstab. Wenn sich der Wunsch, ganz auf eigene Füße zu kommen wie vor dem Ersten Weltkrieg, auch nicht erfüllt hatte, konnten wir vor allem durch das Multimotor-Geschäft unsere Umsätze kontinuierlich steigern. Nach meiner Erinnerung erreichten wir als höchsten Jahresumsatz einmal vier Millionen Schilling. Zum Vergleich: Ein guter Arbeiter bekam einen Stundenlohn von 1.50 Schilling, für ein Mittagessen in einem guten Restaurant musste man drei, bei Sacher acht Schilling bezahlen. Ein Ingenieur verdiente im Monat zwischen 400 und 500 Schilling.

Während Vater 1913/14 etwa 110 Leute beschäftigte, hatte sich der Personalstand 25 Jahre später auf ca. 70 Beschäftigte eingependelt. Mit dem verdienten Geld gingen wir sparsam um. Die erzielten Gewinne investierten wir in erster Linie in die ständige Erneuerung des Werkzeugmaschinenparks, der insgesamt um die 80 Drehbänke, Bohr- und Fräsmaschinen und sonstiges wichtiges Werkzeug umfasste. Während meiner Volontärzeit in Deutschland war mir aufgefallen, wie fortschrittlich die deutsche Industrie gegenüber der österreichischen auf dem Gebiet der maschinellen Einrichtungen war. Es lag mir deshalb daran, unsere Werkstatteinrichtung stets auf dem neuesten Stand zu halten. Ich darf ohne Übertreibung sagen, dass die kleine Firma Herzstark & Co. im Vergleich mit anderen Durchschnittsbetrieben der österreichischen Feinmechanikindustrie bestimmt eine Klasse höher stand.

Nicht unbeträchtliche Geldbeträge flossen in das Kino. Der Unterhalt unseres kombinierten Betriebs-/Wohngebäudes, die Villa in Rodaun mit ständigem Hausmeister, der zwei bis drei vornehmlich amerikanische Autos umfassende Wagenpark erforderten ebenfalls laufende Ausgaben, die verdient sein wollten. Aber das Geschäft lief und es bestand kein Anlass zur Sorge.

Meine Familie erhob nicht den Anspruch, zum Wiener Grossbürgertum zu gehören wie Rothschild oder ähnlich vermögende Leute. Die Eltern liebten einen einfacheren Lebensstil. Gemessen an einem normalen Beamten oder Angestellten konnten wir uns aber als wohlhabend bezeichnen. Ich selbst bezog von der Firma Herzstark & Co. ein festes Gehalt und habe zusammen mit Provisionen aus meiner Verkaufstätigkeit bis 1938 gut verdient.

Nach dem Tod von Vater wurde unsere Mutter Alleinerbin des gesamten Besitzes. Wir Kinder erhielten nur den Pflichtteil. Grundlage war ein Testament aus dem Jahre 1913, in dem sich die Ehegatten im Todesfall gegenseitig zu Universalerben eingesetzt hatten, um Erbstreitigkeiten auszuschliessen. Es war aber bereits besprochen, dass ich den Herzstark-Betrieb bekomme, mein Bruder das Kino übernimmt und wir beide vertraglich verpflichtet werden, an unsere nunmehr 62-jährige Mutter zur Sicherung ihres Lebensunterhalts je zur Hälfte eine angemessene Rente zu zahlen. Sie selbst wollte sich in der Fabrik gerne weiter um die Buchhaltung kümmern. Ich begrüßte ihren Entschluss, weil sie dort seit 30 Jahren in ihrem Element war und viel von der Sache verstand. Mit Mutter als fähiger Mitarbeiterin blieb mir der Rücken frei für alle anderen Aufgaben, die mit der Leitung des Betriebes auf mich zukamen.

Entsprechende Verträge über die Erbteilung waren bereits aufgesetzt. Kurz vor der amtlichen Durchführung marschierte im März 1938 Hitler in Österreich ein. Dadurch ergab sich eine völlig neue Situation.

Im ganzen Land, vornehmlich in Wien, brach der schon lange unterschwellig brodelnde Antisemitismus ungeniert aus und es begann eine grosse Judenhatz. Alles, was auch nur im Entferntesten nach Jude roch, wurde von bisher aus dem Untergrund agierenden Hitler-Anhängern nun offen beschimpft und gedemütigt. Es blieb mir nicht erspart zu sehen, wie uniformierte Gesellen mit Hakenkreuzarmbinde auf der Ringstrasse jüdische Geschäftsfrauen aus den Häusern trieben und sie zwangen, auf den Knien zuvor mutwillig beschmierte Gehsteige zu reinigen. Es war keine Heldentat dieser Herrenmenschen, noch der zivilen Zuschauer, auf diese unschuldigen Kreaturen hinabzublicken, vor ihnen auszuspucken, hämische Bemerkungen zu machen und sich bei «Juda-verrecke»-Gebrüll über diese Erniedrigung zu amüsieren. Rückblickend habe ich wenig Achtung vor meinen «lieben» Wienern und vielen anderen Österreichern, die sich heute nicht ungerne als «okkupiert» betrachten!

Auch wir Herzstarks hatten über Nacht Neider unter den neuen Mächtigen und erkannten schnell, dass unser gesamtes Erbe verloren gehen würde, wenn mein Bruder und ich es anträten. Als Halbjuden durften wir keinen Betrieb besitzen oder leiten. Auf kulturellem Gebiet herrschten besonders strenge Vorschriften. Für die Führung eines Kinos war der grosse Ariernachweis bis zur 16. Linie erforderlich. Deshalb hielten

wir es für geraten, die geplanten Vereinbarungen mit Mutter erst einmal in der Versenkung verschwinden und Gras darüber wachsen zu lassen. Für mich sollte das leider auch nach Kriegsschluss noch fatale Folgen haben.

Als glücklicher Zufall erwies es sich, dass uns einige Jahre hindurch die Rechtsanwaltskanzlei Seyss-Inquart bei Industrieprozessen und ähnlichen Fällen vertreten hatte. Arthur Seyss-Inquart selbst kannte ich als bis dahin eher harmlosen Menschen denn als bösen Nazi. Aus katholisch geprägtem Umfeld stammend, hat er sich als Student mit deutschnationalem Gedankengut infiziert. Der Weg zum Nationalsozialismus war dann nicht mehr weit. 1938 kurz österreichischer Innenminister, schliesslich wenige Tage Bundeskanzler, avancierte er unter Hitler zum Reichsstatthalter von Wien, ehe er ab 1940 als Reichskommissar für das besetzte Holland Karriere bis zum Galgen machte. Mutter wandte sich an seine Kanzlei, von der sie annahm, dass sie mit den Nürnberger Gesetzen bestens vertraut war. Nach Vorlage entsprechender Dokumente erhielt sie als Witwe mit rein arischen Vorfahren binnen Kurzem den Ariernachweis. Der Ortsgruppe wurde gemeldet, dass die Firma Herzstark & Co. aufgrund eines unwiderlegbaren Testaments aus dem Jahr 1913, ebenso wie das Kino im Prater und alle anderen Liegenschaften Frau Marie Herzstark gehören, damit in arischem Besitz sind und nicht konfisziert werden können. Wir durften sogar unsere Autos behalten. In den Augen der Parteigenossen allerdings behielten wir unser zweifelhaftes Flair, denn wir Söhne, wenn auch nur als Angestellte der Mutter tätig, blieben rassistisch eben Halbjuden. Spürbare Missgunst verfolgte uns ständig und es war abzusehen, dass die nächstbeste Gelegenheit genutzt werden würde, uns eins auszuwischen. Unsere geschäftliche Lage war innerhalb weniger Wochen ziemlich hoffnungslos geworden. Die ASTRA-Werke in Chemnitz hatten sämtliche noch laufenden Lieferverträge für null und nichtig erklärt, und auch die Firma Mathias Bäuerle kündigte uns die Zusammenarbeit auf. Damit kam das Multimotor-Geschäft, der Verkauf elektrischer Maschinen aus Rohwerken von Bäuerle sowie der gesamte Handel mit Rechenmaschinen vollkommen zum Erliegen. Auf diese Weise wurden wir als Konkurrenten im jetzt eigenen Land, dazu vermeintlich nicht arisch, elegant ausgeschaltet. Die schon immer gefürchtete Abhängigkeit von Zulieferern rächte sich nun bitter. Mit der Aufarbeitung letzter Vorräte und Reparaturen beschäftigten wir die Belegschaft vorerst weiter. Unsere Mitarbeiter waren alle hochqualifizierte Leute, überwiegend sozialistischer Gesinnung wie ihr ehemaliger Seniorchef, aber keine Krakeeler. Ich hatte im Betrieb nie Schwierigkeiten mit dem Personal, und es hielt uns auch jetzt die Treue. Lange konnte sich die Firma so aber nicht mehr über Wasser halten. Was dann?

## Lehrenbau

Im Mai 1938, nach zweimonatiger angstvoller Schweben in luftleerem Raum und mit der Sorge, alles zu verlieren, ereignete sich ein kleines Wunder. Eines Tages, um die Monatsmitte, hielt zu unser aller Verwunderung ein grosser Horch vor der Tür. Ihm entstiegen zwei höhere Offiziere und drei Zivilisten. Sie kamen herauf ins Büro und verlangten den Firmeninhaber zu sprechen. Als Mutter erschien, waren sie sichtlich verwundert und leicht skeptisch. Im Laufe der Unterhaltung merkten sie bald, dass sie es mit einer versierten Geschäftsfrau zu tun hatten. Als General Rügamer, Oberst Sommer und ihre drei Begleiter nach dem Betriebsleiter verlangten, holte man mich aus der Werkstatt. Für Aussenstehende war ich Angestellter meiner Mutter, nach deren Direktiven ich mich – pro forma – zu richten hatte. Die Herren waren im Bilde, dass ich Mischling bin, haben mich aber nüchtern und ruhig empfangen und mich über unsere Produktion und andere technische Details befragt. Nach kurzer Zeit war ihnen, insbesondere den Zivilisten, klar, dass vor ihnen ein Fachmann stand. Anschliessend an das Gespräch führte ich die Kommission durch die Fertigungsräume. Unser Betrieb war nicht übermässig gross, die gesamte Einrichtung einschliesslich aller Präzisions-Werkzeugmaschinen befand sich aber in tadellosem Zustand, ein Zeichen für die Herren, dass er mustergültig geführt wurde. Nachdem sie alles besichtigt hatten, kehrten wir ins Büro zurück. Nun erst rückten sie mit dem eigentlichen Zweck ihres Besuches heraus. Sie berichteten, dass sie im Auftrag des Heereswaffenamtes Berlin von Bregenz bis Wien sämtliche Betriebe besichtigen, um jene herauszufinden, die für Wehrmachtsaufträge geeignet seien. Der Stand unserer Einrichtung habe sie befriedigt. Sie hätten einen Auftrag zu vergeben, der bisher nicht unterzubringen war, nämlich die Reparatur von Endmassen und die Erzeugung von Grensrachenlehren. Wenn wir dies übernähmen, eröffne sich unserem Betrieb eine Chance für die Zukunft. Es blieb gar nichts anderes übrig, als diesen Strohalm zu ergreifen.

Ich wusste, dass es sich um Arbeiten handelt, die auf ein Zehntausendstel Millimeter genau sein müssen. Als wir uns eingehend darüber unterhielten, waren vor allem die Zivilisten über meine Kenntnisse auf dem Lehrensektor überrascht und nickten sich vielsagend zu. Später hörte ich, dass einer der Herren von Goertz, zwei von Zeiss waren, also Leute vom Fach. Sie zeigten mir Muster der Grensrachenlehren und ich stellte anhand der Zeichnungen fest, dass sie aus einem Stück gefertigt waren. Bei dem hohen Genauigkeitsanspruch – beispielsweise einen 3 mm breiten planparallelen Messschlitz auf ein Zehntausendstel Millimeter präzise auszufräsen – war das ein Un-

sinn. Ich entgegnete, dass wir selbst längst Grenzsachenlehren verwenden, sie aber auf diese Art bei uns nicht herstellbar sind. Wir fertigten sie aus mehreren Teilen, die wir zusammensetzten. Das hatte überdies den Vorteil, dass man abgenützte Lehren im Mass verkleinern und wieder verwenden konnte. Die Herren folgten aufmerksam meinen Ausführungen. Nach kurzer Beratung gaben sie mir die Chance, ein halbes Dutzend Lehren von höchster Präzision nach meinen Vorstellungen zu fertigen und nach Berlin zur Prüfung einzusenden. Zu meiner Freude und grossen Erleichterung haben diese Probestücke den Erwartungen und Anforderungen entsprochen. Wir bekamen laufend Aufträge zur Anfertigung der verschiedensten Messlehren und der Fortbestand der Firma Herzstark & Co. blieb dadurch gesichert.

Trotz des rassistischen Flecks auf meiner Weste übertrug mir das Heereswaffenamt weitere Aufgaben zur Lösung, die teilweise patentrechtlich geschützt wurden. Erwähnt seien u.a. ein Messschenkel mit einstellbarer Messfläche, eine Lochmittelabstandslehre, ein Parallelläpper und anderes mehr. Auf diese Weise bin ich für die Wehrmacht interessant geblieben und man hat mich akzeptiert, was letzten Endes unserem Betrieb zugute kam. Bei Kriegsbeginn wurde er in die Dringlichkeitsstufe I erhoben. Das war nicht nur für die Zuteilung neuer Maschinen und Spezialmaterials von Nutzen, es gelang auch, eine Anzahl jüngerer Leute vom Kriegsdienst zu entheben.

Im Zusammenhang mit meinen messtechnischen Entwicklungen bahnten sich neue Kontakte zum Deutschen Normenausschuss an, zu dessen Tagungen ich eingeladen wurde. Dreimal nahm ich die Gelegenheit wahr. Man stelle sich vor: Der Halbjude Herzstark durfte im Erste-Klasse-Schlafwagencoupé in die Reichshauptstadt reisen! Die Zusammenkünfte fanden beim Verein Deutscher Ingenieure in der Hermann-Göring-Strasse statt. Wie schon zehn Jahre zuvor, lernte ich in Berlin wieder einige interessante und bedeutende Persönlichkeiten kennen. Besonders hervorzuheben unter ihnen Prof. G. Berndt von der Technischen Hochschule Dresden, eine Kapazität auf dem Gebiet der Messtechnik, über die er auch Verschiedenes veröffentlicht hat. Er fand Gefallen an mir, wir haben uns angeregt wissenschaftlich unterhalten und auch brieflichen Gedankenaustausch gepflegt. 1942 oder 1943 hat er mich sogar einmal in Wien besucht. Selbst nach dem Krieg, als ich schon in Liechtenstein war, wechselten wir noch einige Briefe. Ich hatte grosse Hochachtung vor diesem Mann und seinem Können und war ein wenig stolz, von ihm anerkannt und geachtet zu werden.

1939, kurz nach Kriegsbeginn, wurden mit Wehrmachtsaufgaben befasste technische Betriebe, darunter neben einer Reihe anderer Präzisionswerkzeugfabriken auch unser Haus, der Aufsicht der Technischen Hochschulen Wien und Graz unterstellt.

Die Lehrkanzel in Wien hatte Professor Urbanek inne, unterstützt von zwei Assistenten, Prof. Dr. Karl Holecek und Prof. Tschierf. Der Rektor der Technischen Hochschule Graz war Prof. Härtl. Er nahm sich nach dem Krieg das Leben. Die neuen übergeordneten Herren übten eine gewisse Kontroll- und Beraterfunktion aus, haben aber bald erkannt, dass sie mir nicht viel beibringen konnten. Ich fand schnell heraus, dass sie zwar grosse Theoretiker waren, praktisch von meinem Fach aber herzlich wenig, um nicht zu sagen gar nichts verstanden. Manche waren ehrlich genug, das wenigstens unter vier Augen zuzugeben. Ich wurde gebeten, ihnen zu helfen, sich mit der Materie Feinmechanik vertraut zu machen. Besonders Prof. Holecek hat sich sehr für meine Arbeiten interessiert und sich damit intensiv zu befassen begonnen. Die Herren wussten schon, dass ich mich mit der Entwicklung einer Kleinrechenmaschine beschäftigte. Von welcher Seite später die Auskünfte darüber an die SS gegangen sind, vermag ich nicht zu sagen. Mit Prof. Holecek freundete ich mich im Laufe der Zeit auch privat näher an. Als nach meiner Verhaftung 1943 der Betrieb ohne mich weiterlaufen musste, war Prof. Holecek zu meiner Mutter sehr fair und unterstützte sie nach Kräften bei den technischen Belangen des Lehrenbaues. Nach dem Kriege übernahm er an der TH Wien einen Lehrstuhl speziell für Feinmechanik und erhob meine Taschenrechenmaschine CURTA zum klassischen Lehrgegenstand. Er verfasste auch wissenschaftliche Abhandlungen über die Maschine und ihre Funktion. Im Eingangsbereich der Technischen Hochschule liess er eine grosse Schautafel mit den wesentlichsten technischen Elementen der CURTA anbringen. Professor Holecek und ich blieben bis zu seinem Tod 1979 freundschaftlich verbunden.

Unsere «Aufseher» veranstalteten in den Kriegsjahren dann und wann Lehrexkursionen, zu denen sie stets eine Anzahl Führungskräfte aus der von ihnen betreuten Industrie einluden. Einige Male war auch ich darunter. Wir besichtigten Grossbetriebe wie die Firma Feltner & Guillaume, fuhren nach Prag, ein andermal nach Pilsen zu den Skoda-Werken. Vordergründig wurden die Reisen von den Herren damit gerechtfertigt, zu lernen und zu kontrollieren. Dahinter aber stand wohl auch der Wunsch nach ein wenig angenehmer Abwechslung und Geselligkeit im grauen Alltag des Krieges.

Mir war es in all der Zeit wichtig, durch meine Arbeit die massgeblichen Stellen bei Laune zu halten und unseren Betrieb samt Belegschaft über die Runden zu bringen in der Hoffnung auf vielleicht wieder einmal andere, bessere Zeiten. Strenggenommen habe ich auf diese Weise, wenn auch nur mittelbar, sogar Hitlers Krieg unterstützt!





*Curt Herzstark im Jahr 1942 vor dem Elternhaus Linke Wienzeile 274, Wien XIII  
(jetzt Wien XV)*

# Verhaftung – Konzentrationslager

## Verhaftung im Juli 1943

**A**ls durch den Überfall Hitlers auf Polen im September 1939 die Welt im 20. Jahrhundert ein zweites Mal in Brand gesteckt wurde, schützten mich weniger mein Alter von damals 37½ Jahren als vermutlich meine teilweise jüdische Abstammung und meine Funktion als Kopf eines für die Wehrmacht arbeitenden Betriebes vor der Einberufung. Mein Bruder dagegen wurde eingezogen, nach kurzer Zeit aber wieder entlassen. In der Folge hat man jüdische Mischlinge ersten Grades überhaupt nicht mehr rekrutiert, denn sie galten als unzuverlässig. Obwohl es sich im Besitz von Mutter befand, durfte Ernst sich auch nicht mehr im Kino betätigen, da der Kunstsektor radikal «gesäubert» wurde. Die Führung übernahm offiziell meine arische Schwägerin Milka mit Unterstützung eines neuen Operateurs. Mein Bruder ist natürlich immer wieder hingefahren und hat sich mit nützlich gemacht. Um ihn zu schützen, nahm Mutter ihn pro forma zu uns ins Büro und betraute ihn mit dem Materialeinkauf und mit dem Papierkrieg für die Enthebungen unserer Arbeiter vom Kriegsdienst, galten wir ja als kriegswichtiger Betrieb. Von den technischen Dingen und Belangen in den Fertigungsabteilungen verstand er nicht viel und interessierte sich wenig dafür. Gespräche und Verhandlungen mit den uns betreuenden Herren der Technischen Hochschulen oder anderen Fachleuten über wissenschaftliche Fragen, Konstruktionen, Normierungen usw. führte allein ich.

Ernst, den man vom Aussehen her durchaus für einen Arier halten konnte, entwickelte bald merkwürdige Allüren. Er kleidete sich mit Vorliebe schwarz, ähnlich der SS-Manier, trug Reithosen, dazu Stiefel oder Gamaschen. Wer nicht näher hinsah und ihn nicht kannte, mochte glauben, einen der linientreuen Sorte vor sich zu haben. Mutter und meine Schwägerin waren plötzlich fördernde Mitglieder der SS und liefen ungeniert mit den entsprechenden Abzeichen herum, eifrig bemüht zu dokumentieren, dass man dazugehört. Wo sie im Herzen wirklich standen, blieb mir weitgehend verborgen. Anzunehmen, dass alles nur Tarnungszwecken diene.

Ich hatte für solche Sachen nichts übrig. Gezwungenermassen musste ich als leitender Angestellter eines Betriebes Mitglied der «Deutschen Arbeitsfront» werden. Das Abzeichen mit dem Rad trug ich nur ungern und wenn es unbedingt sein musste. Ich

habe versucht, möglichst unauffällig zu bleiben und mich aus allem, was nicht mit meiner Arbeit zu tun hatte, herauszuhalten. Fünf Jahre lang konnte ich mich auf diese Weise durchlavieren.

In all der Zeit war es natürlich nicht zu übersehen, dass unserer Firma nach wie vor der jüdische Geruch anhaftete und dass es in der Ortsgruppe, in der Nachbarschaft und bei Konkurrenten Neider gab, denen speziell ich mit meinen technischen Erfolgen ein Dorn im Auge war. Man hat dies und jenes versucht und lauerte nur darauf, mich und den Betrieb zu Fall zu bringen. Akut wurde die Sache im Juli 1943.

Das Gros unserer Belegschaft setzte sich aus Leuten zusammen, die dem Betrieb schon lange dienten und uns auch jetzt die Treue hielten. Sie machten mir keinerlei Schwierigkeiten und akzeptierten mich als Nachfolger von Vater. Ob das durch die Einflüsse von aussen auf Dauer gut gehen würde, blieb allerdings ungewiss.

Eines Morgens fehlten zwei unserer Arbeiter. Die Herren Gsur und Brtna waren unentschuldig der Arbeit ferngeblieben. Noch am gleichen Tag sprach es sich herum, dass sie verhaftet worden waren. Mit Schrecken hörten wir, dass sie feindliche Sender abgehört, die Nachrichten auf einer Schreibmaschine vervielfältigt und heimlich verteilt hatten. Um diese Zeit siegte Deutschland bereits nach rückwärts. Eines der Blätter muss in die Hände eines strammen Linientreuen oder Spitzels geraten sein. Man spürte die Männer auf und fand auch die Schreibmaschine. Beide wurden von der Gestapo abgeholt. Mir taten die Leute Leid, und ich wollte ihnen helfen. Mit dem Argument, für unsere kriegswichtige Produktion jeden Mann zu brauchen, versuchte ich, bei der Gestapo zu intervenieren. Es rettete sie nicht. Der Schreiber wurde geköpft, der andere landete in einem Konzentrationslager, das er zum Glück überlebte. Für mich hatte die Intervention böse Folgen. Bei meiner ersten Vorsprache im Gestapo-Hauptquartier am Morzinplatz flog ich hinaus. Kurze Zeit später befahl mich ein Anruf ein zweites Mal dorthin, angeblich, um in der Sache nochmals auszusagen. Ohne Gründe zu nennen, wurde bei dieser Gelegenheit auch ich verhaftet und gleich da behalten. Eine sofort angeordnete Hausdurchsuchung bei mir brachte furchtbar belastendes Material zutage: Man fand Korrespondenz mit unserem ehemaligen jüdischen Hausarzt, der beim Hitlereinmarsch geflohen war. Er hatte mich aus Zürich gebeten, mich ein wenig um seine Frau zu kümmern, und ich hatte ihr einen Geldbetrag ausgehändigt. Das war Unterstützung von Juden und strafbar. Als weiteres «Belastungsmaterial» tauchten einige Ansichtskarten auf, die ich von mir bekannten, leider «reinrassigen» Damen irgendwann erhalten hatte. Schliesslich warf man mir noch vor, anlässlich einer Einladung bei zwei Frauen, einer älteren und einer jüngeren, mit der jungen angeblich Intimitäten ausgetauscht zu haben. Ich kannte damals bereits meine spätere Frau, Tochter eines

Installateurs, der gleichzeitig als Blockwart oder Ähnliches fungierte. Ich war mir aber keiner Schuld bewusst. Es galt als grosse Verfehlung für einen jüdischen Mischling, Beziehungen zu arischen Frauen zu haben. Alle diese Beschuldigungen waren im Grunde lächerlich, dienten aber als Aufhänger, den bis dato von der Wehrmacht gehätschelten Halbjuden Curt Herzstark aus dem Verkehr zu ziehen und als Konkurrenz auszuschalten.

Erste Bekanntschaft mit dem Gefängnis machte ich in der «Judenzone» der Wiener Polizeidirektion, wo ich schon eine ganze Anzahl Leidensgenossen vorfand. Man stelle sich vor: Als bislang unbescholtener Bürger findet man sich über Nacht zusammen mit einer Menge anderer Gefangener in einen Raum gepfercht. Keiner wusste eigentlich, was man ihm vorwarf. Wir bekamen keine Gefängnismontur, sondern steckten Tag und Nacht in den Zivilkleidern, in denen man uns verhaftet hatte. In kurzer Zeit waren sie dreckig und speckig. Im Raum gab es nur ein einziges, winzig kleines Waschbecken und einen Abtritt. Unerträglicher Gestank umgab uns. Für die magerere Verpflegung händigte man uns Blechnäpfe aus. Fast jeden Tag wurden Leute abgeholt, neue kamen hinzu. Wohin die Menschen verschwanden, wussten wir nicht. Es war fürchterlich!

Mutter hat mehrmals versucht, mich freizubekommen. Zwecklos! Es gelang lediglich, mich einige Male mit ein paar Lebensmitteln und anderen Kleinigkeiten zu versorgen. Unsere Bewacher waren gewöhnliche Polizisten. Wenn man sie mit Geld oder Tabakwaren schmierte, drückten sie beide Augen zu. Sie konnten aber auch unbarmherzig sein. Das zeigte sich bei einem Fluchtversuch. Zwei jüngeren Häftlingen war es gelungen, des Nachts auszubrechen. Auf ihrem Fluchtweg gelangten sie in angrenzende Häuser, standen aber vor verschlossenen Haustüren. Zunächst verbargen sie sich. Gegen Morgen gerieten sie an eine Hausmeisterin und baten sie in ihrer Naivität, ihnen zu öffnen. Die gute Dame aber schlug Alarm, die beiden Ausreisser wurden eingefangen und zurückgebracht. Zur Abschreckung ging es uns allen an den Kragen. Es waren keineswegs SS-Leute, die ihr Mütchen an uns kühlten, vielmehr unsere biederen Wiener Polizeibewacher. Zuerst mussten wir auf einem langen Gang Aufstellung nehmen. Dort befahlen sie einem Mitgefangenen, die Flüchtlinge mit einer Eisenkette zu verprügeln. Der hat das natürlich nicht tun wollen und sich geweigert. Als sie den Mann unter Drohungen dazu zwangen, schlug er nur sehr zaghaft zu. «Stärker, stärker», brüllte der Polizist ihn an ohne sich selbst die Hände zu besudeln. Nach der Prozedur trieben sie uns alle in den Gefängnishof und liessen uns strafweise «exerzieren», das heisst, so lange Kniebeugen machen, bis einige umfielen. Wer auf der Erde lag, wurde mit Schlägen wieder auf die Beine gebracht. Ich war zum Glück körperlich noch so weit widerstandsfähig, dass ich diese Schikane ohne umzukippen überstand.

Anschliessend wurden wir wieder in unsere Judenzelle gesperrt. Während des ganzen Vorgangs waren reihum Polizisten an den Fenstern gestanden und hatten sich an der Szenerie ergötzt. Es war beschämend zu beobachten, wie diese Nichtse den Herren herauskehrten und ihren Machtrausch an Wehrlosen befriedigten.

An einem Tag Ende September oder Anfang Oktober 1943 eröffnete man mir ohne jedes Gerichtsverfahren, dass ich in «Schutzhaft» genommen werde «wegen Unterstützung von Juden und anderen staatzersetzenden Personen und ärgerniserregenden Beziehungen zu arischen Frauen». Wenig später wurde ich zusammen mit anderen «Verbrechern» abtransportiert. Mit Handschellen aneinandergefesselt, verdreckt und unraziert, führte man uns wie Kriminelle zum Westbahnhof und verfrachtete uns in einen richtigen Gefängniswaggon. Wir landeten in der Strafanstalt Linz.

Hier sassen wir wieder zusammen in einer viel zu kleinen Zelle, unsere verwehrtesten Kleider Tag und Nacht am Leib. Auch da der übliche Notdurftkübel in der Ecke und der Kloakenduft, der einen fast zum Erbrechen brachte. Nach einigen Tagen transportierte man uns weiter nach Budweis, bevor wir schliesslich Prag erreichten. Dort übernahm uns die SS oder der SD – ich kann die Formationen nicht genau unterscheiden – und sperrte uns in das berüchtigte Gefängnis in Pankrác. Hier machte ich die ersten bitteren Erfahrungen mit diesen auserwählten Menschenverächtern.

Kaum angekommen, mussten wir wie üblich in einem langen Gang Aufstellung nehmen, befehlsgemäss mit dem Gesicht zur Wand und der Nasenspitze an der kalten Mauer. Eine halbe Stunde oder mehr liess man uns so stehen. Hinter uns patrouillierte ein SS-Scherge. Für viele, die schon sehr schwach waren, konnte das kein Dauerzustand bleiben. Plötzlich hörte ich knapp neben mir einen gellenden Aufschrei. Aus dem Augenwinkel einen Blick riskierend, erspähte ich, dass nicht weiter als zwei oder drei Mann von mir entfernt ein Kamerad offenbar dabei ertappt worden war, wie er zur Seite sah. Unser Bewacher schlug ihn für das Vergehen mit solcher Wucht auf den Hinterkopf, dass der Arme mit dem Gesicht gegen die Wand stiess und vermutlich das Nasenbein brach.

Nach diesem Zwischenfall wurden wir in die Zellen geführt. Der Raum, den man mir zuwies, war mit 40 bis 50 Mann hoffnungslos überfüllt. Wenn wir auf dem nackten Boden sassen, fand nur mit Mühe jeder einen Platz. Wir steckten nach wie vor in unseren inzwischen total verdreckten Zivilkleidern und mussten uns den obligaten Kübel in der Ecke teilen. Die Zustände waren unbeschreiblich und stanken im wahrsten Sinne des Wortes zum Himmel.

Ein Teil der Zelleninsassen war hier bereits länger inhaftiert und kannte sich mit den Gegebenheiten schon aus. Sie informierten uns Neulinge über das, was uns erwartete. Die tschechischen Gefangenenwärter, die das Essen austeilen, seien friedlich und tun

niemandem etwas, wurde uns berichtet. So war es auch. Der Tscheche kam morgens, händigte jedem ein Stück trockenes Brot aus, füllte die Blechgeschirre mit dünnem schwarzem Malzkaffee und verschwand wieder. Vor Hunger waren wir mit der Mahlzeit schnell fertig. Für die nächste Verpflegung mussten die Näpfe zur Abholung bereitgestellt werden.

Vor den SS-Leuten, die bald erscheinen würden, müsse man sich in Acht nehmen, wurden wir vorgewarnt. Die erste Kostprobe liess nicht lange auf sich warten. Kurze Zeit nach dem «Frühstück» Schlüsselgerassel. Einer rief «Achtung!» Die Tür ging abrupt auf; draussen standen zwei Männer in SS-Uniform und schauten zuerst etwas unwillig in die Runde. Plötzlich hob der eine seine Reitpeitsche und begann wahllos auf die Vordersten einzuschlagen. Keiner wusste, weshalb. Wir haben die Arme über die Köpfe gehalten und uns so vor den Schlägen zu schützen versucht. Nachdem sich der SS-Ganove eine Weile ausgetobt hatte, brüllte er: «Wo ist der Stubenälteste?» Nichts rührte sich. Alle blieben stumm. Entweder gab es noch keinen oder niemand wollte sich dazu bekennen. Der SS-Mann wiederholte seine Frage in drohenderem Ton. Wieder nichts. Ich stand in der zweiten Reihe. Unglückseligerweise fiel sein Auge huldvoll auf mich. «Vortreten», befahl er mir. Kurze Musterung, dann donnernd: «Sie werden das übernehmen». Damit verschwanden die beiden. Man kann sich denken, wie glücklich ich über mein neues Amt war!

Kaum hatten wir mittags unsere dünne Wassersuppe mit einigen Gemüsefragmenten darin verteilt, erschienen die beiden Peiniger erneut. Der Anführer sieht mich an, ich stelle mich vor ihm auf, sage pflichtschuldig: «Melde gehorsam, 52 Mann angetreten» – Ohrfeige. «Noch einmal!» Ich, etwas unsicherer: «Melde gehorsamst, 52 Mann angetreten» – nächste Ohrfeige. Äusserst irritiert wagte ich zaghaft zu fragen, was ich denn falsch mache? Da klärte er mich auf, dass es hier keine «Mann», sondern nur «Häftlinge» gäbe. Wir seien nicht beim Militär. Ich merkte es mir. Man hatte mir den Unterschied schlagkräftig genug beigebracht.

Nach ein paar Tagen beglückte uns unser Hauptpeiniger wieder mit seinem Besuch, diesmal begleitet von drei oder vier seiner Genossen. Nachdem ich vorschriftsmässig Meldung gemacht hatte, fragte er: «Wer ist hier Jud?» Keine Antwort. Er verlor die Geduld. «Wer ist hier Jud? Ich schlage Euch alle zusammen», tobte er und unterstrich seine Drohung mit ein paar Peitschenhieben, die bei der SS offenbar zum guten Ton gehörten. Hinten hob sich ängstlich eine Hand, dann zögernd noch eine. «Vortreten!» Zitternd kamen die beiden nach vorne. Uns Übrige herrschte er an, Platz zu machen. Wir drängten uns so weit es ging zusammen. An der Tür entstand eine kleine freie Fläche. «Runter, nieder», befahl der Rädelsführer den beiden Unglücksrabben und frag-

te sie nach ihren Berufen. Der eine, erinnere ich mich, war Jurist. «Auf die Knie, auf die Knie», brüllte er, «ihr seid Hunde». Wir alle verstanden zuerst nicht, was er meinte. Auch ich habe vor Aufregung nicht jedes Detail mitbekommen. Nur so viel, dass der Schwarzberockte die beiden zwang, hintereinander auf Händen und Füßen auf dem Boden zu kriechen und sich wie Hunde zu gebärden. Der Vordere musste Wau-wau-Laute ausstossen, der andere an seinem Hinterteil schnüffeln, wie das Hunde gelegentlich tun. Stolz auf ihre Inszenierung entfernten sich dann die uniformierten grünen Jungen unter schallendem Gelächter. Das Ganze war nur darauf angelegt, uns «Untermenschen» zu demütigen. Hätte ich es nicht selbst erlebt, würde ich solche Infamie für unglaublich halten. Ich fragte mich, was in den Köpfen dieser Individuen – mit Mensch konnte man sie kaum bezeichnen – vorgehen mochte, um sie zu derartigen Handlungen zu befähigen. Waren das germanische Heldentaten?

Wenige Tage nach dem Hundespiel stürmten wieder einige SS-Leute zu uns herein und schrien: «Ausziehen, rasch, rasch!» Anfangs begriffen wir nicht, was sie wollten, kapierten dann aber, dass wir uns unserer Kleider entledigen sollten, um gesäubert zu werden. Zeit dafür war es! In wilder Hast zog sich jeder aus und warf seine vor Schmutz starrenden Kleider in eine Ecke. Angetrieben mit «raus, alles raus», ergoss sich unser ganzes Knäuel im Adamskostüm auf den Flur. Das Gefängnis in Pankrac war angelegt wie die meisten: Lange vergitterte Gänge in jedem Stockwerk, Eisentreppe um einen Lichthof in der Mitte, um alles gut kontrollieren zu können. Zum Gaudium unserer Bewacher liefen wir 50 splitternackte Gestalten, ich mitten in dem Pulk, eine ganze Weile immer treppauf, treppab, treppauf, treppab über die Eisenstiegen. Mir fiel auf, dass wir vom zweiten in den dritten, dann wieder hinunter bis zum ersten Stock rannten ohne irgendwo anzukommen. Die Vordersten wussten offenbar nicht, wo sich der Baderaum befand und irrten ziellos umher, während die SS-Meute hämisch grinsend zusah. Dann und wann hörte man einen Quitscher, wenn die Peitsche nachhalf, weil einer vor Schwäche vielleicht nicht schnell genug war. Meine körperliche Verfassung hielt erstaunlicherweise durch. Nachdem sich unsere Bewacher lange genug ergötzt hatten, jagten sie uns im Erdgeschoss in einen nicht sehr grossen Raum, an dessen Decke lauter Brausen angebracht waren. Etwa ein Dutzend Nackte waren schon da, nach mir drängten weitere herein. Einige hatten offenbar schon von Vergasungen in polnischen KZs gehört. Mit Blick auf die Brausen erfasste sie blankes Entsetzen. «Gas, Gas», schrien sie und Panikstimmung kam auf. Unsere Angst war unbeschreiblich, als die Tür hinter uns zuschlug. Statt des befürchteten Gases ergoss sich von oben zuerst nur eiskaltes Wasser. Jeder versuchte, dem Strahl so gut es ging auszuweichen. Gleich danach liess man so heisses Wasser laufen, dass es uns fast verbrüh-

te. Die Menschen haben gequiekt und sich gegenseitig gestossen, um den Wechselduschen zu entrinnen. Von Seife keine Spur. Durch ein Glasfenster beobachteten die SS-Leute amüsiert, wie wir unter den Wasserstrahlen tanzten. Nach geraumer Zeit öffneten sie endlich die Tür und scheuchten uns tiefend nass in die Zelle zurück. Dort lagen unsere dreckigen Klamotten in einem wüsten Haufen kunterbunt auf dem Boden. Es entwickelte sich ein schreckliches Gerangel und Geraufe, ehe nach sicher mehr als einer Stunde jeder wieder seine Sachen gefunden hatte. Viele haben sich gestritten und gegenseitig geprügelt. Eigentlich verständlich bei Menschen, die lange Zeit hautnah aufeinander hocken und aufgestaute Ängste und Aggressionen loswerden müssen.

So viel zu den «Scherzen», die ich in Pankrac erlebt habe. Es waren ihrer noch mehr. Gut, dass man manches vergisst! Die SS hat immer einen Grund gefunden, uns zu peinigen und zu erniedrigen. Während meines Aufenthaltes dort ist zwar niemand daran gestorben, doch war es traurig und demütigend, so vollkommen schuldlos und hilflos überwiegend jungen, fanatisierten Kreaturen ausgeliefert zu sein. Was hatte das Schicksal weiter mit mir vor?

## Konzentrationslager Buchenwald – Einlieferung und Kleines Lager

**A**ufgrund bestimmter Listen wurden in Pankrác laufend Häftlingstransporte in andere Lager zusammengestellt. Anfang November 1943 tauchte auch mein Name auf einem solchen Papier auf, und ich wurde zum Abtransport vorbereitet. Man gab mir Seife und erlaubte mir, mich im Bad zu säubern. Frisch gewaschen, wenn auch in meinen verwahrlosten Kleidern, wurde ich, auch diesmal mit Handschellen an einen zweiten gekettet, zusammen mit 40 oder 50 weiteren Häftlingen nach Prag zum Zug gebracht. Ganz gewöhnliche Eisenbahnwagen mit Laufgang und einzelnen Abteilen nahmen uns auf. Zu sechst bis acht sassen wir in einem Coupé. Die Handschellen hatte man uns abgenommen. Auf dem Gang patrouillierten zwei Bewacher, einer nur mit Gewehr, der andere mit aufgepflanztem Bajonett bewaffnet. Der Zug setzte sich in Richtung Westen in Bewegung. Er hielt fast in jeder Station. Unsere Aufseher schauten von Zeit zu Zeit in die einzelnen Abteile hinein und behielten uns scharf im Auge. Es waren keine SS-Männer, sondern Wehrmachtsangehörige. Der ältere von ihnen warf wieder einmal einen Blick in unser Abteil und winkte mich heraus. Mit einem etwas unbehaglichen Gefühl folgte ich seiner Aufforderung und schloss die Tür hinter mir. Nach kurzer Musterung fragte er mich rundheraus: «Weshalb sind Sie eigentlich hier?» Ich war nicht sicher, ob ich mich ihm anvertrauen durfte.



«Keine Sorge, es interessiert mich rein menschlich. Weshalb wurden Sie verhaftet?» Wahrheitsgemäss sagte ich, was man mir vorwarf: Unterstützung von Juden, anderen staatzersetzenden Elementen und Beziehungen zu arischen Frauen. Er sah mich ungläubig an, verschwand in dem Abteil, das für die Bewacher reserviert war und suchte meine Akte hervor. «Merkwürdig», schüttelte er den Kopf, «bei den meisten anderen ist der Verhaftungsgrund angegeben, bei Ihnen steht lediglich >zur besonderen Verwendung<«. Ich wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Der Mann begann mich ein wenig auszufragen, über meinen Beruf, meine Familie, mein Privatleben usw. Schliesslich sagte er: «Ich bin Soldat und führe nur meine Befehle aus. Ich habe Sie zu eskortieren und sonst nichts dazu zu sagen. Sie wohnten bei ihrer Mutter. Wollen Sie ihr eine Ansichtskarte schreiben?» Natürlich wollte ich gerne ein Lebenszeichen nach Hause schicken. In Pilsen hielt der Zug längere Zeit. Der Soldat besorgte mir eine Karte und einen Bleistift. Ich schrieb kurze Grüsse, meldete, dass ich gesund bin, und mein Bewacher gab sie für mich auf. Damit möchte ich dokumentieren, dass es auch Uniformträger mit menschlichen Regungen gab und man nicht alle in einen Topf werfen darf. Nach dem Kriege hat mir der Mann noch einmal geschrieben.

In Eger wechselten wir den Zug und erreichten nach einer weiteren langen Bumelfahrt die Goethestadt Weimar. Nördlich davon, auf dem Ettersberg, lag unser Reiseziel, das Konzentrationslager Buchenwald.

Uns Neuankömmlingen zeigte sich das Leben dort gleich in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Bitternis. Kaum eingeliefert, hat man uns sofort alle Kleider weggenommen. Angeblich zur Desinfektion, verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen. Wegen Seuchengefahr hiess es, mussten wir uns sanitärer Massnahmen unterziehen. Zuerst wurden wir mit Wasser und Seife gereinigt und rasiert. Anschliessend hat man uns die Schädel kahlgeschoren. Bei einigen liess man, ich weiss nicht aus welchen Gründen, einen Zentimeter breite Hahnenkämme stehen. Die Leute sahen aus wie aus dem Urwald entsprungene Wilde.

In der Kleiderstube fasste ich meine Häftlingsmontur: Zwilchhose, Zwilchjacke und Holzpantinen, als Kopfbedeckung eine Sträflingsmütze, keine Unterwäsche, nichts sonst. Derart ausgestattet ging es in das sogenannte Kleine Lager. Während des knapp zweiwöchigen Aufenthaltes dort habe ich geglaubt zu verrecken. Es war wie ein Vorhof zur Hölle. Die skandalösen und menschenunwürdigen Zustände lassen sich in ihrem ganzen schrecklichen Ausmass kaum beschreiben. Für jemanden, der es nicht erlebt hat, muss vieles ungläubwürdig klingen und war doch oft noch schlimmer als Worte es zu schildern vermögen. Ich erlebte Dinge, bei denen ich mich fragte, wie zivilisierte Menschen der deutschen Kultur, zu denen sich unsere SS-Wärter in ihrem Herrenrassenwahn zählten, sich zu derlei Dingen hergeben können.



*Haupteingangstor zum Häftlingslager des Konzentrationslagers Buchenwald auf dem Etterberg bei Weimar*

Es war Spätherbst und schon ziemlich kalt. Von den älteren Häftlingen habe ich Tipps bekommen und Praktiken gelernt, wie man sich vor dem Frieren ein wenig schützen kann. Wer an Zeitungen oder Verpackungsmaterial kam, hat es gehortet und zum Isolieren der Kleidung verwendet. Blusen und Hosen wurden ausgestopft, die Hosenbeine unten zugebunden, damit das Material nicht herausrutscht. Untergebracht waren wir in zugigen Baracken. Als Schlafstelle dienten dreietagige Holzpritschen. Jeder hatte eine Decke, zu dünn, um die Kälte abzuhalten. Meist schliefen wir deshalb zu zweit in einem Verschlag, die gegenseitige Körperwärme und beide Decken nutzend. War in den oberen Etagen einer krank und zu schwach zum Aufstehen, tröpfelte sein Urin auf die unter ihm Liegenden hinab. Die Luft in den überbelegten Unterkünften war zum Ersticken. Es gab kein Klo, nur eine Latrine. Durch das Lager floss ein kleines Bächlein. An dessen Ufer war eine Stange montiert. Darauf hockten wir wie die Vögel nebeneinander und verrichteten unsere Notdurft, gezielt ins Wasser oder daneben. Schamgefühl war einem längst abhanden gekommen.

Die Häftlingskleidung war mit den verschiedensten Zeichen markiert. Jeder Kittel trug überdies eine Nummer. Mich wies ein roter Winkel als «Politischen Schutzhäftling» aus. Meine Nummer war 30359.

Um Viertel vor fünf Uhr morgens war Wecken. Nach kalter Wäsche fassten wir in unserem Kochgeschirr einen durchsichtigen Pseudokaffee, dazu ein Stück trockenes Brot. Anschliessend tägliches Antreten auf dem Appellplatz, dann an die Arbeit. Mit der Frühstücksration musste man den ganzen Tag auskommen. Mittags gab es nichts. Am Abend bekamen wir einen Schöpflöffel dicke Gemüsesuppe in die Schüssel, das war alles, tagein, tagaus. Es ist klar, dass die Menschen bei dieser Ernährung langsam verhungerten. Viele hatten bereits Skorbut, die Zähne fielen ihnen aus. Man brauchte gar nicht nachzuhelfen, sie krepieren von selbst. «Jedem das Seine» prangte als Motto über dem Lagertor!

Ich wurde in die Lagergärtnerei zum Ausbringen von Jauche abkommandiert. Im Grossen Lager befand sich eine Klärgrube, von der aus Abwässer, Exkrememente und sonstiger Unrat über mehrere Stufen floss und sich in einer untersten Grube in der Nähe der Gärtnerei sammelte. Hier wurde der Dreck herausgeschöpft und auf die Beete verteilt. Unter normalen Umständen eine Arbeit, die zwar nicht sehr appetitlich, aber eher eine Kinderei ist, für uns ausgemergelte Gestalten unter den gegebenen Verhältnissen Schwerstarbeit. Ich durfte schöpfen, während vorzugsweise Juden zum Jaucheschleppen verdonnert waren. Zum Transport dienten an zwei Tragestangen montierte Holzfässer. Je ein Häftling vorne, einer rückwärts mussten das volle Fass schultern, zu den Beeten tragen und dort ausleeren. Durch Nachtfröste, überschwappende Jauche und das ständige Begehen waren die Wege zu den Parzellen morastig und glitschig geworden. Ich hatte das Glück, beim Schöpfen mit meinen Holzschuhen an einem Platz stehen zu können. Das strengte mich nicht so stark an. Die Holzpantinen der armen Träger aber blieben oft im Dreck stecken. Aus lauter Angst liefen sie dann barfuss weiter, angetrieben von jungen SS-Schnöseln, die sich an der Sache begeilten. Dann und wann hörte man Schreie, wenn sie mit der Peitsche zuschlugen. Auch in meiner Nähe stand ein SS-Posten und wachte streng darüber, dass ich die Tonnen bis zum Rand füllte, damit sie ja nicht zu leicht wurden. Wieder hatte ich gerade ein Judenpaar abgefertigt. Die beiden marschierten los, während bei mir schon die Nächsten warteten. Plötzlich, in einiger Entfernung, ein Jammergeschrei, lautes Geschimpfe und Peitschenhiebe. «Ihr Saujuden!», brüllte ein SS-ler; dann zu den übrigen: «Alles hersehen!» Als ich mich umdrehte, sah ich in 20 bis 30 Meter Entfernung die beiden Unglücklichen im stinkenden Morast liegen, das umgekippte Jauchefass nicht weit davon. Ob sie auf dem glitschigen Boden von selbst ausgerutscht waren oder man ein wenig nachgeholfen hatte, weiss Gott allein. Auffallend, dass gleich neben ihnen ein Hydrant

stand. Wieder schrie der SS-Mann – «Ihr Judensäue, nicht einmal Scheisse tragen könnt ihr! Jetzt werdet ihr erleben, wie ich euch sauber mache!» Der Kerl rief das knappe Dutzend in der Umgebung stehender Häftlinge, darunter auch mich, herbei und wir mussten mit ansehen, wie er die beiden aus einem kurzen Schlauchstück, das am Hydranten hing, mit eiskaltem Wasser abspritzte, um ihnen die Kleider am Leib zu säubern. Und das im Winter! An weitere Einzelheiten erinnere ich mich nicht, denn man war im Innern hoch erregt und verängstigt. Es war auch nicht geraten, seine Blicke schweifen zu lassen, ohne zu riskieren, dass das einem SS-Mann missfiel und man mit einem «was siehst du mich so an, du Trottel» Ohrfeigen oder Schlimmeres herausforderte.

Was aus den beiden Leidensgenossen geworden ist, weiss ich nicht. Solche Leute bekamen gewöhnlich binnen Kurzem eine Lungenentzündung. Man brauchte sie nicht umzubringen, sie waren in ein paar Tagen weg. Auf diese Weise sind in Buchenwald Tausende eines ganz «natürlichen» Todes gestorben.

Im Verlaufe meines KZ-Aufenthaltes blieb es mir leider nicht erspart, auch Exekutionen mitzuerleben. Zur Abschreckung geschah dies wiederholt auf dem Appellplatz vor versammelter Mannschaft. Die humanste Hinrichtungsart war noch der Tod durch Erschiessen, sofern richtig gezielt wurde. Schlechter erging es jenen, die zum Tod durch den Strang verurteilt waren. Wenn dem Delinquenten nicht gleich das Genick brach, erstickte er qualvoll. Es war entsetzlich, den ganzen Körper noch geraume Zeit mit heraushängender Zunge und hervorquellenden Augen im Todeskampf zucken zu sehen. Spezielle Gaskammern gab es in Buchenwald nicht. Dennoch ging der Ofen des Krematoriums nie aus.

Eine der für mich schauerlichsten und menschenverachtendsten Szenen ereignete sich noch kurz vor Kriegsende. Während wir wie üblich auf dem Appellplatz standen, wurde ein Transport ungarischer Juden ins Lager eingeliefert. Die Menschen hatten offenbar eine lange Reise hinter sich. Genau konnte ich ihren Zustand nicht feststellen, da ich nicht in unmittelbarer Nähe stand. Mir fiel nur auf, dass sie alle eine Art Papieranzüge trugen. Ich hatte das noch nie gesehen. Kurz darauf erschien ein grosser schwarzer Laster, ähnlich einem Möbelwagen. In diesen hat man die armen Teufel hineingetrieben, die Türen zugeschlagen, und der Wagen fuhr ab. Der Appell war noch nicht zu Ende, als der LKW, wahrscheinlich nach einer Runde über die Lagerstrassen, wieder erschien. Als die Türen geöffnet wurden, purzelten nur noch Tote heraus. Erst jetzt ging uns auf, dass dies ein Gaswagen war, in den man während der Fahrt die Auspuffdämpfe leitete, damit die Insassen darin ersticken!

Ich hörte durch Kameraden, dass die Menschen sich im Todeskampf gegenseitig die Gesichter zerkratzten und andere fürchterliche Dinge. Selbst habe ich es nicht gesehen, weil ich gottlob nicht immer so nahe dabei war.

All dies Schreckliche musste man als kultivierter Europäer, der nie vorher mit Gewalttaten konfrontiert worden war, mit ansehen und verdauen. Manches vergisst man nie. Es verfolgt einen das ganze Leben.

## Überstellung in das Grosse Lager

Nach knapp zwei Wochen «Erziehung» im Kleinen Lager war ich körperlich, nervlich und seelisch ziemlich am Ende und hatte mit dem Leben abgeschlossen. Ich vermute, es war ausgeklügelte Taktik, mich auf den Nullpunkt zu bringen, damit ich danach umso besser spüre.

Es dürfte Mitte Dezember 1943 gewesen sein, als beim täglichen Morgenappell auf dem grossen Platz gleich hinter dem Lagertor meine Nummer aufgerufen wurde, mit der Aufforderung, mich bei der Kommandantur zu melden. Der Schreck fuhr mir in alle Glieder. Keiner Schuld bewusst, dennoch zähneklappernd und auf das Schlimmste gefasst, machte ich mich auf den Weg. Trotz der ungeheueren inneren Anspannung erinnere ich mich sehr genau an fast jede Einzelheit. Ich betrat einen grossen Raum, an dessen Wänden riesige Kartothekschränke bis fast zur Decke reichten. Ein Ofen strahlte angenehme Wärme aus. Zwei SS-Männer machten sich an der Kartothek zu schaffen. Bei meinem Eintreten drehten sie sich um und musterten mich neugierig, bevor sie sich weiter ihrer Arbeit widmeten. An einem Tisch in der Mitte des Raumes sass ein SS-Offizier, die Beine in den glänzend gewichsten Stiefeln übereinandergeschlagen, vor sich eine Akte. Die meine, wie sich herausstellte. Ich war stramm an der Tür stehengeblieben und meldete mich mit meiner Nummer. «Nähertreten» befahl der Bonze. «Sie sind der Herzstark?» – «Ja». «Also, hören Sie, Mann, Sie haben für die Wehrmacht verschiedene interessante Sachen entwickelt und sind auf technischem Gebiet durchaus befähigt». Ich kam innerlich aus dem Staunen nicht heraus, was die alles wussten, liess mir aber nichts anmerken und hörte weiter: «Ich kommandiere Sie ab sofort zur Arbeit in das Gustloff-Werk. Sie bekommen einen Kapo (Vorsteher eines Arbeitskommandos, ebenfalls Häftling), von dem werden Sie alles Weitere erfahren. Wenn Sie nicht an Gedächtnisschwund leiden, werden Sie das Leben im Lager erträglich finden. Wenn sie vergesslich sind, ist es Ihre Schuld, wenn Sie krepieren. Abtreten».

Das Wilhelm-Gustloff-Werk war eine grosse Fabrik innerhalb des Lagergeländes mit zeitweise bis zu 3.500 Beschäftigten, fast ausnahmslos Häftlinge. In den riesigen Hallen wurden vorwiegend feinmechanische Bestandteile für alle Waffengattungen, auch für V-Waffen, produziert. Ich war nun einer unter den vielen Arbeitssklaven.



*Aufstellen von Maschinen im Wilhelm-Gustloff-Werk II im Konzentrationslager Buchenwald 1943*

Mit der Versetzung in das Gustloff-Werk war auch meine Übersiedlung vom Kleinen in das Grosse Lager verbunden. Es bestand aus annähernd 50 Militärbarackenblocks, jeweils neun hintereinander, aufgefächert in fünf Reihen; zwischen den einzelnen Reihen breitere Wege, die Lagerstrassen. Jeder Block enthielt vier Stuben und war mit normalen Feldbetten ausgestattet, wenn auch dichter belegt als beim Militär. Auch hier schliefen die meisten zu zweit, um sich gegenseitig zu wärmen. Wenn man mit dem Partner Glück hatte, war es erträglich. Manchmal gab es aber auch Schwierigkeiten, weil manche Gefangenen sich mit ihrem Los schlecht abfinden konnten und mitunter vom Recht des Stärkeren Gebrauch zu machen versuchten.

Die sanitären Einrichtungen waren etwas besser, als ich es seit Langem gewohnt war. In einem Gang lagen nebeneinander einige hölzerne Plumpsklos, zwar nur durch Zwischenwände getrennt und ohne Tür vorne, so dass man aneinander vorbeidefilieren musste, doch gemessen an der Stange am Bach geradezu ein Luxus!

Mein erstes Domizil war meines Wissens der Block Nr. 22. Eine Art Intelligenzblock, wie ich feststellen konnte, denn die Stube, die mir zugewiesen wurde, beherbergte Ingenieure, Juristen und andere Insassen mit ähnlichem geistigem Niveau.

Nachdem wir uns ein wenig beschnuppert hatten, begannen die Kameraden mich auszufragen. Ich wusste noch nicht genau, was man weiter mit mir vorhatte.

Unter den Stubeninsassen befanden sich auch eine Anzahl Gefangene aus Luxemburg. Sie nahmen von Beginn an regen Anteil an mir. Ich erfuhr, dass nach der Annexion ihres Landes durch Hitler vornehmlich die deutschsprachigen «Letzeburger» das Ansinnen von sich wiesen, in die deutsche Armee einzutreten. Wer nicht abtauchen konnte, wurde verhaftet, um gewaltsam eingedeutscht zu werden. Meinen Mitinsassen war es grösstenteils so ergangen. Innerhalb ihrer Gruppe von etwa acht Mann, die auch den Stubenältesten stellte, spielte einer mit Namen Robert Schaffner eine dominierende Rolle. Er war es auch, der sich besonders eingehend mit mir unterhielt. So kamen wir uns näher.

Die Kost im Grossen Lager war kaum besser als bereits beschrieben. Wer zum Arbeiten gebraucht wurde, musste aber bei Kräften erhalten werden. Deshalb war es den Insassen hier erlaubt, von Angehörigen oder durch Rotkreuz-Aktionen maximal einmal pro Monat einen begrenzten Zuschuss zu empfangen. Ich hatte das Glück noch nicht. Robert Schaffner aber bekam kurz vor Weihnachten von zu Hause ein kleines Päckchen mit etwas Kuchen und anderen Kleinigkeiten, verziert mit einem Tannenzweig. Zusammen mit einem Teil der Bäckereien schenkte er mir dieses Zweiglein. Diese kleine Geste inmitten von so viel Leid und Brutalität hat mich fast zu Tränen gerührt und stärkte wieder ein wenig meinen Glauben an das Gute im Menschen. Kurze Zeit danach ist Robert Schaffner mit mir unbekanntem Ziel aus Buchenwald weggebracht worden. Wie sich Jahre später herausstellte, hat er überlebt.

## Arbeit als Intelligenzklave

**G**leich nach dem Überstellungsbefehl in das Wilhelm-Gustloff-Werk lernte ich meinen Kapo Heinz Grosse kennen, zwar Arier, aber wie ich politischer Häftling und von Beruf Ingenieur. Am nächsten Morgen betrat ich mit seinem Arbeitskommando erstmals die neue Wirkungsstätte und wurde dem Leiter der Arbeitsvorbereitung, einem Ingenieur Münnich, zugeteilt. Er empfing mich ruhig-freundlich und liess zu meiner Überraschung erkennen, dass auch er über mein technisches Vorleben bestens unterrichtet war. Ich glaube, dass der Intelligenzblock 22 und andere solcher Art, als Reservoir dienten für Häftlinge höheren Niveaus, die man mit gezielter Absicht einfing, um sie billig und willig, weil in ständiger Todesangst, für spezielle Kommandos zu rekrutieren.

Im Laufe meiner Tätigkeit lernte ich neben Deutschen und Luxemburgern eine gan-

ze Anzahl Leute verschiedenster Nationalität, Dänen, Polen, Franzosen, Belgier, Engländer und andere kennen, die man auf ähnliche Weise wie mich gekidnappt hatte. Es befanden sich darunter zum Beispiel der spätere dänische Aussenminister Rasmussen, Vater und Sohn Michelin, die Reifenhersteller aus Clermont-Ferrand. Der Vater überlebte, der Sohn kam um.

Besonders bezeichnend war das Schicksal eines Leidensgefährten, Franzose, aber nicht Jude. Als Spezialingenieur für Elektrotechnik arbeitete er in einem grossen Pariser Werk. Nach der Eroberung von Paris beschlagnahmten die Deutschen diese Fabrik für die Wehrmacht. Er galt als Kapazität auf seinem Gebiet und blieb als Angestellter dort. Weil er brauchbar war, wollte man sich seiner versichern. Mittags nahm er gewöhnlich in einem Restaurant am Gare de Laisse ein kleines Menü ein. Eines Tages trat eine Wehrmachtshelferin an seinen Tisch und fragte, ob bei ihm noch ein Platz frei wäre. Arglos bejahte er. Wenig später erhob die saubere Dame ein grosses Geschrei: «Sie Schwein, was erlauben Sie sich! Er hat mir unter den Rock gegriffen. Polizei!» Die Umsitzenden, die sich auf ihr Essen konzentriert und nicht achtgegeben hatten, mussten glauben, er sei ein Sittenstrolch. Wie verabredet, war sofort Militärpolizei zur Stelle und führte ihn ab. Seine Beteuerungen halfen nichts. Wie ich, wurde er ohne Gerichtsverfahren nach Buchenwald verbracht und vor die Alternative gestellt, sein Wissen auszuspucken oder zugrunde zu gehen.

Die Nazis bedienten sich immer der gleichen raffinierten Taktik: Überall in Europa, wo sie ihrer habhaft wurden, verhafteten sie unter sehr merkwürdigen Umständen nicht nur missliebige, sondern auch für sie brauchbare Leute, lieferten sie in Buchenwald oder anderen einschlägigen Lagern ab und brachten sie gezielt moralisch auf den Nullpunkt bevor es hiess: «Es ist uns bekannt, dass du dieses und jenes kannst. Wir geben dir die Chance, dein Wissen zur Verfügung zu stellen, wenn dir das Leben lieb ist. Andernfalls garantieren wir für nichts.» Auf diese Weise verschaffte man sich vornehmlich Techniker, Ingenieure, Physiker, Chemiker, ja sogar Geldfälscher! Jeder wusste, Weigerung bedeutet sicheren Tod und Heldentum ist der wenigsten Sache, manchmal sogar Dummheit.

Ab Ende Dezember 1943 war ich mehrere Monate in verschiedenen Abteilungen der Arbeitsvorbereitung eingesetzt und leistete dort trotz meines Häftlingsstatus die Arbeit etwa eines Obergeringieurs. Ich übte Kontrollfunktionen aus, machte Kalkulationen, berechnete Stücklöhne, überwachte Werkstätten und Materiallager, erstellte Statistiken und was sonst noch alles anfiel. Mein Schicksal lag mehr oder weniger in der Hand von Ing. Münnich. Gleich bei unserem Kennenlernen erklärte er kurz und bündig: «Hören Sie, Herzstark, ich politisiere nicht. Ich weiss, was Sie können. Sie werden von mir verschiedene Aufgaben bekommen, die Sie so weit möglich lösen sollten. Wenn Ihre Arbeit in Ordnung ist, wird es keine Schwierigkeiten geben».



Gleich zu Anfang erhielt ich eine Sonderbewilligung, die mir das Betreten aller Werkshallen erlaubte. Neben dem roten Winkel des «Politischen» und der Häftlingsnummer brachte man auf meiner Joppe einige zusätzliche Ziffern an. Für die meisten unverständlich, signalisierten sie den SS-Bewachern meine Berechtigung, mich in sämtlichen Fabrikationsräumen frei zu bewegen.

Mein erster Auftrag lautete, die vielen Maschinen in den Hallen hinsichtlich ihrer Produktivität zu überprüfen. Münnich erwartete einen Bericht, ob sie richtig ausgelastet sind oder ob man bei der einen und anderen mit Kanonen auf Spatzen schießt und Ersparnisse erzielen kann. Es kam ihm vor allem auf Zeitstudien bei der Sonderanfertigung von Spezialartikeln an. Ich sollte mir bestimmte Bestandteile ansehen und meine Meinung dazu äussern, ob die Art der Fertigung richtig sei oder ob sie schneller und billiger hergestellt werden könnten. Weil die Prüfung jeder einzelnen der bestimmt über 1.000 Werkzeugmaschinen viel zu lange gedauert hätte, nannte mir Münnich jene Objekte, auf die ich mich besonders konzentrieren sollte.

Als Bevollmächtigter der Arbeitsvorbereitung marschierte ich also zwei oder drei Tage von Halle zu Halle und sah mich um. Es entging mir nicht, dass ich einiges Aufsehen erregte. Die Häftlinge an den Maschinen beobachteten mich argwöhnisch, tuschelten untereinander und zeigten sich sehr reserviert. Vielleicht befürchteten sie, ich sei ein Spitzel oder Verräter. Ich befand mich tatsächlich in einem inneren Zweispaht. Einerseits war ich mit meinem Fachwissen der Obrigkeit gegenüber verantwortlich und wollte am Leben bleiben. Andererseits wäre es die grösste Schändlichkeit gewesen, mich zum Handlanger der Ausbeuter zu machen. Ich war also gezwungen, geschickt zu lavieren, nicht zum Schaden meiner Leidensgefährten, aber auch nicht zu meinem eigenen. Das war ein nicht immer ungefährlicher Balanceakt.

Unterstützt von einigen Luxemburgern, die mich schon kannten, bekam ich langsam Kontakt zu den Arbeitskameraden im Sträflingshabit und es entstand allmählich ein Vertrauensverhältnis zwischen uns. Ich bemühte mich, soweit es in meiner Macht stand, ihnen zu hartes Malochen zu ersparen. Zum Beispiel stellte ich fest, dass auf einer teuren Fräsmaschine Teilchen gefräst wurden, die man auf der billigsten Maschine genauso gut hätte herstellen können. Ich habe in einem solchen Fall berichtet, dass der Häftling fleissig arbeite, aber nicht mehr erbringen könne, weil die Maschine ihrem Leistungsstand entsprechend falsch ausgelastet ist. Dadurch fiel mein Urteil nicht auf den Häftling zurück, sondern auf jene Leute, welche die Arbeit organisiert hatten, also auf die technische Leitung. Oder ich habe bei einem Bestandteil scheinbar bemerkt, dass er mit einer Operation zu wenig präzise wird und mit möglichst wissenschaftlichem Geflunker untermauert, dass eine zweite notwendig sei. Auf diese Weise konnte ich knapp bemessene Fertigungszeiten strecken.

Allmählich merkten die Leute, dass ich zu ihnen halte und für sie von Vorteil war.

So blieb es nicht aus, dass Mithäftlinge mit der Bitte an mich herantraten, den einen oder anderen Neuankömmling in der Fabrik unterzubringen, bevor er bei Schwerstarbeit im Steinbruch oder sonst wo zugrunde ging. Ich meldete also bei der Arbeitsvorbereitung, dass ich für da oder dort zusätzliches Personal benötige. Man hat sich auf mich verlassen, die von mir angegebene Nummer notiert und den Mann in die Fabrik geholt. Als die Kameraden merkten, dass das funktioniert, kamen sie immer öfter. «Kannst Du nicht...?» – «Ja, ich werd's versuchen. Was ist der von Beruf?» – «Rechtsanwalt!» Was sollte ich mit einem Juristen? Oder einem Apotheker? Wieder meldete ich, die Inspektion der Bestandteillager hätte ergeben, dass sehr viel unkontrolliert eingelagert werde und es deshalb notwendig sei, dort öfter Stichproben zu machen. Ich bekam die Erlaubnis, an drei, vier Stellen Zwischenkontrollen einzuschalten. Dort habe ich dann solche Berufsfremde eingesetzt.

Man stelle sich riesige Lagerhallen vor. Ganz rückwärts hinter den langen Regalen liess ich Tische aufstellen. Mein Schützling bekam einen Haufen kleiner Teile, dazu Messgeräte, Mikrometerschrauben und dergleichen hingelegt. Wenn eine SS-Kontrolle durchmarschierte, hat er scheinbar fleissig gearbeitet, war die Luft wieder rein, konnte er sich ausruhen oder schlafen. Drohte erneut Gefahr, machten die in den Hallen eingesetzten Häftlinge durch bestimmtes Husten oder andere vereinbarte Zeichen darauf aufmerksam. Auf diese Weise konnte ich vielleicht vier oder fünf Leidensgenossen unterbringen und ihnen möglicherweise das Leben retten. Auf Dauer ging das natürlich nicht. Ich war mir bewusst, dass ich auf einem schmalen Grat tanze und grosse Gefahr bestand, über kurz oder lang abzustürzen, zumal ich zusätzlich zum Überbringer feindlicher Radionachrichten erkoren wurde. Einigen Bastlern war es gelungen, aus offenbar heimlich entwendeten Bestandteilen einen Empfänger zusammenzubauen und damit über ausländische Sender Berichte vom Stand der näherrückenden Fronten einzufangen. Die Siegesmeldungen der Gegner Deutschlands stärkten den Überlebenswillen. Da ich Zutritt zu allen Hallen hatte, war ich der geeignete Mann zur Verbreitung der Nachrichten. Das war aber äusserst riskant, weil man genau abwägen musste, wem man Vertrauen schenken durfte. Die SS hatte innerhalb der Häftlinge ein ausgeklügeltes Spitzelsystem. Sie benützte für solche Judasdienste bevorzugt Bvler (Berufsverbrecher). Vor ihnen musste man sich in Acht nehmen. Ich sollte eigentlich wissen, was mir bei Entdeckung blüht, denn mit der Verwicklung in eine solche Sache hatte mein ganzes Unglück schliesslich begonnen.

Das Schicksal oder der liebe Gott, wie immer man will, rettete mich nach einigen Wochen dadurch, dass ich ein neues Arbeitsfeld bekam.

Ende 1943 / Anfang 1944 hatten die Deutschen bereits an allen Fronten «siegreiche» Rückzüge zu verzeichnen. Auch in Italien wurden die Verteidigungslinien von Sizilien

her langsam aufgerollt. Das Reich selbst litt unter zunehmenden Bombenangriffen und die Rüstungsindustrie ging mehr und mehr in Trümmer. Das Militär liess deshalb auf den Rückzügen alles mitgehen, was einigermassen brauchbar war.

Im Frühjahr 1944 trafen in Buchenwald zwei Lastzüge vollbepackt mit hochwertigen Werkzeugmaschinen aus Italien ein. Sie stammten teilweise von Olivetti aus Ivrea. Auch Olivetti-Fabrikate selbst befanden sich darunter. Als Folge des mehrwöchigen Transports auf offenen Güterwagen waren die Drehbänke, Fräsmaschinen, Bohrmaschinen und ähnlichen Geräte stark verschmutzt und teilweise angerostet. Ich musste diese Maschinen übernehmen, katalogisieren, ihren Zustand überprüfen, sie instandsetzen, mit einem Wort, verkaufsfähig machen. Niemand war glücklicher als ich über diesen Auftrag, weil es in der Arbeitsvorbereitung sicher bald zu einer Katastrophe für mich gekommen wäre.

Zusammen mit einer Anzahl Kameraden machte ich mich daran, die Objekte vom Rost zu befreien, einzuölen, mitunter aus drei verrotteten zwei neue Maschinen zusammenzubauen und alle auf Hochglanz zu bringen. Als ich soweit war, wurde von der SS der Verkauf dieser Maschinen an die thüringische Industrie organisiert. Weil die massgebenden SS-Leute von der Technik nichts verstanden, avancierte ich zum Werkzeugmaschinen-Verkäufer. Ich war sauber und tadellos rasiert. Meine Montur bestand aus einer Russenjacke über dem Zwillchanzug und einer Baskenmütze auf dem kahlen Schädel. Derart merkwürdig adjustiert, betrat ich zusammen mit einem SS-Offizier die Halle, in der die Maschinen präsentiert wurden. Ganz verhungert sah ich nicht aus, weil ich inzwischen die Erlaubnis hatte, von Zeit zu Zeit von daheim ein Päckchen zu empfangen. Mutter wurde beim Organisieren von Lebensmitteln von der Familie meiner späteren Frau unterstützt, die in der Steiermark Landwirtschaft besass. Zwischen Kartoffeln, die wir in heisser Asche brieten, Zucker, Zigaretten und anderen Kleinigkeiten, fand sich dann und wann von meiner Bekannten Hertha ein Zettel mit einer kleinen Aufmunterung zum Durchhalten, was mich angesichts meiner misslichen Lage sehr beeindruckte.

Zu der Verkaufsveranstaltung hatte sich ein knappes Dutzend Zivilisten verschiedener thüringischer Unternehmen eingefunden. Ich bemerkte ihre Überraschung, als sie meiner ansichtig wurden und beobachtete, wie sie mich immer wieder von der Seite musterten und leise miteinander sprachen. Nachdem mir befohlen worden war zu beginnen, ging ich von Fabrikat zu Fabrikat und pries die Werkzeugmaschinen wie ein versierter Händler an. Es fiel mir nicht schwer; schliesslich war ich jahrelang als Verkäufer unterwegs gewesen. Bei einer Drehbank beispielsweise erklärte ich «Fabrikat Weisser, Spitzenhöhe 180, Spitzenweite 500 mm» und andere für einen Käufer wichtige Dinge. Der SS-Mann nannte den Preis.

Ich dürfte den Erwartungen entsprochen haben, denn bei der nächsten Verkaufsver-

anstaltung wurde ich wieder in die Halle kommandiert. Auch diesmal stand ich etwa acht Herren gegenüber, deren Neugierde nicht geringer war, als beim ersten Mal. Sie sahen mich an, sagten aber nichts. Einer unter ihnen fixierte mich besonders. Plötzlich schien es mir, als ob ich ihn kenne. Ich konnte ihn aber nicht einordnen. Bei der zweiten oder dritten Drehbank ergab es sich, dass der SS-Mann sich ganz vorne aufhielt, zwischen ihm und mir drei Interessenten. Der bewusste Herr hatte es einzurichten gewusst, sich direkt hinter mich zu stellen. Im Vorbeigehen fragte er leise «Herzstark?» Ich, ebenso leise «Ja». «Walther», raunte er. Es war der Chef der Waffenfabrik Walther aus Suhl, die auch Rechenmaschinen produzierte. Wir kannten uns von früher. Walther legte verstohlen eine Schachtel Zigaretten auf das Drehbankbett. «Jetzt ist es aus», dachte ich erschrocken, denn ein Kontakt zwischen Häftlingen und Interessenten war streng verboten. Der SS-Mann hat den Vorfall prompt bemerkt. Er gehörte nicht mehr zur jüngsten Generation und hatte mich bereits tagelang eskortiert. Manchmal vergass er sogar, dass ich jüdischer Mischling war und unterhielt sich ein wenig mit mir. Wenn er zu politisieren begann – um mich auszuhorchen oder zu bekehren? – und eine Antwort erwartete, zog ich mich mit der lapidaren Entgegnung aus der Affäre: «Ich bin kein Politiker. Der Führer wird sicher wissen, wie er es richtig macht». Dieser Mann also drückte beide Augen zu und ich durfte die Zigaretten einstecken.

Einige SS-Leute, vor allem solche der nicht mehr ganz jungen Jahrgänge, hatten mitunter menschliche Regungen. Ich bin sicher, es gab unter der SS nicht nur Verbrecher. Die Leute sind vermutlich durch irregeleiteten Idealismus in diese Organisation hineingeschlittert. Als sie das wahre Gesicht der nationalsozialistischen Heilslehre kennenlernten, war es zum Aussteigen für sie zu spät.

## Neuzeichnung der Taschenrechenmaschine in Buchenwald

Schon wenige Tage nachdem ich im Dezember 1943 im Wilhelm-Gustloff-Werk mit offizieller Vollmacht meine Spaziergänge durch die Werkshallen begonnen hatte, sprach mich der Leiter der Arbeitsvorbereitung, Ing. Münnich, unvermittelt an, es läge ihm ein Bericht vor, wonach ich an einer kleinen Rechenmaschine arbeite, die alle vier Grundrechenarten bewältige und in einer Rocktasche Platz habe. Einmal mehr erstaunt über das Wissen dieser Leute, meinte ich vorsichtig, dass ich mich mit etwas Derartigem beschäftigt und versucht habe, das Problem zu lösen.

Ich denke mir, dass über Kanäle der Technischen Hochschulen Wien oder Graz über meine Arbeiten etwas durchgesickert war, als ich verhaftet wurde. Womit ich nicht sagen will, einer der Herren Professoren habe mich vielleicht verpiffen. Sie haben

mich als Fachmann geschätzt, und es ist durchaus denkbar, dass sie glaubten, mich unter Hinweis auf meine Fähigkeiten und Leistungen für die Wehrmacht vor dem Gefängnis retten zu können. Vielleicht aber wurde ich dadurch für die Machthaber erst wirklich interessant, und sie liessen mich deshalb nicht mehr aus ihren Fängen. Doch das sind nur Hypothesen. Im Übrigen gab es die beiden Patentanmeldungen aus den Jahren 1938 und 1939.

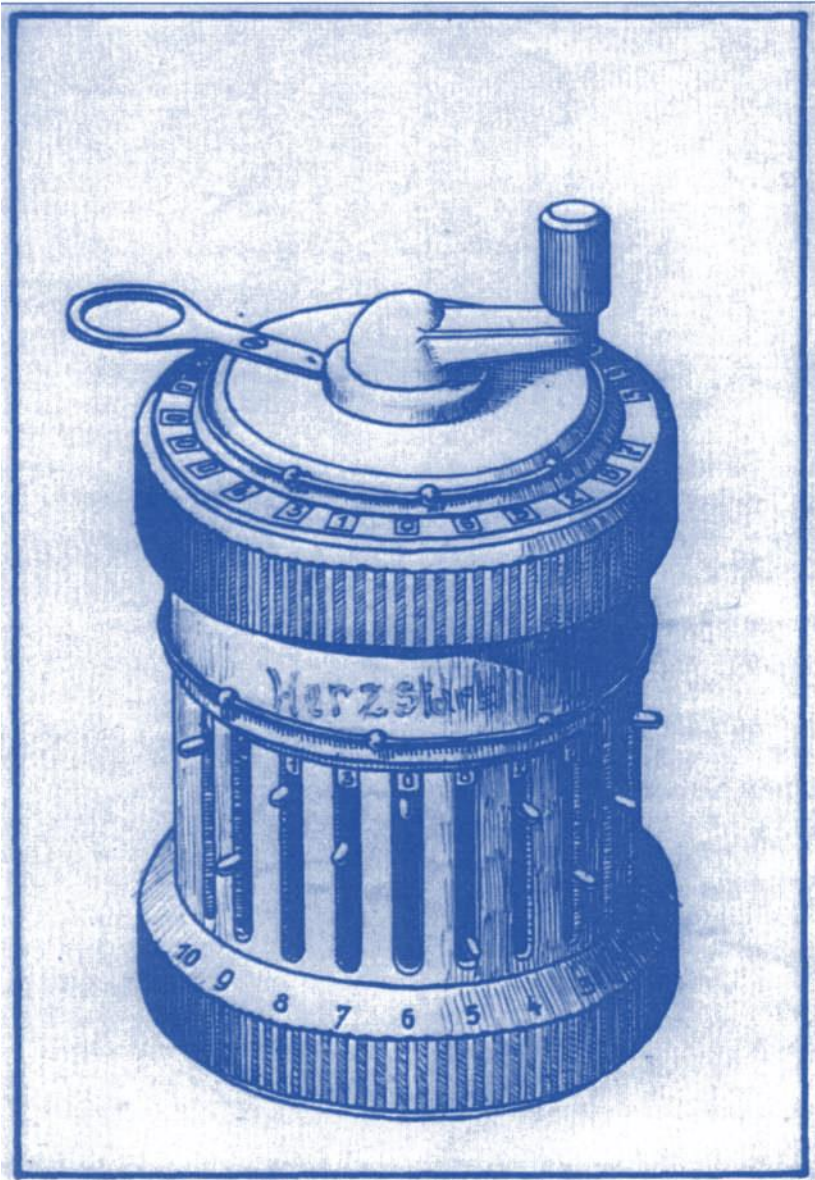
Wie auch immer, die Massgebenden in Buchenwald waren bestens orientiert. Ing. Münnich und ein Direktor Grenzer vergassen vorübergehend, dass ich Häftling war und haben sich von Fachmann zu Fachmann mit mir unterhalten. Münnich forderte mich auf, an der Sache weiterzuarbeiten. «Wenn die Maschine wirklich etwas wert ist, werden wir sie nach dem siegreichen Krieg dem Führer zum Geschenk machen. Sollte sie die Erwartungen erfüllen, wird er Sie bestimmt arisieren». Mit diesem Köder versuchte er mir die Geschichte besonders schmackhaft zu machen. Es war mir bewusst, dass mir die Bande mein ganzes Wissen stehlen konnte, wenn ich es ausspuckte. Aber hätte ich mich weigern können?

Ich bekam Reissbrett, Reisszeug und alle notwendigen Zeichenutensilien ausgehändigt und durfte nicht nur während des Sonderdienstes an Sonntagvormittagen im Werk, sondern auch nach Feierabend in der Baracke arbeiten. Ich habe also begonnen, die ganze Konstruktion systematisch aus dem Kopf nochmals zu Papier zu bringen. Nicht mehr so grob wie für den ersten Prototypen, sondern in der Art, wie ich mir die Maschine als Endprodukt wirklich dachte. Ich hatte ja ein Interesse daran, damit zu überzeugen.

Meine Stubenkameraden schauten mir neugierig über die Schulter, wenn ich zeichnete und die Achtung, die sie mir bisher schon entgegengebracht hatten, steigerte sich noch. Ich war bestimmt nicht anders oder besser als sie; wir teilten alle das gleiche Schicksal. Trotzdem räumten sie mir, ungewollt, fast so etwas wie einen Sonderstatus unter ihnen ein.

Die starke Konzentration, die notwendig war, alles wieder aus dem Gedächtnis hervorzuholen, schirmte mich bis zu einem gewissen Grad von dem Elend rings um mich her etwas ab und versetzte mich in die Lage, wenigstens vorübergehend nicht daran zu denken.

Die Zeichnungen, im Format wenig grösser als eine Postkarte, führte ich nicht in Tusche, sondern in Bleistift aus. Kleinteile habe ich gleich drei oder vier auf einem Blatt untergebracht. Winzige Schraubchen und ähnliches Minimalzubehör ersparte ich mir. Die einzelnen Blätter ergaben bald ein handliches Päckchen, das ich in meinem kleinen Koffer aufbewahrte. Die Zeichnungen haben sowohl die Lagerbombardierung, die Auslagerung nach Billroda, wohin ich sie mitnahm, als auch die Befreiung Buchenwalds mit mir überstanden. Dass sie mir nicht gestohlen wurden oder auf andere Weise abhanden kamen, werte ich als Fügung des Schicksals.



*Von Curt Herzstark in Anlehnung an seine Erfindung von 1938 im Jahre 1944 im Konzentrationslager Buchenwald gezeichnet*

## Lagerbombardierung

Mitte 1944 war auch vor uns Häftlingen nicht mehr zu verheimlichen, dass der Krieg näher und näher rückte. Immer häufiger beobachteten wir englische und amerikanische Bomberformationen, die gewöhnlich um die Mittagszeit und nachts ohne jede Behinderung durch deutsche Flugabwehr Richtung Osten flogen und in den thüringischen und sächsischen Industriegebieten ihre tödliche Fracht abwarfen. Buchenwald lag genau auf der Flugroute. Die Verbände dröhnten wenig nördlich des Ettersbergs vorbei. Es war beeindruckend und eigentlich wunderbar anzuschauen, wie die Staffeln silberner Vögel hoch oben ihre Bahn zogen. Bei klarem Wetter konnten wir selbst noch in 40 bis 50 km Entfernung erkennen, wie zuerst eine Art von Rauchfahnen, die sogenannten «Christbäume», vom Himmel schwebten. Sie sollen, besonders nachts, zur Irritierung der Bodenabwehr gedient haben. Kurz danach fielen die Bomben, glitzernde Lichter in der Sonne oder im Scheinwerferlicht, schaurig-schön. Wir zählten die Sekunden bis zum Detonationsgrollen und konnten so ungefähr abschätzen, wie weit der Angriff entfernt war und welche Stadt es getroffen haben könnte.

Am 24. August 1944 näherte sich von Westen wieder eine Flugzeugformation. Sie brummte aber nicht wie sonst seitlich vorbei, sondern nahm direkt Kurs auf den Ettersberg. Fliegeralarm!! SS-Leute und Zivilangestellte hielten sich mittags meist in der Kantine auf, die in einem Bunker untergebracht war. Für die Häftlinge galt seit Kurzem die Vorschrift, dass bei Fliegeralarm alle ausserhalb des Barackenlagers Beschäftigten unverzüglich in die Baracken zurückzukehren hatten. Das wurde aber nur lau befolgt, weil die Gefangenen einen Angriff auf das Lager sich nicht vorstellen konnten. Unsere kurze Mittagspause hatte gerade begonnen. Wie ich, hatten viele meiner Kameraden die Werkshallen verlassen und lagerten, weil es ein schöner Sommertag war, etwa 300 Meter hügelabwärts in der Nähe des Buchenwälder Bahnhofes in einem kleinen Wäldchen aus Krummholz. Das Dröhnen der Bomber wurde immer stärker und schon sahen wir die ersten Christbäume über uns herabschweben. Höchste Gefahr! Wir wussten sofort, diesmal geht es uns an den Kragen. Ich warf mich auf den Boden, steckte in meiner Todesangst das Gesicht tief in das Moos und hielt mir die Ohren zu. Schon fielen die ersten Bomben. In einer Pause vor der nächsten Welle hob ich zaghaft den Kopf. Die Luft war rauchgeschwängert und nahm mir den Atem. Etwa im rechten Winkel zu mir lag an einen Baumstamm gepresst ein Kamerad und schrie mir zu: «Du liegst dort ganz falsch und ungedeckt, komm da herüber!» Mir blieb keine Zeit, die Lage zu verändern. Der nächste Sturm fegte über uns hinweg. Wieder presste ich das Gesicht in den Boden, während es um mich her krachte, dröhnte und die Erde

erzitterte. Nach einer mir endlos scheinenden Zeit kehrte Stille ein. Neben mir rührte sich nichts. Vorsichtig hob ich den Kopf – mein Nachbar hatte den Splitter einer Stabbrandbombe im Rücken stecken und war tödlich verletzt, wenn nicht schon tot. Wäre ich seiner Weisung gefolgt, wer weiss, vielleicht hätte es mich getroffen. Wieder einmal hatte ich einen Schutzengel. Wofür?

Unter den Häftlingen waren mehrere Hundert Tote und Verletzte zu beklagen. Für Letztere bestand wenig Aussicht zu überleben. Der Anblick blutender Leiber und stöhnender oder schreiender Menschen war grauenhaft. Ich sah einen Verwundeten, dem die Därme aus dem Bauch quollen. Er war noch bei Bewusstsein. Ausser mit ein paar beruhigenden Worten konnte man fast nichts tun. Krieg in seinem ganzen menschenverachtenden Ausmass!

Auch die SS hatte Menschenopfer zu beklagen. Unter ihnen Frau und Kinder des Lagerkommandanten Schobert, deren Bunker ein Volltreffer vernichtete. Die Hallen des Gustloff-Werkes standen zu mehr als der Hälfte in Flammen. Durch den Sog von Feuer und Hitze kam man nicht heran, um etwas zu retten. Das Bombardement hatte auch Wasser- und Stromleitungen zerstört. Als alles niedergebrannt war und die Trümmer nurmehr glimmten, zeigte sich die Verwüstung in ihrem ganzen Ausmass. Allzu viel war nicht übriggeblieben. Die Alliierten hatten gezielte Arbeit geleistet.



*Das zerstörte Wilhelm-Gustloff-Werk II im KZ Buchenwald nach dem Luftangriff am 24. August 1944*



Ich bekam den Auftrag, den Schadensstatus festzustellen und mit einer Gruppe von Leuten die noch brauchbaren Maschinen auszusondern. Das gehörte zu einer meiner letzten Aufgaben auf dem Ettersberg, bevor ich ein weiteres Mal abkommandiert wurde.

## Billroda

**D**er Bombenangriff auf die Fabrikshallen in Buchenwald hatte die Produktion ziemlich lahmgelegt. Um weiterarbeiten zu können, wurde ich zusammen mit einer grösseren Zahl weiterer Häftlinge im Spätherbst 1944 gut bewacht per Zug nach Billroda gebracht. Der Ort liegt etwa 35 km nordöstlich von Weimar. In der Region war Kalibergbau betrieben worden. Davon zeugten noch eine Anzahl verwaister Fördertürme. In einem der stillgelegten Bergwerke hatte man die Salinen ausbetoniert, den Förderturm wieder in Betrieb genommen. Diese unterirdische Betriebsstätte diente schon seit zwei Jahren zur Fertigung von V1- und V2-Zubehör. Dicht neben der Kaligrube wurden wir in einem mit Stacheldraht gesicherten Lager untergebracht. Als Erstes mussten wir Latrinen graben. Im Übrigen blieb alles ziemlich provisorisch. Für mich war der Ortswechsel recht bitter. In Buchenwald hatte ich mir eine zweite Decke und andere Kleinigkeiten organisieren können, die ich leider dort zurücklassen musste. Mein kleines Köfferchen enthielt neben dem Notwendigsten nur noch die Zeichnungen der Rechenmaschine.

Kaum waren wir notdürftig eingerichtet, ging es täglich morgens im Förderkorb 600 Meter tief unter die Erde. Während wir oben im Lager bei winterlicher Witterung und bis zu minus 10 Grad froren, herrschte unten durch die Erdwärme eine gleichbleibend angenehme Temperatur von ungefähr plus 20 Grad. Bei meiner Ankunft in Billroda habe ich leicht gehustet. Nach dem Krieg stellte man mehrere verkapselte TB-Herde in der Lunge fest. Die Wärme und die salzhaltige Luft im Bergwerk haben die Tuberkulose offenbar günstig beeinflusst und gestoppt.

Mit der Förderschale wurden Werkzeugmaschinen in die Tiefe gebracht, die ich mit Hilfe von 30 bis 40 Leuten aufstellen musste. Trotz aller Mühe kamen wir nicht recht voran, weil die Salzluft das Metall stark angriff. Abends haben wir alle Maschinen gut gefettet und geölt, morgens lag schon wieder ein roter Film darauf. Zu einer richtigen Produktion ist es nicht mehr gekommen. Sie blieb rudimentär. Es war auch schon keine Organisation mehr zu erkennen.

Einen schlimmen Zwischenfall gab es, als der Fördermechanismus einmal versagte und wir unten festsassen. Als einziger Ausweg bot sich die Benützung einer alten Not-treppe an. Mit dem Mut der Verzweiflung quälten wir halbverhungerte Gestalten uns

600 m weit dem Tageslicht entgegen. Die körperliche und nervliche Anstrengung ist kaum zu beschreiben. Ob es alle geschafft haben, weiss ich nicht mehr. Ich kam unter Aufbietung meiner letzten Kräfte an die Oberfläche. Wieder an der Luft, brach ich zusammen. Dass ich keinen Fangschuss erhielt, verdanke ich wahrscheinlich meiner «Brauchbarkeit».

Billroda blieb mein letzter Einsatz vor der Befreiung.

## Arisierungsversuch meines Bruders Ernst

Ich erwähnte anfangs kurz, dass ich mehr auf den Vater, mein Bruder mehr auf die Mutter fixiert war. Trotzdem benahm er sich ihr gegenüber öfter flegelhaft und wenig respektvoll und zollte ihr nach meinem Empfinden nicht die Achtung, die sie eigentlich verdiente. Ihrer Zuneigung zu ihm tat das keinen Abbruch. Intimere Einzelheiten möchte ich nicht preisgeben.

Als Mutter kurz nach Kriegsbeginn meinen Bruder in den Betrieb nahm, weil er als Halbjude das Kino nicht mehr führen durfte, war ich nicht besonders begeistert darüber. Er hatte sich vorher nie sonderlich für die Firma interessiert. Ich erinnerte mich an Vaters Schwierigkeiten mit ihm. Aber die Zeiten waren andere geworden und ich verstand, dass Mutter ihren Sohn Ernst schützen wollte. Es schien mir schon damals, als teilten die beiden gewisse Geheimnisse miteinander. Ich übersah das aber und mass dem keine besondere Bedeutung bei.

Nach meiner Verhaftung im Juli 1943 riss jeder Kontakt mit zu Hause ab, wenn man von einigen Päckchen absieht, die ich später in Buchenwald erhielt.

Es dürfte Mitte 1944 gewesen sein, als ich nach einem Morgenappell plötzlich in die SS-Stube zitiert wurde. Das verhies selten etwas Gutes. Voller Angst schleppte ich mich hin. Zu meiner grenzenlosen Verwunderung wurde mir eröffnet, dass mein Bruder einen Antrag auf Arisierung gestellt habe. Das Landesgericht verlangte nun Beweise, die erhärten sollten, dass er aussereheliches Kind unserer Mutter und damit reinblütig ist. Mir wurde ein Schriftsatz vorgelegt, in dem Mutter sich eines Fehltritts bezichtigte. Sie gab an, dass im Jahre 1905 ihre Ehe gefährdet gewesen sei. In ihrer Verzweiflung habe sie bei einem Compagnon der Firma Kanitz, bei der sie damals beschäftigt war, Anlehnung gesucht. Ernst sei die Frucht der kurzen Liaison mit Mister Weyard, einem Engländer, der inzwischen verstorben war. Darüber hinaus enthielt die Akte ärztliche Atteste, die aufgrund von Untersuchungen verschiedener Erbmerkmale nicht ausschlossen, dass Ernst nicht der leibliche Sohn von Samuel Jakob Herzstark ist. Wenn mein Bruder dem Aussehen nach auch mehr als ich zur Toman-

Familie tendierte, waren doch typische Herzstark-Merkmale bei ihm nicht zu übersehen.

Zuerst wurde ich zur Sache selbst befragt. Dann sollte ich zu Zeugenaussagen Dritter, die das Eingeständnis von Mutter untermauerten, Stellung nehmen. Besonders blühende Fantasie zu beweisen, dass Ernst kein Herzstark ist, entwickelte sein Schwiegervater. Er habe beobachtet, hatte er zu Protokoll gegeben, dass sein jetziger Schwiegersohn nicht mit am Familientisch essen durfte, sondern an ein «Katzentischerl» verbannt war. Vater habe immer nur abfällig von «diesem Bankert» gesprochen. Der gute Mann konnte solches weder gesehen noch miterlebt haben. Er hatte Ernst erst als erwachsenen Mann von etwa 25 Jahren kennengelernt. Mein Bruder war ohne Zweifel in seiner Jugend hin und wieder renitent, auch Mutter gegenüber, was Vater nicht duldet. Mag sein, dass man ihn das eine oder andere Mal des Tisches verwiesen hat. Es stimmte auch, dass Vater wiederholt Grund hatte, sich über seinen Sohn Ernst zu ärgern. Die Unterstellungen des Herrn W. aber waren schlicht erlogen und entbehrten jeder Grundlage. Es gehörte nicht zu Vaters Stil, einen Menschen derartig zweitklassig zu behandeln. Wäre dem so gewesen, hätte es meinem Bruder die Selbstachtung gebieten müssen, als Erwachsener das Elternhaus zu verlassen. Würde Vater bei all seiner Güte einem Kuckucksei die Führung seines Kinos übertragen und ihm bei der Eheschliessung eine Wohnung eingerichtet haben? Ich fand es empörend, wie primitiv ein Aussenstehender Vaters Ansehen besudelte.

Mutter traute ich einen Fehltritt eigentlich nicht zu. Ich versuchte, die Beweggründe für ihr spätes «Geständnis» zu verstehen, das Ernst nicht unwillkommen sein konnte. Der Führung des Kinos beraubt, durfte er froh sein, im Herzstark-Betrieb Unterschlupf zu finden, in dem Mutter jetzt das unumschränkte Sagen hatte. Ich war und blieb unwiderlegbar Halbjude. Der Himmel wusste, ob ich das Konzentrationslager überlebe. Mutter hatte zusammen mit ihrem Mann in über dreissigjähriger Arbeit die Firma aufgebaut und wollte sie, verständlicherweise, für die nächste Generation retten. Mit ihrer Selbstbezeichnung, deren Unwahrheit kaum zu beweisen war, weil es ausser ihr unmittelbar Beteiligte nicht mehr gab, konnte Ernst vielleicht Arier werden und den Familienbesitz trotz Hitler übernehmen. Nach dem Krieg wurde bekannt, dass auch andere Betroffene auf ähnliche Art versucht haben, Angehörige vor der Deportation zu bewahren oder Familienbesitz zu erhalten.

Einem real denkenden Menschen musste 1944 allerdings längst klar gewesen sein, dass das «Tausendjährige Reich» am Untergehen und ein solcher Schachzug kaum mehr nötig war. Doch Mutter, inzwischen fast 70, wollte wohl unter dem Einfluss von Ernst ihr Haus bestellt wissen und sei es um den Preis einer Lüge.

Was sollte ich vor der Obrigkeit zu all dem sagen? Ich gestehe offen, dass ich nicht

mehr weiss, wie ich mich herausgewunden habe, um das Andenken meines Vaters zu schützen und gleichzeitig die Pläne von Mutter und Ernst nicht zu gefährden. In Wien wurde die Sache offenbar mit Vehemenz weiterverfolgt. Nach dem Kriege gestand mir mein Freund, Professor Holecek, dass mein Bruder ihm gegenüber erst vorsichtig darauf hingewiesen, sich schliesslich mit immer mehr Nachdruck bemüht hat, ihn zu überzeugen, dass er kein Herzstark ist. Mein Freund hat die Geschichte natürlich nicht geglaubt und sich im Stillen darüber amüsiert, mit welchem Eifer Ernst vorgegangen ist, seine Abstammung zu verleugnen.

Nach dem verlorenen Krieg mauserte sich das Fast-Kuckucksei rasch wieder zu einem Herzstark, um später, während der russischen Besatzung eines Teiles von Wien, – vermutlich mehr aus taktischen Erwägungen denn innerer Überzeugung – mit dem Kommunismus zu liebäugeln. Als Opportunist kam er bestimmt leichter durchs Leben als ich.

## Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald, wie ich sie erlebte

**A**ls der Krieg im Frühjahr 1945 in seine Endphase trat, arbeiteten viele meiner Kameraden und ich immer noch in Billroda. Anfang April kam der Befehl zur Rücküberstellung nach Buchenwald. Meiner Schätzung nach waren wir an die 60 Häftlinge, die den Weg dorthin zu Fuss antraten, eskortiert von fünf bewaffneten Volkssturmmännern mit zwei oder drei scharfen Hunden. Von SS war nichts zu sehen. Die hatte sich wahrscheinlich schon abgesetzt. Es wäre sicher nicht zutreffend, unsere Bewacher als böse zu bezeichnen; sie waren nur furchtbar ängstlich und deshalb fast gefährlicher als die SS-Leute. Es hatte den Anschein, als fürchteten sie sich vor ihren Befehlsgebern genauso wie vor uns. Deshalb machten sie kurzen Prozess, wenn einer ihrer Gefangenen nicht weiterkonnte. Ich schaffte es, samt meinem kleinen Kofferchen mit wenigen Habseligkeiten und den Rechenmaschinenzeichnungen Buchenwald zu erreichen.

Als wir uns die Strasse auf den Ettersberg hinaufschleppten, wurde das Lager bereits evakuiert. Tausende von Häftlingen kamen uns entgegen. Im Vorbeigehen suchten wir von ihnen herauszubekommen, wohin sie gebracht würden. Sie wussten es nicht. «Ihr kommt morgen dran», hiess es nur. Nach Kriegsende hörten wir, dass man diese armen Teufel in geschlossenen Güterwagen wie Vieh in Richtung Bayern geschafft hat. In einen Waggon mit Platz für vielleicht 40 Mann wurden 80 und mehr hineingepfercht, die Türen plombiert und drei Tage nicht geöffnet. Viele erstickten oder gingen anders zugrunde. Mir blieb dieses Schicksal im letzten Moment erspart. Im Lager angekom-

men, suchte ich meinen alten Block auf, zuletzt Nr. 48. Er war schon weitgehend geräumt. Ich traf nur noch wenige Kameraden an, mit denen ich hier übernachtete. Dann und wann grollte Geschützdonner. Sonst war kaum etwas zu hören. Am nächsten Morgen tauchte plötzlich wie aus dem Nichts ein halbes Dutzend Flugzeuge auf. Die Maschinen umkreisten das Lager und begannen wie wild zu schießen. Über ihnen war eine zweite Staffel. Wem der Angriff galt, wussten wir nicht. In unserer Angst suchten wir sofort Deckung. Durch den Luftdruck gingen ein paar Fensterscheiben entzwei, sonst passierte in der Umgebung der Baracken nichts. Später sickerte durch, dass die berüchtigte Division Dirlwanger den Befehl hatte, beim Anrücken feindlicher Verbände das ganze Lager samt seinen restlichen Insassen mit Flammenwerfern in Brand zu schießen und zu vernichten. Der Plan soll den Amerikanern hinterbracht worden sein. Am 11. April 1945 gelang es ihnen, bis zum Ettersberg vorzudringen. Sie griffen aus der Luft die aussen um das Lager postierten Vernichtungsnester an und schützten gleichzeitig den Vorstoss ihrer eigenen Panzer. Die zweite Flugzeugstaffel war zum Abfangen eventuell auftauchender deutscher Jäger eingesetzt.

Der Luftangriff dauerte mindestens eine halbe Stunde. Dann trat längere Zeit fast bängstige Ruhe ein. Was geschieht jetzt, dachten wir? Lauter werdendes Motorengeräusch signalisierte, dass etwas im Gange war. Bedeutete es Freiheit oder Ende? Ängstlich riskierten wir einen verstohlenen Blick aus einem der Fenster. Ein Jeep brauste heran und hielt vor unserer Baracke. Auf ihm sass ein Kaugummi lutschender Yankee. Die Amerikaner! Wir waren befreit, befreit, befreit... !

Als der Soldat mich erblickte, winkte er mich mit «hey, boy, come on» oder ähnlich zu sich heran. Dann begann er mich in reinstem Deutsch zu befragen. «Ja, ich bin Häftling hier», bestätigte ich ihm. Im Laufe unserer Unterhaltung erfuhr ich, dass es geglückt war, ihn, den Judenjungen, noch kurz vor Hitlers Vernichtungsaktion nach Amerika zu bringen. Jetzt diente er bei der amerikanischen Armee. Wegen seiner deutschen Muttersprache wurde er in Deutschland eingesetzt. Während wir miteinander plauderten, gesellten sich noch weitere Amerikaner hinzu. Sie besichtigten kurz die Baracke, schenkten mir ein paar Schachteln Lucky Strike und zeigten mir, wo ich und meine Kameraden Essen fassen konnten.

Von einer Stunde zur anderen begann ein ganz neues Leben. Einige Häftlinge verloren darüber den Verstand. Andere, die diesem Tag entgegengefiebert hatten, waren dem plötzlichen Umschwung nicht mehr gewachsen und starben vor Entkräftung, oder ihr Herz hielt der Freude nicht stand. Viele, normaler Kost entwöhnt aber hungrig, stopften zu schnell zu viel in sich hinein und litten an Magenkrämpfen und Durchfall.

Auch ich musste mich mit dem Schritt in die wiedergewonnene Freiheit erst inner-

lich auseinandersetzen. Ein oder zwei Tage vergingen, ohne dass ich etwas besonderes unternommen habe. Rache üben? An wem? Vergessen?

Eine der ersten Aktivitäten unseres neuen amerikanischen Lagerleiters bestand darin, die Weimarer Bevölkerung in das Lager zu kommandieren und ihnen die Gräueltaten ihres angebeteten «Führers» und seiner Vasallen vor Augen zu führen oder das, was davon übriggeblieben war. Wir 2.000 oder 3.000 ehemaligen Gefangenen, kümmerlicher Rest von ehemals vielleicht 36.000, wurden als lebende Zeugen deutscher Schande auf den Appellplatz befohlen. Beim Krematorium lagen noch Leichen, aufgeschichtet wie Holzscheite, bereit zum Verbrennen. Dort und an anderen Folterstätten liessen die Amerikaner die zitternden, weinenden, wehklagenden Männer und Frauen vorbei defilieren, um sie mit den menschenverachtenden Errungenschaften der nationalsozialistischen Idee zu konfrontieren. Nach der Vorführung verliessen die Leute fluchtartig den Ettersberg. Natürlich beteuerten die meisten, von den grauenhaften Verbrechen direkt vor ihrer Haustür keine Ahnung gehabt zu haben. Einige hatten sie vielleicht wirklich nicht oder hielten Durchgesickertes für Gerüchte, wer kann es wissen?

Mir hat das Ganze trotz allem wenig gefallen. Ich war unentschlossen, was ich tun sollte. Am liebsten wäre ich gleich nach Österreich zurückgegangen. Der Krieg war aber noch nicht beendet, so dass vorerst keine Möglichkeit dazu bestand.

Mir wurde versichert, im Lager bleiben zu können, so lange ich wolle. Die Amerikaner sorgten für die Verpflegung der restlichen Lagerinsassen. Überwiegend mit gezuckertem Hafer-, Reis- oder Griesbrei brachte ich mich langsam zu Kräften. Das Ende meines Aufenthaltes im Lager Buchenwald war zunächst nicht abzusehen. Da ich nicht arbeiten musste, habe ich mich zu langweilen begonnen und wurde neugierig.

Vom Ettersberg konnte man Weimar zu Fuss in etwa einer Stunde erreichen. Eines Tages machte ich mich auf den Weg hinunter. Als ich in meiner Häftlingskleidung unbefangen Richtung Stadt marschierte, wurde ich beinahe wie ein Gott behandelt! Die Passanten traten ehrerbietig vom Gehsteig – aus Angst? – machten mir überall Platz, grüssten, der eine und andere suchte mit mir zu sprechen und gleich seine Unschuld zu beteuern. Ich habe mich oft geniert und sofort beschwichtigt: «Ich weiss, Ihr wisst von nichts. Ich lebe, Sie leben. Wir wollen nicht richten».

Bei einem meiner Spaziergänge kam ich durch eine Strassenunterführung in der Nähe des Bahnhofes. Unter dem Gewölbe lagerte eine Gruppe erbarmungswürdiger Gestalten, alte Leute, Frauen, Kinder, stillende Mütter, zerlumpt, verdreckt, halb verhungert, offensichtlich Flüchtlinge. Neues Elend. Auch diese Leute erschraken als sie meiner ansichtig wurden und rückten zur Seite, um mich vorbeizulassen.

Es schien, als hätten alle Deutschen ein schlechtes Gewissen. Jeder, dem ich begegnete, fürchtete wohl, ich wolle Rache nehmen. Vielleicht gab es Befreite, die ihr Mütchen kühlten, denn viele hatten in den Lagern noch Schlimmeres erlebt als ich, vielen war die Familie ausgerottet worden. Mir war nach allem anderen zumute als nach Rache. Ich habe nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen, es als Geschenk Gottes zu werten, dass ich diese Prüfung überstanden habe und am Leben geblieben bin. Als Vollarier hätte ich vielleicht draussen auf dem «Feld der Ehre» längst tot sein können! Sollte ich Vergeltungsgefühle entwickeln gegenüber Menschen, die ich nicht kannte, die, ob mehr oder weniger freiwillig Nazi oder auch nicht, ihre Heimat, das Dach über dem Kopf, nächste Angehörige verloren haben?

Meine Erkenntnis war, wirklich Schuldige zu bestrafen, wenn man ihrer habhaft wird. Kollektiv alle Deutschen zu verdammen, widersprach meiner Natur und meinem Gefühl für Gerechtigkeit. Hass gebiert nur neues Unrecht. «Ich hasse nicht und will versuchen zu vergessen», nahm ich mir vor und bin diesem Grundsatz auch treu geblieben.

# Gastspiel in Thüringen

## Neue Berufschance bei Rheinmetall-Borsig in Sömmerda

**A**ls ich alle von der Zerstörung verschont gebliebenen Sehenswürdigkeiten be-  
sichtigt hatte, verloren meine Ausflüge nach Weimar für mich an Reiz. Ich be-  
gann, über meine Zukunft nachzudenken. Bei einem der nun ziellosen Streifzüge  
durch die Goethestadt fiel mir blitzartig ein, dass ich hier einen Bekannten habe. Kurt  
Müller, Jahrgang 1902 wie ich, war Büromaschinenfachmann. Ich hatte ihn 1928 über  
Astra kennengelernt und ihn mehrmals auf Ausstellungen getroffen. Ob er noch lebte?  
Ich begann mich zu erkundigen, und tatsächlich gelang es mir, sein Geschäft zu fin-  
den. Das Haus sah ziemlich verlassen aus, die Schaufenster waren mit Holz vernagelt.  
Ich ging die Treppe zur Tür hinauf und läutete. Nichts rührte sich. Nach nochmaligem  
Klingeln öffnete sich zaghaft ein Spalt, eine ältere Frau steckte den Kopf heraus. Sie  
erschrak sichtlich, als sie mich, adjustiert mit Russenjacke und als Häftling kenntlich,  
erblickte. Es war wie immer. Ich habe sie beruhigt, ihr versichert, dass ich ungefähr-  
lich bin und mich für mein plötzliches Auftauchen entschuldigt. Meine Frage nach  
Kurt Müller bejahte sie, stellte sich als seine Mutter vor und bat mich ins Haus. Als  
Müller meiner ansichtig wurde, war er fassungslos, mich als ehemaligen Buchenwald-  
Häftling wiederzusehen. Nachdem ich die üblichen Beteuerungen über Schuld und  
Unschuld angehört und ihn beschwichtigt hatte, kamen wir ins Plaudern. Ich erzählte  
einiges über meine Erlebnisse im Lager und erwähnte unter anderem, dass ich dort an  
einer kleinen Rechenmaschine gearbeitet habe, mit deren Konstruktion ich nun fertig  
bin. Müller horchte auf und meinte begeistert, dass ein solcher Artikel bereits seit Jah-  
ren auf dem Markt gesucht werde. Ob ich damit schon bei Rheinmetall gewesen sei?  
Ich verneinte, sei vielmehr hier, um mich bei ihm ein wenig über den deutschen Markt  
zu orientieren. Mein Gesprächspartner hielt die Sache für so interessant, dass er sich  
erbot, für mich Kontakte zu Rheinmetall anzubahnen.

Die Rheinmetall-Borsig AG, Berlin, betrieb in Sömmerda, 40 km nordwestlich von  
Weimar, seit Langem einen Zweigbetrieb zur Fertigung von Büromaschinen einge-  
richtet. Kurt Müller kannte dort einige massgebende Leute, berichtete ihnen, was ich  
anzubieten habe und vereinbarte eine erste Fühlungnahme. Wir trafen uns bei ihm in



Weimar. Zu der Unterredung erschienen insgesamt fünf Herren. Unter ihnen zu meiner grossen Überraschung Direktor Josef Weisserth. Mit ihm hatte im Jahre 1927 mein Vater Lizenzverhandlungen geführt, weil Rheinmetall sich eine seiner Erfindungen widerrechtlich zunutze gemacht hatte. Des Weiteren erinnere ich mich namentlich an Ing. August Kottmann, Konstrukteur der Rheinmetall-Rechenautomaten und an Patentanwalt Dr. Ing. Geiling, der inzwischen meine beiden 1944 veröffentlichten Grundpatente für die Taschenrechenmaschine kannte. Wir kamen schnell in ein angeregtes Gespräch. Als ich meine Zeichnungen vorlegte, waren die Herren perplex! Einen Rundbau für einen Taschenrechner hatte bisher niemand in Erwägung gezogen. Es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen und sie waren hochinteressiert, mit mir in Kontakt zu kommen. Mit dieser Zukunftsperspektive vor Augen verliess ich das Lager Buchenwald endgültig und nahm mir in Weimar ein Zimmer. Anfangs wohnte ich in der Inneren Erfurter Strasse 2. Später wechselte ich in die Heinrich-Heine-Strasse 2. Es fanden sich Menschen, die sich ein wenig meiner annahmen. Darunter eine Arztwitwe mit vier Kindern, Madame Madeleine Reuter, von Geburt Französin, die die Mieteinnahme sicher zum Leben brauchte. Auch eine Familie Dörries mit zwei Töchtern, aus dem Raum Trier evakuiert, lernte ich kennen. Sie ging später nach Westdeutschland zurück.

Der Krieg war inzwischen zu Ende gegangen und Thüringen in der Hand der Amerikaner. Die Besatzer bemühten sich, stillliegende Betriebe möglichst bald wieder in Schwung zu bringen, um die Bevölkerung für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen zu lassen. So war es auch bei Rheinmetall-Borsig. Da dort eine ganze Anzahl Leute aus der früheren Führungsetage wegen allzu brauner Vergangenheit fehlten, war ich als Fachmann mit weisser Weste sehr willkommen. Beim damaligen Präsidenten des Landes Thüringen, Dr. Paul, wurde das Nötige veranlasst, mich mit der zunächst treuhänderischen Leitung des Betriebes als technischer Direktor zu betrauen.

Noch vor meiner Übersiedlung nach Sömmerda verlangte ich eine gute Zeichnerin, die in der Lage sein musste, die im Lager gefertigten Bleistiftskizzen ins Reine zu übertragen. Mir wurde berichtet, dass in Apolda ein verlagerter Betrieb von Bosch existiere. Dort sässe eine Gruppe von Mitarbeitern mit ungewisser Zukunft. Ein Auto der Regierung mit Holzvergaser brachte mich hin. Meine Wahl fiel auf eine Dame namens Wilma Scherer (heute Riegel), die sich bereit erklärte, die Zeichenarbeit zu übernehmen. Solange ich in Weimar wohnte, fuhr sie täglich, oft auf dem Puffer sitzend, die zwölf Kilometer per Zug zu mir herüber. Fräulein Scherer hatte eine rasche Auffassungsgabe und arbeitete sehr präzise, so dass ich mich entschloss, sie nach Sömmerda mitzunehmen.



*Rheinmetall-Borsig AG in Sömmerda/Thüringen Rechenmaschinenwerk I und II  
im Jahr 1945*

In Sömmerda machte ich kurz die Bekanntschaft mit Major Rand, einem Enkel Mister Rands vom Remington-Konzern aus Amerika. Der Remington-Konzern übernahm die Adler-Torpedo-Werke in Frankfurt. Wäre Thüringen amerikanisch geblieben, hätte Remington vielleicht auch Rheinmetall geschluckt. Meine Unterhaltung mit Mr. Rand war sehr aufschlussreich. Er kannte den Markt genau und schätzte den Weltmarktbedarf meines Monopolar Artikels auf 8 bis 10 Millionen Stück. Eine Jahresproduktion von 100.000 bis 150.000 Stück wäre in Amerika kein Problem. Das hätte sich auf den Herstellungspreis der Maschine positiv ausgewirkt, verglichen mit den späteren liechtensteinischen Kleinauflagen. Rand meinte allerdings, für Remington käme nur ein Erwerb der Patente in Frage. Er rechne mit einer Abfindung von ungefähr 100.000 bis 150.000 US-Dollars (Kurswert 1945) für den Erfinder. Zum Produktionsaufbau müsste ich mich für vielleicht ein Jahr verpflichten, in den Staaten zu arbeiten. Damit wären dann alle gegenseitigen Verpflichtungen abgegolten.

Die folgenden politischen Ereignisse verhinderten jedes weitere Nachdenken über das Angebot. Kurz nach meiner Unterhaltung mit Mister Rand räumten die Amerikaner aufgrund des Potsdamer Abkommens Sachsen und Thüringen zugunsten Westberlins. Am 5. Juli 1945 zogen die Russen als neue Besatzungsmacht ein. Sofort wehte ein merklich anderer Wind. Sämtliche Fabriken und Privatvermögen wurden beschlagnahmt und zu Volkseigentum erklärt. Die Betriebe bekamen kommunistische

Oberaufseher. Tüchtigkeit war nicht gefragt, nur die Linientreue musste stimmen. Dann setzte eine grosse Säuberungswelle gegen ehemalige Nationalsozialisten ein.

Dessen ungeachtet erhielt ich am 29. August 1945 von der thüringischen Präsidialkanzlei unter Dr. Arnold Hagenberg die offizielle Bestallungsurkunde zum Treuhänder der Rheinmetall-Borsig AG, Werk Sömmerda. Die gleiche Funktion übertrug man mir auch für die Waffenfabrik Karl Walther in Zella-Mehlis. Darüber war ich wenig erfreut. Ich wollte nur Rechenmaschinen bauen, alles andere interessierte mich nicht.

In der Zwischenzeit hatte der Landrat des Kreises Weissensee, Sonntag, auf Drängen der russischen Besatzungsbehörde bei Rheinmetall einen roten Wachhund eingeschleust. Dieser Paul Kroscewski, übersät mit Tätowierungen nackter Weiber, hatte vorher als Heizer auf einem deutschen Schiff gearbeitet. Jetzt war er zum langen Arm der Russen avanciert, vor dem man sich in Acht nehmen musste.

Ich nehme an, auf seine Initiative fand am 18. September 1945 eine Besprechung statt, an der drei Herren der thüringischen Präsidialkanzlei mit Dr. Hagenberg an der Spitze, Landrat und Bürgermeister von Sömmerda, Bode, als Behördenvertreter, Kroscewski, Ing. Kottmann, Dr. Katthage und ich als Repräsentanten der Rheinmetall teilnahmen. Erste Amtshandlung war, die beiden bis jetzt noch tätigen Prokuristen, Josef Weisserth als kaufmännischen Leiter und Ing. Kottmann als technischen Leiter des Werkes wegen ihrer früheren Parteizugehörigkeit zu entmachten. Weisserth wurde entlassen, Kottmann, der immerhin 60 Patente eingebracht hatte, galt als unentbehrlich. Man kürzte sein Gehalt um die Hälfte auf 1.000 Reichsmark, verweigerte ihm jede Patententschädigung und entzog ihm alle Verfügungsgewalt.

Für die kommissarische Leitung der Rheinmetall-Borsig AG, Sömmerda, mit allen ihren thüringischen Zweigbetrieben in Apolda, Stadtilm, Gispersleben, Münchenbernsdorf, Dachrieden und Mühlhausen schuf man ein Triumvirat:

1. Direktor Paul Kroscewski,
2. Technischer Direktor Ing. Curt Herzstark (auch Aussendienstorganisation),
3. Kaufmännischer Direktor Dr. Herbert Katthage,

Kroscewski war dazu ausersehen, uns anderen die Richtlinien vorzugeben!

Ich bekam ein Gehalt von 1.500 Reichsmark zugesprochen und durfte in einer leerstehenden Werksvilla eine Wohnung beziehen, für deren Einrichtung Landrat und Bürgermeister zu sorgen hatten. Mitte Oktober traf man mit mir zusätzliche Sondervereinbarungen über den Vertrieb von Rheinmetall-Produkten in verschiedene Länder.

Die Höhe der Bezüge von Dr. Katthage und der übrigen Belegschaft des Werkes – zu dieser Zeit 1.150 Arbeiter und 150 Angestellte – hatte Kroscewski zu prüfen und zu bestimmen.

Diese neuen Tatsachen widersprachen allen meinen Vorstellungen.

Meine äusseren Verhältnisse hatten sich seit meinem Eintritt bei Rheinmetall verbessert. Ich verfügte über ein angemessenes Einkommen, besass die nötigste Zivilkleidung, mein Kopfhaar war fast nachgewachsen. Zwar behielt ich meine Weimarer Adresse, hielt mich aber überwiegend in der Werkswohnung in Sömmerda auf. Die ältere Tochter der Familie Dörries, deren Mann vermisst war, führte mir den Haushalt. Albert Schmidt, aus dem Krieg zurückgekehrter Garagenmeister des Werkes, stand mir als Chauffeur samt Dienstwagen zur Verfügung. Gemessen an den Zeitumständen durfte ich mich zu den Privilegierten rechnen. Aber die ursprünglichen Voraussetzungen hatten sich gravierend verändert.

Kurz nach meinem Eintritt bei Rheinmetall, noch unter amerikanischer Besatzungszeit, hatte ich begonnen, aufgrund der Konstruktionszeichnungen Einzelteile für drei Prototypen meiner Taschenrechenmaschine anfertigen zu lassen. Das war nicht schwierig, weil das Werk über einen modernen Maschinenpark und versierte Mechaniker verfügte. Im Spätherbst waren sämtliche Teile für die drei Mustermaschinen fertiggestellt. Von meinem Direktionsgehalt habe ich sie auf Heller und Pfennig bezahlt, um Eigentumsstreitigkeiten von vornherein auszuschliessen. Die Patente gehörten nach wie vor mir. Leider wurde mir immer klarer, dass an eine Produktion meines Taschenrechners bei Rheinmetall unter den gegebenen Umständen nicht zu denken war. Mein Entschluss, wegzugehen, festigte sich. In diesem Stadium traten Ereignisse ein, die meine Absicht schneller als geplant zur Tat werden liessen.

## Flucht aus Thüringen

**N**icht lange nach der Besetzung Thüringens durch die Russen versuchten mich einige ehemalige Mithäftlinge aus dem Konzentrationslager enthusiastisch zum Kommunismus zu bekehren. «Genosse, jetzt kommt für Dich eine neue Zeit! Solch fähige Leute wie Dich brauchen wir. Du kommst doch in die Partei?» Nichts lag mir ferner als dies. Sie wüssten, argumentierte ich, dass ich ihnen immer ein guter Kamerad gewesen sei, aber auch, dass ich als früherer Unternehmer eigentlich der von ihnen verachteten Bourgeoisie angehöre. Sie mögen mir deshalb Zeit lassen, mich mit der marxistischen Lehre auseinander zu setzen, bevor ich der ihre werde. Wenn ich der kommunistischen Partei beitrete, möchte ich es aus wirklicher Überzeugung, nicht mit halbem Herzen tun. Im Übrigen standen damals, zumindest pro forma, auch andere Parteien, wie die Sozialdemokraten, Christdemokraten, Freien Demokraten usw. zur Wahl. Dagegen konnten meine «linken» Kameraden nichts einwenden. Ich merkte so-

fort, dass ich sie verstimmt hatte. Im Betrieb beschlich mich bald das Gefühl, argwöhnisch beobachtet zu werden.

Über meine Kontakte zu Zeiss in Jena war mir inzwischen vertraulich berichtet worden, dass man dort eines frühen Morgens einige massgebende Kapazitäten aus den Betten geholt und nach der Krim abtransportiert hatte. Wie sich die Bilder glichen! Auch meinen KZ-Kapo Heinz Grosse, der wegen seiner allzu sozialistischen Gesinnung während der Naziherrschaft in Buchenwald gelandet war und die braune Diktatur überlebt hatte, ereilte das gleiche Schicksal. Kaum in Freiheit, schnappten ihn wieder die Russen. Volle zehn Jahre musste er nun sein Wissen für die roten Herren in der Sowjetunion ausspucken. Grosszügig erlaubten sie ihm, seine Frau nachkommen zu lassen. Seine Kinder kamen in Russland zur Welt. Nach der Rückkehr kurz in Weimar, flüchtete er 1956 mit der Familie nach dem Westen. Zuletzt arbeitete er als Oberingenieur bei MBB in München. Wohl als Folge all der körperlichen und seelischen Strapazen starb er im Alter von nur 58 Jahren an Herzversagen.

Als Kroscewski eines Tages von mir verlangte, ihm besonders fähige Fachkräfte aus dem Betrieb und den Zweigwerken zu benennen, beschlich mich ein sehr ungutes Gefühl. Ich war weder gewillt, den neuen Machthabern jemanden ans Messer zu liefern, noch selbst vom Regen in die Traufe zu kommen. Einige Male beteiligte man mich an rein politischen Missionen, die mit meinem Status als technischer Direktor der Rheinmetall-Werke nicht das Geringste zu tun hatten, noch mich etwas angingen. Wollte man meine Gesinnung prüfen? Einmal wurde ich Zeuge, wie man in Gera die Besitzer einer Glasfabrik und eines Kaffeehauses enteignete. Gnadenlos wurde alles beschlagnahmt und zu «Volkseigentum» erklärt. Die Besitzer setzte man ohne Erbarmen an die Luft. Von ihrer Habe durften sie so gut wie nichts mitnehmen. Ich konnte das Elend dieser jammernden, klagenden Menschen gut nachempfinden, war unser Betrieb sieben Jahre zuvor ja in fast ähnlicher Lage gewesen. Was immer man den Leuten vorwerfen mochte, sie taten mir unendlich leid. Der Kellner des Kaffeehauses weinte. 20 Jahre habe er in dem Betrieb gedient und sei vom Wirt immer gut behandelt worden. Es half alles nichts. Die angeblichen «Ausbeuter» mussten linientreuen Kommunisten weichen. Mir ging das alles zu Herzen und ich hatte nicht die Absicht, mir die Hände schmutzig zu machen.

Zu diesem Zeitpunkt sah ich längst, dass ein weiteres Verbleiben in Sömmerda wenig sinnvoll und Zeitverschwendung war, überdies zunehmend gefährlicher wurde. Ende November 1945 trat ein Ereignis ein, das den letzten Anstoss zum Aussteigen gab. Einmal mehr hatte ich dabei den lieben Gott auf meiner Seite.

Mein Chauffeur Albert Schmidt, als ehemaliger Landser mit manchen Schlichen vertraut, fasste im Laufe unserer Zusammenarbeit ein gewisses Zutrauen zu mir. Vielleicht honorierte er, dass ich ihn nicht als Untergebenen, sondern, wie ich es von Vater gelernt hatte, als Mitarbeiter behandelte. «Herr Direktor, wenn Sie mich nicht verraten, möchte ich ihnen etwas sagen», raunte er mir eines Tages zu. Er kenne mich doch und könne mir vertrauen, ermunterte ich ihn. Da verriet er mir, dass er vom politischen Direktor Kroscewski beauftragt worden sei, mich zu überwachen und ihm jeden Abend Bericht zu erstatten, was ich tagsüber alles treibe. «Ich möchte Ihnen raten, bald von hier wegzugehen. Ich habe das Gefühl, es wird kein gutes Ende nehmen». Ich freute mich, dass der Mann mir gegenüber so anständig war. Mir selbst war nicht verborgen geblieben, dass seit geraumer Zeit während der Mittagspause ständig eine Person auffällig-unauffällig um die Villa flanierte. Wahrscheinlich wurde ich bereits rund um die Uhr überwacht. Es war also fünf vor zwölf und höchste Zeit zu verschwinden. Aber wie?

Da spielte der Zufall mit. Die russische Kommandantur befahl Ende November 1945 massgebende Leute aus der Industrie nach Erfurt, um neue Direktiven für die Betriebsführung auszugeben. Kroscewski erteilte meinem Chauffeur Schmidt den Auftrag, mich nach Erfurt zu bringen. Dessen Beziehungen zu allen möglichen Leuten reichten bis nach Weimar. Er wusste, dass ich Wiener bin. Ihm war bekannt geworden, dass ein oder zwei Tage nach der Erfurter Besprechung von Weimar aus ein Transport mit Rückübersiedlern nach Österreich abgeht. Es wäre die letzte Möglichkeit, mich abzusetzen, riet mir sein Landserinstinkt. Nun musste alles rasch und unauffällig gehen. Ich weihte meine Zeichnerin, Fräulein Scherer, und die Dame, die bei mir im Haushalt lebte, ein. Auf sie konnte ich zählen. Vormittags blieb ich im Werk, zum Essen ging ich wie immer in meine Wohnung. Die Damen hatten heimlich meinen kleinen Koffer mit spärlichen Kleidungsstücken – einem Anzug und etwas Wäsche – vorbereitet. Ich packte die gesamten Zeichnungen meiner Rechenmaschine und eine Schachtel mit den sämtlichen Einzelteilen für die drei Prototypen dazu. Laien mochten das für Kinderspielzeug halten. In die Jacke nähten die Damen Geld ein.

Vor dem Haus patrouillierte schon wieder ein Spion. Weil er meinen Koffer nicht sehen durfte, holte mich Albert Schmidt am rückwärtigen Eingang des Hauses ab und brauste Richtung Erfurt davon. Nach einigen Kilometern änderte er die Richtung, rumpelte mit dem Holzvergaser über Feldwege auf die Strasse nach Weimar und gab mich dort bei meinen zuvor informierten Bekannten ab. Dann fuhr er ordnungsgemäss nach Erfurt, wo um 14 Uhr die Sitzung begonnen hatte. Als sie gegen 18 Uhr endete, war er zur Stelle, tat, als ob er mich suche und rief laut: «Herr Direktor Herzstark, Herr

Direktor Herzstark», um so Zeugen zu haben und sich zu decken. Ich aber war nirgends zu finden. «Ich habe ihn doch hergebracht», behauptete Schmidt und spielte seine Rolle so perfekt, dass sich einige Leute sogar einbildeten, mich zu Beginn der Sitzung noch gesehen zu haben. Nach Sömmerda zurückgekehrt, meldete er, ich sei verschwunden.

Der gute Mann hat für mich aus reiner Menschlichkeit Kopf und Kragen riskiert, obwohl er mir zu nichts verpflichtet war. Ebenso gut hätte er mich verpfeifen können. Es gab in dieser wirren Zeit aber auch anständige Menschen. 1954 ist Albert Schmidt selbst auf gefährvolle Weise über Berlin nach dem Westen getürrmt. Er lebte zuletzt in Hamburg.

Meine Weimarer Helfer hatten alles Weitere organisiert. Die Nacht über verbarg mich Madame Madeleine Reuter, die Arztwitwe. Zeitig früh am nächsten Morgen fuhr der Omnibus mit den Österreichern von einem bestimmten Platz in Weimar ab. Man brachte mich aber nicht dorthin, sondern zusammen mit noch einer Dame in eine evangelische Kirche, etwa einen Kilometer weiter auf der Fahrtroute. Diese Vorsichtsmaßnahme erwies sich als richtig. Wie ich später erfuhr, erkundigten sich vor dem Start des Omnibusses zwei Männer nach einem Herrn Herzstark! Sie suchten mich also schon und hätten mich sicher verhaftet. Als der Transport die Kirche passierte, sprang ich mit meinem Kofferchen auf und war meinen Häschern entkommen.

Wenig später kehrten auch Fräulein Scherer und Frau Holstein Thüringen den Rücken, Richtung Stuttgart beziehungsweise Trier. Madame Reuter ging mit ihren vier Kindern 1948 in ihre französische Heimat zurück. Regierungspräsident Dr. Paul und der Leiter der Präsidialkanzlei, Dr. Hagenberg, flüchteten, nachdem sie abgesetzt worden waren, ebenfalls in den Westen. Der ehemalige kaufmännische Direktor und Prokurist von Rheinmetall, Josef Weisserth, setzte sich mit seiner Familie nach Frankfurt am Main ab. Ich verschaffte ihm später den Generalvertrieb der CURTA für Westdeutschland.

Auf der Fahrt in die Freiheit erreichte unser klappriger Bus nach stundenlanger Reise über Chemnitz und das Erzgebirge gegen Abend Prag, die Hauptstadt der wiedererstandenen Tschechoslowakei. Hier begegnete mir gleich neues Elend. Die deutsche Bevölkerung aus den Sudetengebieten war teilweise bereits «heim ins Reich» befördert worden. Die noch verbliebenen Deutschen mussten zur Kennzeichnung ihrer Nationalität weisse Armbinden mit einem grossen schwarzen «N» = Nemeč (Deutscher) – Gegenstück zum Judenstern – tragen und waren Freiwild für die Tschechen.

Ich landete mit den Anderen im provisorischen österreichischen Konsulat, das in einer leerstehenden Villa untergebracht war. Wahrscheinlich hatte man einen Deutschen daraus vertrieben. Auf dem Parkettboden eines grossen Raumes sassen bereits

um die 15 Personen, vollkommen angekleidet, ziemlich heruntergekommen, teilweise verlaust, Zivilisten, die auf den Rücktransport in die Heimat warteten. Ich gesellte mich zu ihnen. Am nächsten Morgen juckte es auch mich schon überall! Niemand hatte eine Ahnung, was weiter mit uns geschehen würde.

Irgendwann tauchte eine Tschechin auf, die hier Dienst tat. Die noch nicht entfernten Embleme auf meiner Jacke wiesen mich als ehemaligen KZ-Häftling aus. Im Gespräch mit ihr erfuhr ich, dass einer der Vizebürgermeister Prags wie ich in Buchenwald gewesen war. Man brachte mich zu ihm. Ich durfte bei ihm baden und wurde entlaust. Nach meinen weiteren Plänen befragt, äusserte ich die Absicht, so bald wie möglich nach Österreich zurückzukehren. Bis an die Grenze könne er mir behilflich sein, bot er mir an; wie es in Österreich aussehe, wisse er nicht. Er gab mir tschechisches Geld und beauftragte einen Mann, mich zum Zug zu bringen. Zu dieser Zeit war es allen Deutschen in der Tschechoslowakei verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Mein Begleiter informierte den Schaffner, dass ich heimkehrender KZ-ler sei, und so fuhr ich ohne Schwierigkeiten in einem normalen Eisenbahncoupé als einziger Deutscher unter lauter Tschechen in Richtung südlicher Grenze. Bei meinen Mitreisenden erweckte ich einige Neugierde. Manche versuchten sogar, trotz mangelhafter Deutschkenntnisse sich mit mir zu unterhalten.

In České Velenice endete die Fahrt für mich. Der Bahnhof liegt auf tschechischem Gebiet. Um weiterzukommen, musste ich über die Grenze hinüber nach Gmünd. Wider Erwarten passierte ich mit meinem Koffer unbeanstandet die Brücke über den Fluss. Was nun?

Mir fielen frühere Kunden aus dem Ort ein. Mein erster Weg führte zur Sparkasse. Zugesperrt, hoffnungslos. Der Kohlenhändler Warmetsberger hatte aber doch eine Maschine von uns! Als ich in die Nähe seines Hauses kam, schäkerten auf zwei Bänken davor fünf oder sechs halbbetrunkene Russen mit ein paar Mädchen. Ich machte sofort kehrt. Von einer Passantin erfuhr ich schliesslich, dass Warmetsberger zwar noch lebe, sein Haus aber beschlagnahmt sei und er mit seiner Familie in der Scheunehäuser. Dort fand ich ihn. Unter Tränen schilderte er seine Lage. Als er sich beruhigt hatte, fragte ich ihn, wie ich nach Wien gelangen könnte. Es schien ihm unmöglich, da keine Züge verkehrten. Plötzlich kam ihm eine Idee. «Wenn Sie Zigaretten hätten, kann ich Ihnen vielleicht helfen. Zweimal wöchentlich kommt aus dem nordböhmischen Revier ein Kohlenzug für die Militärbesatzer in Wien hier durch. Im Bahnhof Gmünd wird das tschechische Zugpersonal gegen österreichisches ausgewechselt. Ich kenne die Leute. Vielleicht lässt sich etwas machen».

Am nächsten oder übernächsten Abend war es soweit. Warmetsberger hat mit Lucky Strike das Zugpersonal bestochen, ich wurde samt meinem Koffer in ein Brem-



serhäuschen verfrachtet und los ging die Reise. Nach gut sechsständiger Fahrt stieg ich im Nordbahnhof aus. Es dürfte zwischen zwei und drei Uhr nachts gewesen sein. Beleuchtung gab es keine. Es war aber eine wundervolle Mondnacht. Die letzte Etappe, um die zehn Kilometer vom Prater bis in die Linke Wienzeile, legte ich zu Fuss zurück. Ungefährdet erreichte ich nach vier Uhr früh mein Ziel. Nach fast zweieinhalbjähriger Abwesenheit stand ich wieder vor unserer Haustüre. Meine Odyssee war beendet.

Auf mein wiederholtes Klingeln rührte sich nichts. Ich trommelte gegen das Tor, rief immer wieder meinen Namen. Nach endlos langer Zeit erschien die Hausbesorgerin. Als sie meiner ansichtig wurde, meinte sie wohl, einen Geist zu erblicken. «Herr Curt! Was für ein Wunder, Sie leben!», rief sie erschrocken aus. Während sie mich einliess, erklärte sie mir das lange Zögern. Nachts zögen oft plündernde Banden durch die Strassen. Deshalb öffneten sie nie. Ich war froh, einer solchen Horde nicht begegnet zu sein und den Koffer mit meinem gesamten geistigen Eigentum durch alle Fahrnisse bis hierher gerettet zu haben. Es war ein Gottesgeschenk!

# Abschied von Wien

Wien – Dezember 1945 bis Mai 1946

Während meines Aufenthaltes in Thüringen war es mir nicht möglich gewesen, meine glückliche Befreiung aus dem Konzentrationslager nach Hause zu melden, weil die Besatzer jeglichen Postverkehr sowohl zwischen ihren Zonen wie auch ins Ausland, zu dem Österreich nun wieder zählte, lange Zeit blockierten. Mein plötzliches Wiederauftauchen in Wien wirkte daher auf Mutter und Bruder fast wie ein Schock, hatten sie doch ewig nichts mehr von mir gehört und wähten mich wahrscheinlich tot. Nun stand ich als lebendes Gespenst in der Tür. Es flossen Tränen und die Freude über meine Errettung schien gross.

Die ersten zwei, drei Tage vergingen mit gründlichem Säubern, Ausruhen, Erzählen und langsamer Wiedereingliederung in die Familie. Als der Gefühlsüberschwang verebbte war, zeigte nach und nach die Realität ihr ziemlich düsteres Gesicht. Genau wie Berlin hatten die Siegermächte auch Wien unter sich aufgeteilt. Die Versorgungslage war trostlos. Als KZ-Rückkehrer erhielt ich immerhin doppelte Lebensmittelrationen. Auf diese Weise konnte ich zu Hause ein wenig helfen.

Bei der Familie meiner späteren Frau sah es noch schlechter aus. Ihr Vater musste, obwohl schwer herzkrank, als früherer kleiner Parteifunktionär bei Aufräumungsarbeiten auf Trümmergrundstücken Frondienste leisten. In seinem Installationsgeschäft in der Hofmühlgasse sass ein kommissarischer Verwalter. In der Wohnung im gleichen Haus war ein Wohnraum für einen französischen Offizier beschlagnahmt, in einem anderen Zimmer ein ausgebombtes Ehepaar einquartiert. Familie Spindler logierte zusammengepfercht in den übrig gebliebenen Räumlichkeiten. Die Villa in Mauer, die der Vater schenkungsweise der Tochter überlassen hatte, war teils von Mietern, teils von Russen besetzt. Ich intervenierte bei der Wiener Politischen Polizei, bei der auch einige frühere Buchenwaldhäftlinge amtierten, um unter Hinweis auf die mir ins KZ geschickten Lebensmittelzuwendungen Erleichterungen für die Familie Spindler zu erwirken. Es gelang, Vater Spindler von den Aufräumungsarbeiten freizubekommen. Auch manche andere kleine Lockerung konnte ich für Spindlers durchsetzen.

Die Situation im Herzstark-Betrieb glich der nach dem Ersten Weltkrieg: Abgenutz-

ter, überalterter Maschinenpark, kein Geld, kaum Arbeit. Die Reichsmark, die Mutter für die Kriegslieferungen eingenommen hatte, war ungültig geworden. Ebenso erging es mir mit mehreren tausend Mark aus meiner Zeit als Direktor bei Rheinmetall, die ich im Anzug eingenäht nach Wien gerettet hatte. Bevor Hitler kam, besaßen wir einen kleinen Rückhalt in der Schweiz. 1938 mussten alle Auslandskonten angemeldet werden. Da einige Leute aus unserer Buchhaltung davon wussten, getrauten wir uns nicht, diesen Notgroschen zu verschleiern. Auch dieses Geld war weg.

Mutter war nach wie vor Eigentümerin des Betriebes, des Geschäftshauses und der Villa in Rodaun. Bruder Ernst hatte sich vom Fast-Kuckucksei zu einem echten Herzstark zurückgemausert. Weil der Kommunismus gerade Konjunktur hatte, zeigte er sich neuerdings linkslastig. Unser Kino im Prater existierte nicht mehr. Es war in der letzten Kriegsphase zusammen mit dem gesamten Wurstlprater abgebrannt. Ich hörte die Version, dass Mutter es noch kurz vor der Katastrophe verkauft haben soll. Wie es wirklich war und wer den Erlös eingestrichen hat, konnte ich nie erfahren. Nach meiner Rückkehr von Thüringen nach Wien hat man mir genauen Einblick in die wahren Herzstark'schen Vermögensverhältnisse weitgehend vorenthalten.

Bruder Ernst sass, wie bekannt, seit Kriegsbeginn zu seinem Schutz mit in der Firma. Seiner Kinoexistenz beraubt, hatte er jetzt, unterstützt von Mutter und sicher auch von seiner Frau, nicht die Absicht, seine Stellung zu räumen, obwohl er inzwischen im Prater am Platz des früheren Kinos ein Karussell betrieb, in dessen Nachtöpferin die Wiener samt Besuchern neuer Lustbarkeit frönten.

Da meine Familie offenbar nicht damit gerechnet hatte, mich je wiederzusehen, hatte Mutter die Übergabe der Firma Herzstark & Co. an meinen Bruder eingeleitet. Sie versuchte mich zu bereden, mich mit ihm zusammenzutun, um meine Erfindung auszuwerten. Eingedenk des früheren Desinteresses von Ernst an allem, was mit dem Betrieb zusammenhing, seiner aufwendigen Hobbies wie Motor- und Schiesssport, konnte ich mich dazu nicht entschliessen. Überdies hatte Ernst mit der Entwicklung der Taschenrechenmaschine – meines derzeit einzigen Kapitals – nicht das Geringste zu tun.

Eigenartigerweise waren die nach Vaters Tod schriftlich festgehaltenen Abmachungen, wonach ich allein den Betrieb übernehmen sollte, die wir aber wegen des Hitlereinmarsches damals ausgesetzt hatten, plötzlich nicht mehr auffindbar. Ich hätte natürlich das Gericht bemühen und mein alleiniges Recht an der Firma Herzstark & Co. notfalls erstreiten können, wollte aber den Namen meiner Familie nicht öffentlich besudeln. Was hätte ich letzten Endes davon gehabt?

Für die Wiederankurbelung des Betriebes fehlte das nötigste Kapital, es gab kein Rohmaterial, zeitweise nicht einmal Strom. Schon bei der Montage der drei zerlegt mitgebrachten Prototypen meines Taschenrechners in unserer Werkstatt trat die ganze Misere deutlich zutage. Zu dieser Zeit konnte ich mich wenigstens noch auf unseren alten Meister Laurenz Schweiger stützen. Einige Monate nachdem ich später Wien verlassen hatte, setzte mein Bruder als neuer Firmenchef ihn und einen zweiten Angestellten, Herrn Batke, an die Luft, mit der Begründung, die beiden seien an meiner Verhaftung schuld gewesen. Schweiger kündigte er sogar seine jahrzehntelang innegehabte Wohnung in unserem Hause. Ich bin sicher, die Beschuldigungen entbehrten jeder Grundlage. Schweiger war mehr als ein Vierteljahrhundert Meister bei uns gewesen und in meinen Augen durchaus integer, genau wie Herr Batke. Meinem Bruder zu unterstellen, dass er Mitwisser eigener Machenschaften loswerden wollte, wäre vermessen. Der wahre Grund seines Handelns wird mir immer rätselhaft bleiben. Mein späteres Einschalten von Liechtenstein aus bewirkte wenigstens, dass er Schweiger eine Abfindung zahlen musste. Dessen Nachfolger bis zur endgültigen Liquidierung der Firma Herzstark & Co. wurde Franz Weitz, derselbe, der 1928 in Berlin uns bei der Ausstellung assistiert und sich über das «Wiener Schnitzel mit Hering» mokiert hatte.

Trotz der Interessenkollision mit Mutter und Bruder betätigte ich mich während meines kurzen Wien-Gastspiels im Betrieb. Neben dem Zusammenbau der Prototypen, die sofort störungsfrei funktionierten, experimentierte ich mit einer gleichen Maschine, jedoch mit Antrieb an der Unterseite in Form einer Vertiefung zum Drehen mit der Fingerkuppe. Ich verwarf dieses Konzept aber bald, weil es sich als nicht praktisch erwies. Darüber hinaus befasste ich mich mit ersten Prospektentwürfen für die kleine Rechenmaschine.

Wie 25 Jahre zuvor Vater, versuchte jetzt auch ich, im Handelsministerium und bei anderen Regierungsstellen unter Hinweis auf meinen Monopolartikel, den ich bereits vorweisen konnte, finanzielle Unterstützung für die Produktionsaufnahme zu bekommen. Ich erbat keine Riesenbeträge, lediglich eine Starthilfe für den Kauf neuer Werkzeugmaschinen. «Wir haben jetzt andere Sorgen, Herr Herzstark», hiess es nur.

All diese enttäuschenden Erfahrungen, zusammen mit der nach wie vor unklaren und unerfreulichen Situation in der Familie, brachten mich zu der Erkenntnis, dass ich in Wien nur meine Zeit vergeude. «Schluss mit allem», sagte ich mir und beschloss auszuwandern und irgendwo anders einen Interessenten für meinen Artikel zu finden, bei dem ich mich gleichzeitig beruflich mitbetätigen konnte.

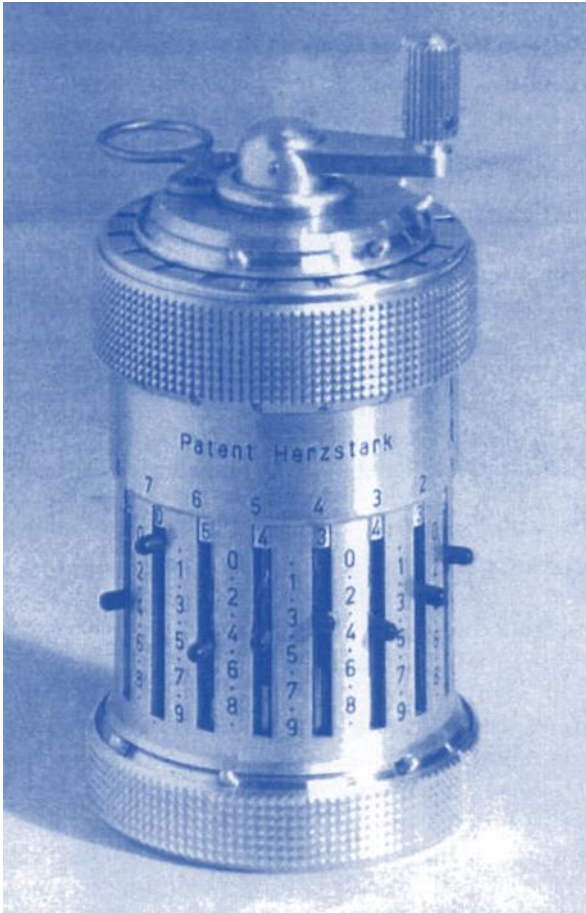
In Erinnerung an die Unterhaltung mit Major Rand Ende Juni 1945 bei Rheinmetall

wandte ich mich an meine Kreisler-Verwandschaft in Amerika, um über sie Kontakte zu Remington zu knüpfen. Gleichzeitig schrieb ich am 24. Januar 1946 gleichlautende Angebote mit Bewerbung an sechs Schweizer Firmen einschlägiger Branchen. Wegen der unsicheren Postverhältnisse half das Schweizer Konsulat in Wien bei der Weiterleitung. Die Antworten trafen, da sie alle über die österreichische Zensurstelle liefen, erst Ende Februar / Anfang März ein. Von Christen & Cie., Bern, kam eine eindeutige Absage. Die Häuser Eterna SA., Grenchen, Landis & Gyr AG, Zug und E. Paillard & Cie., SA. Yverdon, zeigten bedingtes Interesse. Die Antwort der Firma E. Muggli AG, Zürich, fiel positiv aus. Sie wollte mit mir in Verhandlungen eintreten und schlug vor, mich beim Schweizer Konsulat mit ihr als Referenz um ein Einreisevisum zu bemühen.

In der Zwischenzeit aber erhielt ich ein überaus erfreuliches Telegramm vom 12. Februar 1946 von der Précisa AG, Zürich: «Much interest – await urgently your visit in Zurich – Précisa». Darauf folgte am 28. Februar ein ausführlicher Brief von Ernst Jost persönlich. Anspielend auf unsere langjährige Bekanntschaft, auf eine Herzstark-Erstentwicklung von Vater und meinen Multimatorenerfolg 1928 lud er mich ein, als sein Gast so rasch wie möglich nach Zürich zu kommen, um mit mir persönlich Einzelheiten über die Produktionsaufnahme meiner Kleinrechenmaschine und meine Mitarbeit bei der Précisa zu besprechen. Ich kannte Ernst Jost, er kannte mich, es waren also gute Voraussetzungen gegeben, uns einig zu werden. Fest entschlossen, in ernsthafte Verhandlungen mit ihm zu treten, verfolgte ich alles andere nicht weiter und leitete die Reisevorbereitungen in die Schweiz ein. Sie zogen sich bürokratisch in die Länge.

Wenige Tage vor meiner geplanten Abreise nach Zürich – es war gegen Mitte März 1946 – erschienen zwei Herren bei mir, Ing. Pongrac, mir seit Beginn der Vierzigerjahre bekannt, mit einem zweiten, dessen Name mir entfallen ist. Sie kamen im Auftrag des damaligen österreichischen Finanzministers, Exzellenz Dr. Otto Juch, und überbrachten mir die Aufforderung, mit den Unterlagen meiner Erfindung in das Palais Liechtenstein am Minoritenplatz zu kommen. Einigermassen neugierig fand ich mich zum vereinbarten Zeitpunkt dort ein. Ich wurde in einen grossen düsteren Saal geleitet, vor dessen Wänden Ritterrüstungen standen. Sie stanken ziemlich unangenehm nach Öl. In der Mitte des Raumes befand sich ein langer Tisch. An der Seite wartete ein Herr mit Spitzbart, rechts von ihm vier oder fünf weitere Personen. Alle waren mir unbekannt. Das Ganze wirkte auf mich wie eine Filmszene, und ich begriff zunächst nicht, was man von mir wollte. Der Spitzbärtige stellte sich als Minister Juch vor und begann mit seinen Präliminarien: Er habe die Ehre, im Namen seiner Durch-

laucht, des Fürsten von Liechtenstein, zum Zwecke der Ankurbelung einer Industrie im Agrarland Liechtenstein nach geeigneten Kräften und Artikeln zu suchen. Von verschiedenen Seiten sei auf mich als Erfinder einer kleinen Rechenmaschine verwiesen worden, die sich als Grundlage für den Aufbau eines feinmechanischen Betriebes im Fürstentum am Oberrhein eignen würde. Ob er die Maschine sehen könne?



*Prototyp I  
Einzelteile gefertigt im Herbst 1945 bei Rheinmetall-Borsig AG in  
Sömmerda/Thüringen.  
Fertig montiert im Frühjahr 1946 bei Herzstark & Co. in Wien*

Nach meiner Zusage wurden mir die übrigen Herren vorgestellt. Namentlich erinnere ich mich an die Prinzen Karl Alfred und Ulrich von Liechtenstein. Neben ihnen gehörten dem Gremium ein Patentanwalt und zwei oder drei weitere Fachleute an. Ich breitete die Zeichnungen aus und demonstrierte auf den Prototypen die verschiedenen Rechenmöglichkeiten. Es funktionierte einwandfrei. Die Reaktion war allgemeines Erstaunen. Fragen über Fragen wurden mir gestellt. Die Zusammenkunft hatte am Vormittag begonnen und sollte mittags beendet sein, meine Ausführungen weckten aber solches Interesse, dass sie nach einer Mittagspause fortgesetzt wurde und wir uns erst am späten Nachmittag trennten. Die Herren zogen sich mehrmals zu internen Beratungen zurück und rangen mir schliesslich die Zusage ab, mit niemandem anderen abzuschliessen, bevor ich von ihnen eine definitive Antwort erhalte.

Am nächsten oder übernächsten Tag wurde ich nochmals ins Palais gebracht, kurz davon unterrichtet, dass Seine Durchlaucht, Fürst Franz Josef II. von und zu Liechtenstein inzwischen informiert worden sei, er die Sache höchst interessant finde und Auftrag gegeben habe, mich nach Liechtenstein zu bringen.

Wer genau die ganze Angelegenheit ins Rollen gebracht hat, ist mir nicht verraten worden. Ich kann nur vermuten, dass einerseits durch mein Kapitalansuchen bei den Regierungsstellen, zum andern vielleicht über Kanäle der Technischen Hochschule die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt worden war.

Ich gestehe, dass mich das liechtensteinische Angebot beeindruckte. Statt nach Zürich zu Jost zu starten, blieb ich absprachegemäss in Wien, um die weitere Entwicklung abzuwarten.

# Neubeginn in Liechtenstein

## Aufbruch nach dem Fürstentum Liechtenstein

U m den 18. Mai 1946 begann für mich eine neue Lebensphase. In Begleitung von Ing. Pongrac bestieg ich im Wiener Westbahnhof den Zug Richtung Feldkirch. Bei Linz passierten wir ohne Schwierigkeiten die russische Zonengrenze und erreichten abends unser Ziel. Die meisten Unterkünfte waren von der französischen Besatzungsmacht beschlagnahmt. Ein Einheimischer wies uns den Weg zum «Kleinen Löwen». Er war mit dem Wirt verwandt; wir durften uns auf ihn berufen. Es dauerte geraume Zeit, ehe wir den Gasthof in einer kleinen Seitenstrasse am entgegengesetzten Ende der Stadt fanden. Wir wurden eher unwillig aufgenommen, als wir die Frage nach Lebensmittelmarken verneinen mussten. Mit dem Hinweis, uns anderntags sofort darum zu bemühen, servierte man uns gnädig etwas Brot und Tee. Nach dem frugalen Mahl meldete Pongrac unsere Ankunft nach Vaduz.

Am nächsten Tag vormittags hielt eine grosse amerikanische Limousine mit liechtensteinischem Stander vor dem Gasthof. In einem etwas hart gefärbten Deutsch hörte ich den Fahrer nach mir fragen. Es stellte sich heraus, dass Herr Herein, der fürstliche Chauffeur, aus Nordmähren stammte. Vor der Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei war er auf den liechtensteinischen Besitzungen um Sternberg bereits in fürstlichen Diensten gestanden. Ich kannte seine Heimat durch meine früheren Geschäftsreisen genau. Auf dieser Basis bekamen wir gleich guten Kontakt. Herein überbrachte uns im Auftrag Fürst Franz Josefs II. Grüsse Seiner Durchlaucht und zu unserer noch grösseren Freude ein Lebensmittelpaket. Es könne noch zwei, drei Tage dauern bis Prinz Karl Alfred einträte, um sich um unsere Einreisepapiere zu kümmern, vertröstete uns Herein und empfahl sich. Nach diesem Auftritt war unser Wirt plötzlich wie verwandelt, benahm sich penetrant devot und zerfloss vor Höflichkeit. So sehr waren wir im Ansehen gestiegen!

Wie verabredet, holte uns wenige Tage später der Bruder des Fürsten mit Herrn Herein ab und brachte uns nach Bregenz zum Schweizer Konsulat. Die Einreiseformalitäten für Ing. Pongrac und mich waren rasch erledigt. Befriedigt und guter Stimmung erschien der Prinz mit den entsprechenden Papieren. Dann ging es über Feld-



kirch zur österreichischen Grenze. Kurz vor dem Zollamt bat mich Prinz Karl Alfred, die Zeichnungen und die drei mitgebrachten Prototypen sicherheitshalber vorübergehend ihm zu überlassen. Er stieg aus, verhandelte kurz mit dem französischen Posten und wir durften passieren.

Auf diese Weise betrat ich erstmals fürstlich-liechtensteinischen Boden. Würden sich meine Hoffnungen, Erwartungen, Wünsche in Bezug auf einen beruflichen Neubeginn und die Produktion meiner kleinen Taschenrechenmaschine hier erfüllen? Noch war nichts gewiss.

## Erste Verhandlungen

Ing. Pongrac und ich wurden im Hotel Adler in Vaduz untergebracht. Die Kosten für den Aufenthalt übernahm die fürstliche Schatulle. Mangels eigener Devisen bekam ich ein Taschengeld um die 300 Schweizer Franken ausbezahlt.

Im Speisesaal fiel mir auf, dass Leute an anderen Tischen immer wieder in unsere Richtung spähten. Ihre Neugier, wer die fürstlichen Gäste wohl seien, war nicht zu übersehen. Ich setzte mich immer möglichst diskret in eine Ecke, um Annäherungs- oder Aushorchungsversuche zu vermeiden.

Bald nach unserer Ankunft überbrachte Chauffeur Herein Ing. Pongrac und mir im Namen Seiner Durchlaucht für den kommenden Tag vormittags eine Einladung ins Schloss. Es war ein Sonntag. Herein holte uns ab. In einem grossen Saal, von dem aus man eine herrliche Rundschau genoss, waren eine ganze Anzahl Leute versammelt. Exzellenz Dr. Juch stellte uns dem Fürsten vor. Nach einem gnädigen: «Ich habe schon viel Interessantes über Sie gehört», machte der Landesherr mich mit seiner Frau, Fürstin Gina, seinem Schwiegervater, Graf Wilczek, einem Grafen von Meran und einer Reihe weiterer Damen und Herren bekannt. Wie sich herausstellte, befanden sich unter ihnen auch zwei Patentanwälte. Ich packte meine Prototypen aus und Seine Durchlaucht, die, wie ich hörte, sich zum Privatvergnügen mit Mathematik befasste, begann unter meiner Anleitung erste Rechnungen auszuführen. Ich glaubte zu bemerken, dass dem Landesherrn die Sache Spass machte und die Maschine seinen Beifall fand. Er nickte wohlwollend zu Dr. Juch hinüber. Der war sichtlich stolz, das Treffen eingefädelt zu haben. Darüber hinaus schien mir, hatte Juch hier keinen besonderen Einfluss. Bestimmend waren später vielmehr ständig anwesende «Berater». Das erste Gespräch dauerte gegen drei Stunden. Es wurde beschlossen, diese «hochinteressante Neuheit» weiteren Untersuchungen zu unterziehen und das umfangreiche Exposé, das ich mitgebracht hatte, eingehend zu prüfen.

Mir wurde die Ehre zuteil, auch zum Abendessen ins Schloss geladen zu werden.

Wieder waren mehrere Gäste anwesend. Ich wurde ermuntert, aus meinem Leben zu erzählen, man hat sich angeregt mit mir unterhalten, mir Gemälde gezeigt und Durchlaucht waren äusserst leutselig. Ganz begeistert von diesem freundlichen Empfang erwachten längst verschüttete monarchistische Gefühle in mir und bestärkten mich in dem Entschluss, als eine Art «Messias» beim Aufbau einer liechtensteinischen Industrie mitzuwirken.

Während Minister Juch sofort nach dem Empfang nach Wien zurückkehrte, blieb Ing. Pongrac noch etwa zehn Tage länger in Vaduz. In dieser Zeit wurden wir mehrmals zu weiteren Besprechungen geladen, um verschiedenen Fachberatern, die das Vertrauen des Fürsten genossen, die Maschine vorzuführen. Deren Urteile fielen alle günstig aus.

Materielle Fragen blieben anfangs eher nebensächlich. Der Souverän wollte erst über das grundsätzliche Interesse einer solchen Industrieneugründung im Lande befinden. Nach Abschluss der Gutachten liess uns der Fürst nochmals kommen und eröffnete mir, dass die Prüfungen ein überaus zufriedenstellendes Ergebnis erbracht hätten, und er prinzipiell bereit sei, die Fabrikation meiner Kleinrechenmaschine in seinem Land grosszügig aufzuziehen. So bald wie möglich werde man in erste Verhandlungen eintreten.

Im Verlauf der insgesamt zwei oder drei Audienzen hatte ich erklärt, dass nach dem Urteil von Fachleuten – nicht meinem eigenen, da es von mir als Erfinder gefärbt sein konnte – für eine rationelle Erzeugung ein Jahresausstoss von 80.000 bis 100.000 Stück erforderlich wäre. Ich erwähnte auch, dass wir in unserem Betrieb in Wien im Jahre 1938 einen Investitionsbedarf von 2.5 bis 3 Millionen Reichsmark errechnet hatten, diese Zahlen aber nicht als verbindlich angesehen werden können, weil mir die derzeitigen Maschinenpreise auf dem Schweizer Markt nicht bekannt seien. Zu diesem Zwecke wolle ich in die Schweiz reisen, um mich genauer darüber zu informieren. Auch müsse ich mich gegenüber Herrn Jost von der Firma Précisa in Zürich, der mir noch vor der Einschaltung Liechtensteins ein grosszügiges Fabrikationsangebot gemacht habe, für mein Abspringen rechtfertigen und mich dafür entschuldigen. Das sah der Fürst ein.

Unabhängig von meinen geplanten Recherchen liess Ing. Pongrac einen ihm bekannten Prokuristen der Firma Pestalozzi aus Zürich nach Vaduz kommen, mit dem zusammen wir die Gesamtkostenfrage vorab überschlägig besprachen. Wir kamen zu dem Ergebnis, dass ein Grossprojekt acht bis zehn Millionen, ein kleineres noch zu verantwortendes vier Millionen Schweizer Franken beanspruchen würde.

In meiner freien Zeit sah ich mich ein wenig im «Ländle» um. Bei der Besorgung von Lebensmittelkarten – auch in Liechtenstein waren 1946 einige Lebensmittel noch rationiert – geriet ich an einen Beamten mit Namen Rheinberger. Im Verlauf unserer

Unterhaltung stellte es sich heraus, dass er der Rheinberger-Dynastie angehörte, die den bekannten Komponisten Joseph Rheinberger hervorgebracht hat. Rheinberger lud mich ins «Rote Haus» in Vaduz, dem Domizil der Familie, ein und machte mich mit seinen beiden Brüdern, einem Arzt und einem Architekten, bekannt. Ich lernte auch die Mutter der drei Herren kennen, eine liebenswürdige, vornehme ältere Dame, die ein sehr hohes Alter erreichte.

Einem anderen Einheimischen begegnete ich auf etwas kuriosere Art. In einem der Räume des «Adler» stand ein Klavier. Der Hotelier liess mich zum Zeitvertreib hin und wieder darauf spielen. Als ich einmal eine bekannte Operettenmelodie intonierte, näherten sich mir einige Mitglieder eines zufällig anwesenden Männergesangsvereins. Einer der Herren begann mitzusingen. Es war Egon Nutt, an die 30 Jahre alt, von Beruf Kupferschmied, beschäftigt in einem Betrieb in Balzers.

Ich muss ihn sehr beeindruckt haben. Er zeigte bald grosse Anhänglichkeit, war mir bei Besorgungen behilflich und kümmerte sich während meiner wenige Wochen später ausgebrochenen schweren Erkrankung rührend um mich. Ich habe den Kontakt zu ihm und seiner später grossen Familie nie ganz einschlafen lassen.

Ing. Pongrac reiste Ende Mai nach Wien zurück. Ich benützte eine 14-tägige Verhandlungspause dazu, meinem väterlichen Freund Ernst Jost den längst fälligen Besuch abzustatten. Am 31. Mai 1946 startete ich Richtung Zürich. Mein Freund Egon schleppte mir den Koffer zum Zug. Jost war bitter enttäuscht, als ich ihm meinen Entschluss mitteilte, mit Liechtenstein abzuschliessen. Er zeigte mir die Schwierigkeiten auf, die sich erfahrungsgemäss bei der Neugründung eines Betriebes ergeben und wies auf alles Negative hin, das mir dabei passieren konnte. Ich glaubte, er sage das nur aus Verärgerung. Später dachte ich anders darüber!

Jost wollte mich wirklich davon überzeugen, dass ich unter seinen Bedingungen einen viel leichteren Start hätte. Für die Produktion der Rechenmaschine sollte eine neue Abteilung errichtet werden, mit mir als fest angestelltem technischem Direktor. Ich bekäme ein festes Gehalt, dazu pro Maschine sechs oder sieben Franken Lizenz. Bei 100.000 Maschinen im Jahr, die er für absetzbar hielt, hätte das über eine halbe Million Schweizer Franken ausgemacht. Entsprechender Maschinenpark, eingearbeitete Fachkräfte wären vorhanden. Für den Absatz Sorge eine gut eingespielte Verkaufsorganisation. Dass ich fähig sei, wisse er, darüber brauche nicht diskutiert zu werden.

All das klang sehr verlockend. Mich aber hat der Gedanke fasziniert, einen Betrieb von Grund auf ganz nach meinen Ideen und Vorstellungen aufzubauen und trotz immenser Mehrarbeit alles selbst zu organisieren und zu arrangieren. Die Aufgabe reizte mich einfach. Ich wollte zeigen und mir selbst damit beweisen, was ich kann. Aller-

dings hatte ich gleich zu Anfang darum gebeten, mir einen versierten Kaufmann zur Seite zu stellen, möglichst einen Liechtensteiner oder Schweizer, der die Landesgesetze kennt und mit den Behörden umgehen kann, sich also um die reine Administration kümmert, damit mir genügend Spielraum bleibt, meine Arbeitskraft voll auf den technischen Aufbau zu konzentrieren. Darüber hinaus hatte ich ersucht, einige mir bekannte Fachleute engagieren zu dürfen, um einen schnellen Start zu ermöglichen. Ich dachte an Prof. Holecek, Meister Laurenz Schweiger und noch zwei oder drei andere, die ich nicht lange hätte anzulernen brauchen. Das wurde mir grosszügig zugesagt.

Diese Versprechen, auf die ich mich glaubte fest verlassen zu können, und meine enthusiastischen Erwartungen und Pläne gaben letztlich den Ausschlag, mich mit Ernst Jost in keine näheren Verhandlungen mehr einzulassen, dessen faires Angebot vielmehr endgültig auszuschlagen. Ich hatte mich entschieden. «Bitte, wenn Sie Idealist sind! Mit Seiner Durchlaucht kann ich natürlich nicht konkurrieren», resignierte er, respektierte aber meinen Entschluss.

«Das war vielleicht ein grosser Fehler von mir», gestand ich später wörtlich in einem Brief von Anfang August 1946 nach Wien an Dr. Adolf Leischner, einem ehemaligen KZ-Kameraden. Zweifel eines zu diesem Zeitpunkt Schwerkranken oder Vorahnung? Trotz meiner Absage erbot sich Jost, zusammen mit mir verschiedene Schweizer Maschinenhersteller aufzusuchen, damit ich den Markt und die Preise kennenlerne. Es waren herrliche, unvergessliche Tage für mich. Jost betrachtete mich als seinen Gast und übernahm sämtliche Kosten. Ich schätze, dass er mindestens 2.000 Franken in mich investiert hat, ohne sie je zurückzufordern. Wir logierten stets in guten Häusern. In Lausanne hatte ich das Vergnügen, den Komponisten Richard Strauss als etwas behäbigen alten Herrn von damals 82 Jahren im gleichen Hotel zu sehen. Nach Zürich zurückgekehrt, half mir Jost noch bei der Aufstellung einer neuen Kalkulation, ehe ich mich dankbar von ihm verabschiedete.

Ob er gehofft hatte, mich doch noch umstimmen zu können? Ich habe später darauf hingewirkt, dass er die CuRTA-Vertretung für die Schweiz bekommt.

Wieder in Vaduz, meldete ich sogleich den nunmehr auf neuester Kalkulationsbasis errechneten Kapitalbedarf von mindestens dreieinhalb bis vier Millionen Schweizer Franken, rein für den Aufbau der Fabrikation, ohne Berücksichtigung von Grunderwerb und Gebäuden. Danach geschah bis Anfang Juli nicht viel, weil immer jemand von den massgebenden Herren angeblich verreist war. Man teilte mir lediglich mit, dass die in meinem Exposé dargelegten Fakten undiskutabel und in vielen Punkten nicht durchführbar seien und man Gegenvorschläge ausarbeite, die meinen Wünschen nahekämen. Das hätte mir zu denken geben sollen, tat es aber nicht.

Inzwischen hatten manche Schlauberger in Wien gemerkt, dass ihnen mit dem Herzstark vielleicht ein Fisch durchs Netz geglitten war. Besonders Ing. Pongrac, damals Geschäftsführer der Firma Metall-Lago, setzte alle Hebel in Bewegung, sich an das Liechtenstein-Projekt anzuhängen, um sich als Lohn für seine angebliche Vermittlung, mit Unterstützung von Minister Juch, ein Stück vom Kuchen abzuschneiden. Die Herren dachten daran, entweder Teile für die Maschine in Österreich herzustellen oder dort ein Zweigwerk zu errichten und sich einen Produktionsanteil zu sichern. Bei ein wenig mehr Entgegenkommen der massgebenden Regierungsstellen ein halbes Jahr zuvor hätte der Monopolartikel in Österreich herauskommen können. Jetzt lag das nicht mehr in meinem Sinn. Ich hatte darüber auch gar nicht zu befinden, verwies vielmehr auf die Geldgeber in Liechtenstein. Die gingen aber nicht darauf ein. Wer teilt schon gerne einen erhofften Gewinn! Die Wiener gingen leer aus. Der zweite Herr, der mich seinerzeit zusammen mit Ing. Pongrac in das Palais Liechtenstein in Wien begleitet hatte, verlangte eine «Vermittlergebühr» in Höhe von 1.000 Schweizer Franken, die zu zahlen ich mich weigerte. Man war schliesslich an mich herangetreten, nicht ich hatte gebeten, dorthin gebracht zu werden.

Während der Wartezeit bis zu in Aussicht gestellten eingehenden Verhandlungen – warten hatte ich inzwischen gelernt – hielt eines Tages ein Cadillac vor dem «Adler», dessen Chauffeur mich bat, mit allen meinen Unterlagen einzusteigen. Ich war der Meinung, der Fürst verlange nach mir, wunderte mich aber, nach Schaan gebracht zu werden. Ich betrat ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Haus. Die Villa Rougey war mir bis dahin kein Begriff. Nach kurzer Zeit erschien ein grosser, eleganter Herr, musterte mich aufmerksam und sagte in einem Deutsch, aus dessen Akzent ich auf deutsche Herkunft schloss: «Sie sollen ein kleines Wunderwerk entwickelt haben. Ich möchte es gerne einmal sehen.» Ich spürte ärgerliche Röte in mir aufsteigen und konterte leicht indigniert: «Bitte, mein Herr, ich kenne Sie nicht. Mit wem habe ich das Vergnügen?» «Bührle», erwiderte er knapp. Der Name hatte in der Schweiz Gewicht auf dem Metall-, insbesondere auf dem Waffensektor. Der zweite Anwesende war ein Dr. Stegmann, der Sprache nach auch Deutscher; wie mir schien, eine Art Berater von Bührle, vielleicht auch Patentanwalt. Die ganze Sache war ziemlich geheimnisvoll. Bührle sah sich die Maschine an, sah mich an. Ich glaubte zu bemerken, dass sie ihm gefiel. «Höchst interessant», meinte er schliesslich, «aber ich mache nicht mit.» Ich wusste nicht wovon er sprach und fragte: «Wobei?» «Wissen Sie», sagte er, «so etwas mache ich entweder allein oder gar nicht. Viel Glück!» Damit war unsere Unterredung beendet und der Fahrer brachte mich nach Vaduz zurück. Ich kann nur vermuten, dass man vielleicht auf der Suche nach einem zusätzlichen Geldgeber an Bührle herangetreten war und dies seine Reaktion gewesen ist.

Anfang Juli 1946 wurden mir die Gegenvorschläge zu meinem Exposé präsentiert, die meine Wünsche zwar stark minderten, die ich aber bereit war anzunehmen, um die Sache überhaupt endlich in Schwung zu bringen. Es war vorgesehen, gleich nach meiner offiziellen Bereitwilligkeitserklärung in Vaduz eine Aktiengesellschaft zu gründen. Es stand aber die Bewilligung für meinen Daueraufenthalt in Liechtenstein noch aus, weshalb der Gründungstermin bis zu deren Eintreffen auf unbestimmte Zeit verschoben wurde.

## Schwere Erkrankung

In diesem Stadium der Vorverhandlungen spielte mir das Schicksal einen folgenschweren Streich. Am 9. Juli bekam ich nachts Fieber und Schüttelfrost, konnte kaum atmen und fühlte mich ziemlich schlecht. Morgens lief mir der Schweiß in Strömen herunter und mir wurde immer elender. In meiner Not wandte ich mich an Dr. Rheinberger. Seine Diagnose: Schwere Lungen- und Rippenfellentzündung. Er sorgte dafür, dass ich sofort ins Vaduzer Krankenhaus kam. In Wien hätte ich vielleicht nicht überlebt. In der Schweiz aber gab es bereits Penicillin, das mir vermutlich das Leben rettete. Alle zwei Stunden bekam ich eine Spritze, bis nach einigen Tagen das Fieber endlich sank. Bei der ersten Punktion flossen eineinhalb Liter Exsudat aus meinem Brustkorb, nach und nach wurde ich «trocken». Dr. Rheinberger, eigentlich Chirurg, zog den Internisten Dr. Schaedler hinzu. Beide Ärzte, unterstützt von katholischen Nonnen – hervorzuheben Schwester Jukunda und Schwester Kuniberta – bemühten sich rührend um mich. Obwohl ich nicht ihrer Konfession angehörte, hatte ich bei den Ordensfrauen einen Stein im Brett. Besonders Schwester Kuniberta gab sich grosse Mühe mit mir, verabreichte mir pünktlich die Injektionen und setzte sich aufopfernd für mich ein. Nach meiner Genesung revanchierte ich mich bei ihr mit einer Armbanduhr. Sie war ganz glücklich darüber und bekam von ihrer Oberin sogar die Erlaubnis, sie zu behalten. Im Alter habe ich die inzwischen auch betagten Ordensfrauen wiederholt im Vaduzer Seniorenheim besucht. Sie hatten mich alle noch in guter Erinnerung und freuten sich stets, wenn ich kam. Zwei von ihnen habe ich zu Grabe begleitet.

Vier Wochen nach Ausbruch der Krankheit war die akute Gefahr vorüber und ich wieder ansprechbar, wenn auch noch nicht über den Berg. Ich fühlte mich ziemlich mitgenommen. Seit Buchenwald schleppte ich verkapselte TB-Herde in mir herum. Zur Vorsicht liess man Dr. Steiger aus der Lungenheilstation Walenstadt kommen. Er vermutete, dass durch eine Erkältung ein Herd aufgebrochen war und die Krankheit ausgelöst hatte. Die Ärzte rieten mir, weiter im Krankenhaus unter Beobachtung zu bleiben, auch wenn ich wieder aktiv werde. Mir war das recht, denn ich wurde gut be-

treut und brauchte mich um die täglichen Belange nicht zu kümmern. Um der Gefahr des Neuaufflackerns einer Tuberkulose keine Chance zu geben, musste ich sehr viel Milch trinken und bekam reichlich zu essen. Innerhalb kurzer Zeit nahm ich stark an Gewicht zu und schleppte seit damals etliche Pfunde zuviel mit mir herum.

Noch Krankenhausinsasse und Rekonvaleszent, heiratete ich am 15. November 1946 meine langjährige Bekannte aus Wien, Hertha Spindler. Da wir beide österreichische Staatsbürger waren, und meine Braut kein Permit für die Einreise nach Liechtenstein bekam, fand die standesamtliche Eheschliessung in Feldkirch statt. Auf Wunsch meiner katholischen Frau wurden wir anschliessend in einer kleinen Kirche in Feldkirch-Levis kirchlich getraut. Die fürstliche Kabinettssekretärin, Frau von Pronay, war mir bei den Hochzeitsvorbereitungen und der Organisation ein wenig behilflich. Während der Trauungszeremonie in der Kirche sang sie das «Ave Maria» von Schubert. Das Hochzeitsmahl nahmen wir, dank Beziehungen Frau von Pronays zum Besitzer, auf Schloss Amberg in Feldkirch ein. Noch am gleichen Tag erhielt meine Frau die telegrafische Nachricht, dass ihr Vater in der Steiermark verstorben war. Sie trat sofort die Rückreise an. Wegen der schlechten Verkehrsverbindungen traf sie erst einen Tag nach der Beerdigung bei ihrer Mutter in Limbach ein. Am 29. Dezember 1946 kam in Wien unser Sohn Curt Albert zur Welt. In den nächsten eineinhalb Jahren sahen wir uns nur besuchsweise in Liechtenstein oder Wien, ehe meine Frau eine Daueraufenthaltsbewilligung für das Land bekam und im August 1948 zu mir übersiedelte.

An Weihnachten 1946 richtete das Krankenhaus Vaduz für die Patienten eine kleine Feier aus. Ihre Durchlaucht, Fürstin Gina, verteilte anschliessend an alle Kranken Päckchen mit warmer Unterwäsche. Auch mir überreichte sie ein solches Präsent, zeigte sich aber sonst eher reserviert und liess sich nicht anmerken, dass wir uns kannten.

Kurze Zeit später durfte ich das Krankenhaus verlassen. Ich arbeitete zwar schon, musste aber noch unter Beobachtung bleiben und suchte daher in Vaduz ein Zimmer. Durch Vermittlung der Klosterfrauen, die mich ins Herz geschlossen hatten, nahm mich Kanonikus Anton Frommelt als Untermieter auf. Zusammen mit seiner Schwester Maria, die ihm den Haushalt führte, bewohnte er in der Nähe des Spitals ein eigenes Haus. Er hatte es keineswegs nötig, Zimmer zu vermieten. In meinem Fall tat er es den Schwestern zuliebe, aus reiner Menschenfreundlichkeit.

Frommelt war eine überaus interessante, vielschichtige Persönlichkeit mit einer starken Ausstrahlung. Eine lange weisse Mähne unterstrich seine Künstlernatur. Als Präsident des Liechtensteinischen Landtages hatte er es während des Krieges verstanden, das Land vor dem Zugriff Hitlers zu bewahren. Sogar in Liechtenstein gab es da-

mals in der Bevölkerung pronationalsozialistische Tendenzen. Ich selbst habe Leute kennengelernt, die jung und unerfahren, in der deutschen Wehrmacht, ja sogar in der Waffen-SS gedient hatten. Frommelt zog mit seinem ganzen Ansehen als Geistlicher und mit seinem politischen Einfluss energisch und mutig gegen diese Strömungen zu Felde und hatte massgeblichen Anteil daran, die Preisgabe Liechtensteins an Hitler zu vereiteln.

Als ich bei ihm wohnte, stand er dem Landtag nicht mehr vor, betätigte sich neben seinen geistlichen Aufgaben aber als Maler und Grafiker, dem mancher gelungene Entwurf liechtensteinischer Briefmarken zu verdanken ist. Daneben hatte er eine Schwäche für das Schachspiel. Als er herausfand, dass auch ich ein wenig davon verstand, erkor er mich zum Opfer seiner Leidenschaft. Kam ich abends aus dem Betrieb, forderte er mich nicht selten zu einer Partie auf. Meist blieb es nicht bei der einen, denn der ehrgeizige Herr Kanonikus verlor nicht gern. Manchmal wurde es Mitternacht und später. Für meine Aufbauarbeit brauchte ich tagsüber aber einen klaren Kopf. Ich rettete mich mit einem absichtlichen Fehler, damit mein Gegner zu seinem «Schach matt» und ich zu Bett kam.

Hin und wieder unterhielten wir uns über Land und Leute, Politik und Wirtschaft, neue Industrieansiedlungen und Firmengründungen, über meine Arbeit, meine Position. Was letztere Themen betraf, hielt sich mein Herr Kanonikus und Ex-Landtagspräsident dabei eher bedeckt. Mich beschlich manchmal das unbestimmte Gefühl, dass er meinen enthusiastischen Berichten mit einiger Skepsis lauschte, so als glaube er nicht so recht an all die Versprechen, die mir trotz mancher Abstriche gemacht worden waren. Ob er seine Pappenheimer kannte?

## Gründung der CONTINA, Büro- und Rechenmaschinenfabrik AG

**G**egen Mitte August 1946, als es gesundheitlich langsam wieder mit mir bergauf ging, erschienen eines Tages zwei Herren in meinem Krankenzimmer. Sie stellten sich vor und eröffneten mir, sie seien vom Fürsten beauftragt, mit mir über die Modalitäten der Gründung der geplanten Rechenmaschinenfabrik zu verhandeln. Ich war nicht wenig erstaunt und wies darauf hin, dass ich bereits die Ehre hatte, mit Seiner Durchlaucht persönlich das Wesentliche zu erörtern. Der Fürst kenne auch den effektiven Kapitalbedarf von dreieinhalb bis vier Millionen Schweizer Franken, rein für die Einrichtung der Fabrikation. Darüber hinaus habe er sich mit mir über Pläne für den Neubau eines Fabrikgebäudes und die Erstellung von Wohnraum für Betriebsangehörige unterhalten.



Der eine meiner neuen Verhandlungspartner, Spross einer deutschen Bankerfamilie und selbst Bankkaufmann, wie ich erfuhr, fiel mir ziemlich unwirsch ins Wort und belehrte mich: «Herr Herzstark, hören Sie zu: Es ist einem Souverän nicht zuzumuten, sich mit Einzelheiten zu befassen. Seine Durchlaucht haben geruht, eine Finanzgesellschaft zu gründen, die Administrationskontor AG. Der stehen wir vor und sind damit betraut, unter dieser Dachorganisation einzelne Industriegesellschaften ins Leben zu rufen. Für den Kapitalbedarf und alle anderen auftauchenden Fragen sind ab jetzt wir zuständig.»

Ich war alles andere als glücklich über die neue Situation. Was aber sollte ich machen? Krank, ohne Geld, mit einem Berg Schulden – der Fürst hatte für Aufenthalts-, Krankenhauskosten und Taschengeld bis jetzt an die 20.000 SFr. in mich investiert – fühlte ich mich hilflos, konnte mich nicht wehren und war in dieser Zwangslage meinem bisherigen Gönner auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Am 15. August erschien, begleitet von Ing. Pongrac, nochmals der Herr Minister Juch in Vaduz mit der Absicht, den Fürsten zu einer Zusage für einen Zweigbetrieb in Österreich zu bewegen. Der Landesherr und sein massgebender Berater waren aber nicht anwesend und Prinz Ulrich und der Banker allein fühlten sich nicht zuständig. Die Wiener mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Aus der Sache wurde auch später nichts.

In den folgenden Wochen fanden zwischen meinen neuen Verhandlungspartnern und mir mehrere Unterredungen statt, in denen ich darlegte, wie ich mir meine Position in dem neu zu errichtenden Spezialunternehmen vorstellte. Ich wollte alleinverantwortlicher Leiter des gesamten technischen Bereichs sein, den Einkauf der maschinellen Einrichtung und der Produktionsmittel, die Auswahl und Einstellung von Fach-, Hilfskräften und sonstigem Personal selbständig vornehmen, beim Bau des neuen Betriebsgebäudes und bei der Einrichtung der Fabrikationsräume Mitspracherecht haben. Für die rein administrativen Belange wünschte ich zur Entlastung mir zur Seite einen kaufmännischen Direktor mit Kenntnissen des liechtensteinischen und schweizerischen Rechts. Neben einem angemessenen Gehalt dachte ich an eine Vergütung für meine Erfindung in Form einer Lizenzgebühr von fünf bis sechs Schweizer Franken für jede gelieferte Maschine.

Meinen Gesprächspartnern war bekannt, dass allein für den Aufbau der Fabrikation – Grundstück und Gebäude nicht mitgerechnet – ca. vier Millionen Schweizer Franken notwendig waren. Wegen des totalen Mangels an Fachpersonal im eigenen Land war mir vom Fürsten zugesagt worden, für erste Entwicklungsarbeiten und einen möglichst raschen Produktionsanlauf drei oder vier qualifizierte Techniker meiner Wahl

nach Liechtenstein holen zu dürfen. Ich drang darauf, für deren baldige Einreise zu sorgen. Man erbat eine Namensliste und versprach, sich um die Sache zu kümmern.

Bei einem erneuten Besuch kamen die beiden Herren mit einem Gegenvorschlag zur Abgeltung meines geistigen Eigentums: «Wie wäre es, wenn wir Sie statt der geforderten Lizenzgebühren am Unternehmen beteiligten? Wir rufen eine Aktiengesellschaft ins Leben und geben Ihnen 30 oder 35% der Aktienanteile für Ihre Erfindung». «Sind die aber nobel», dachte ich in Anbetracht des bekannten Kapitalbedarfs ohne jeden Hintergedanken. Ohne Möglichkeit, mich mit einer Person meines Vertrauens näher zu besprechen, stimmte ich nach einiger Überlegung dem Angebot zu. Jeder in meiner Lage hätte sicher das Gleiche getan, damit die Sache endlich in Fluss kommt.

Während die Gemeinden Triesen im Oberland und Mauren im Unterland noch um den Sitz des Betriebes miteinander rangen, wurde in der konstituierenden Generalversammlung der Administrationskontor AG am 14. September 1946 die CONTINA Bureaux- und Rechenmaschinenfabrik AG, zunächst mit dem Standort Vaduz gegründet, noch am gleichen Tag beim Öffentlichkeitsregister angemeldet und ein aus drei Liechtensteiner Persönlichkeiten und einem Herrn aus Wien bestehender Verwaltungsrat eingesetzt. Am 21. September 1946 erfolgte die Eintragung der Firma ins Handelsregister.

Als ich sämtliche mit der Gründung in Zusammenhang stehenden schriftlichen Unterlagen in Händen hielt, traute ich meinen Augen nicht. Statt der von mir als Mindestbedarf auf seriöser Grundlage errechneten dreieinhalb bis vier Millionen Schweizer Franken Startkapital belief es sich auf ganze 650.000 Schweizer Franken in Form von Aktien! Für die Einbringung meiner Patente, die Übertragung aller Rechte daraus und das Ausspucken meines gesamten Erfahrungsgutes waren für mich CONTINA-Aktien im Nominalwert von 350.000 Schweizer Franken reserviert, die mir ohne Barvergütung zur Verfügung stehen sollten. Zusammen ergab das 1 Million Franken, also nur 25% des von mir anhand belegbarer Berechnungen ermittelten Kapitalbedarfs! Mein Protest löste bei dem einen der Repräsentanten des Administrationskontors fast einen Wutanfall aus. «Wir haben wiederholt erklärt, dass die Finanzierung allein unsere Sache ist, und Sie sich nicht einmischen sollen. Sie werden doch nicht etwa glauben, dass nicht mehr Geld da ist. Es handelt sich um eine interne Angelegenheit, die Sie nicht zu interessieren braucht. Die Bank in Liechtenstein wird das schon regeln.» Beiläufig hörte ich noch, das ein höheres Aktienkapital aus steuerlichen Gründen nicht in Frage komme, zusätzlicher Kapitalbedarf aber in Form von Krediten zur Verfügung gestellt würde. Geldgeber und Administrationskontor lagen in ein und derselben, nämlich in fürstlicher Hand. Dagegen kam ich nicht an.

Frédéric Spie, ein französischer KZ-Kamerad, dem ich das berichtete, hat mich gewarnt. Die Sache wäre klug eingefädelt. Als Folge des zu geringen Aktienkapital wür-

den die Papiere der Gesellschaft wegen Überschuldung eine Reihe von Jahren keine Dividende abwerfen. Eine solche sei erst zu erwarten, wenn der Betrieb schuldenfrei sei und Gewinn erzielt werde. Das könne in diesem Fall dauern. Meine Aktien seien also im Grunde wertlose Makulatur. Mir bliebe nur «ja» oder «nein» zu sagen. In Anbetracht meiner prekären Gesamtsituation sagte ich wider alle Vernunft «ja».

Ich war nicht der Einzige, dem man auf diese Weise das Wasser abgegraben hat. Neben der CONTINA AG entstanden unter dem Dach des Administrationskontors einige weitere Firmen, eine NEOLICA, ein Institut für Zahntechnik u.a. Nahezu alle diese Neugründungen konnten sich nicht halten. Es war, als hätte der Teufel die Hand im Spiel. Von einem der Fachleute einer anderen Branche weiss ich, dass er binnen Kurzem wieder absprang, weil er anderswo eine erfolversprechendere Möglichkeit eines Neuanfangs sah. Vermutlich war er unabhängiger als ich und liess sich nicht überfahren.

Einen kleinen Lichtblick bot mein Anstellungsvertrag. Er bestimmte mich zunächst für die Dauer von zehn Jahren zum technischen Direktor und Mitglied der Geschäftsführung. Sobald ich offiziell Aktionär war, stand mir ein Sitz im Verwaltungsrat der CONTINA AG und die Mitgliedschaft in der Geschäftsführung zu. Mein monatliches Bruttoeinkommen wurde auf 3.000 Schweizer Franken festgesetzt, mit Garantie auf Angleichung, wenn der amtlich errechnete schweizerische Lebenshaltungskostenindex um mehr als 10% steige. Darüber hinaus gewährte mir die Gesellschaft ein unverzinsliches Darlehen, auszuzahlen mit monatlich 2.000 Schweizer Franken bis zu einer Gesamtsumme von 100.000 Schweizer Franken. Es war als Vorschusszahlung auf die mir aus der Gewinnverteilung zustehenden Anteile gedacht, wobei diese allerdings gegen das Darlehen bis zu dessen vollkommener Tilgung einbehalten und verrechnet werden sollten. Anfallende Steuern aus meinem Einkommen trug der Betrieb gesamthaft. Des weiteren wurde mir eine Gewinnbeteiligung von 2% des Umsatzes der CONTINA AG in Aussicht gestellt, natürlich unter der Voraussetzung, dass ein Gewinn erzielt würde. Im Falle von Verlusten blieb mir ein Mindestgehalt von 1.000 Franken garantiert. Zur Tilgung meiner Schulden hatte ich an die fürstliche Schatzkammer monatlich 2.000 SFr. abzuführen. Nach meiner Unterschriftsleistung trat der Vertrag mit Wirkung vom 19. September 1946 in Kraft.

Vieles war anders gekommen als ich es vier Monate zuvor bei meiner Ankunft in Liechtenstein nach den ersten Unterhaltungen zu hoffen gewagt hatte. Meine Träume von einem Grossprojekt musste ich begraben, konnte aber endlich an die Arbeit gehen. Ich war froh wieder Boden unter den Füßen zu haben und eigenes Geld zu verdienen. Der Lebensunterhalt für mich und meine zukünftige Familie war gesichert, alles Weitere würde sich ergeben. Was mir alles noch bevorstand, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht.

## Aufbau der CONTINA AG

U nabhängig von der immer noch schwelenden Rivalität zwischen den Gemeinden Triesen und Mauren um den Standort des zukünftigen Betriebes, begann ich noch als Rekonvaleszent vom Spital aus mit den Vorarbeiten zur Produktion meiner Vierspezies-Taschenrechenmaschine in der CONTINA AG.

Meine erste Sorge galt der Suche nach Personal, um mir einen Grundstock an qualifizierten Mitarbeitern zu schaffen. Gestützt auf die seinerzeitige Zusage des Fürsten hatte ich dem mir auf meinen Wunsch für alle rein administrativen und kaufmännischen Belange der CONTINA AG zugeordneten Herrn im Administrationskontor in Vaduz einige Leute genannt, die ich mir für die Aufbauphase zu meiner Unterstützung wünschte und ihn ersucht, sich um deren Einreisebewilligungen zu bemühen. Ich dachte an Prof. Karl Holecek und Ing. Franz Mark aus Wien für Patentangelegenheiten, Ing. Frédéricik Spie aus Richwiller im Elsass, einen KZ-Kameraden, den ich als tüchtigen Techniker kannte und vor allem an meinen Wiener Werkstattmeister Laurenz Schweiger, als versiertem Feinmechaniker. Allen diesen Leuten waren Konstruktionsgrundlagen und Funktion meiner Rechenmaschine bereits bekannt. Schweiger hatte schon 1938 beim Bau des ersten groben Prototypen und bei der Montage der Mustermaschinen aus den bei Rheinmetall in Sömmerda gefertigten Einzelteilen mitgewirkt. Ich wartete und wartete, fragte immer wieder nach, nichts geschah. Bis mir eines Tages betrübt mitgeteilt wurde: «Es tut uns leid, wir haben das Möglichste getan, aber die Fremdenpolizei bewilligt diese Leute nicht. Sie müssen sehen, wo Sie anderweitig geeignetes Personal herbekommen.» Viel später erfuhr ich von kompetenter Seite, dass gar keine Einreisegesuche gestellt worden waren!

Die Einzige, für die ich eine Einreisebewilligung durchsetzen konnte, war Fräulein Wilma Scherer, meine ehemalige Zeichnerin aus Sömmerda, die kurz nach meiner Flucht aus Thüringen sich ebenfalls in ihre Heimat Stuttgart abgesetzt hatte. Sie kannte die Materie und war mir für den Anfang eine unschätzbare Hilfe. Nach ihrer Heirat um 1949 verliess sie Liechtenstein leider wieder. Jahre später gestand sie mir, fast sicher gewesen zu sein, seinerzeit in dem für die kaufmännischen Belange verantwortlichen Herrn einen Mann erkannt zu haben, der ihr während des Krieges einmal irgendwo über den Weg gelaufen war – damals als Angehöriger der Waffen-SS. Wenn dem tatsächlich so war, ist es denkbar, dass nicht überwundene, tiefverwurzelte antisemitische Ressentiments diesen Herrn dazu verführten, mir ehemaligem Buchenwaldhäftling halbjüdischer Abstammung nicht ungern Knüppel zwischen die Füsse zu werfen. Während der Bankkaufmann aus seiner deutschen Herkunft kein Hehl machte,

widersprach der Andere nie, wenn man ihn für einen Schweizer hielt. 1951 erfuhr ein mir bekanntes Schweizer Ehepaar bei der Eidgenössischen Fremdenpolizei in Bern rein zufällig, dass er zumindest zum damaligen Zeitpunkt, deutscher Staatsbürger gewesen ist. Ich habe nie verstanden, wie der Landesherr einer solch schillernden Person sein Vertrauen schenken konnte.

Nach dem abschlägigen Bescheid aus dem Administrationskontor blieb mir als einziger Weg, über Zeitungsanzeigen an Fachkräfte zu kommen. In der Neuen Zürcher Zeitung und anderen überregionalen und regionalen Blättern wie auch in Fachzeitschriften platzierte ich Annoncen etwa in der Art «Techniker, Mechaniker gesucht! Feinmechanischer Betrieb für Spezialartikel in Liechtenstein bietet jungen, strebsamen Leuten aus der Metallbranche Chance zum Existenzaufbau». Aus den Zuschriften musste ich nun wählen. Es war ein mühsames Unterfangen. Teilweise habe ich die Bewerber zur Vorstellung eingeladen. Von dreien, vieren war vielleicht einer brauchbar. Im benachbarten Vorarlberg sprach es sich herum, dass in Liechtenstein neue Industrien entstehen. Auch von dort gab es Zulauf. Ich musste aber hier sehr vorsichtig sein, denn ich kam bald dahinter, dass es vielen dieser Österreicher nur darum ging, kurzzeitig eine Stellung zu finden, in der man rasch ein paar Schweizer Franken verdienen konnte. Immerhin fand sich unter den Vorarlbergern ein tüchtiger Techniker, Ing. Elmar Maier aus Feldkirch, für das Konstruktionsbüro.

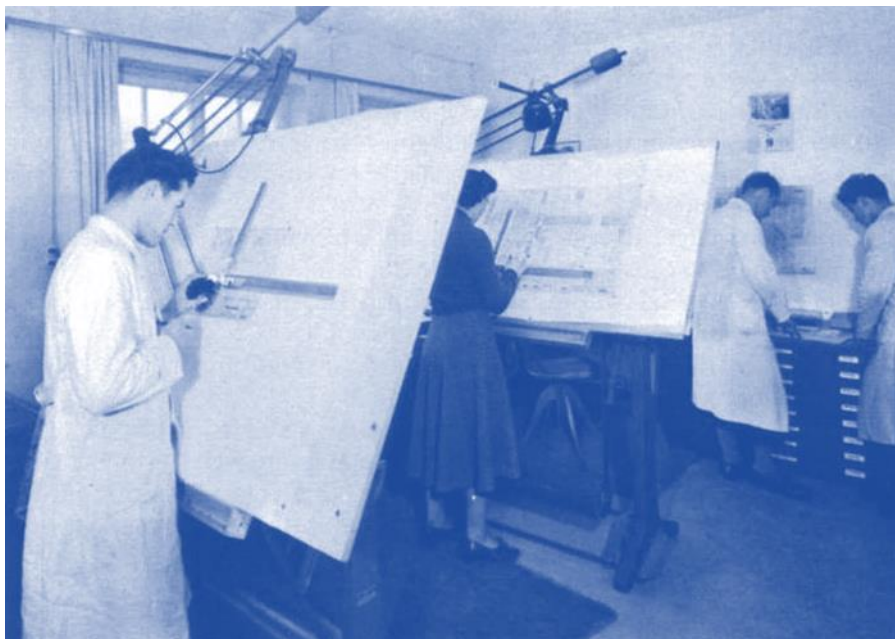
Das Gerangel um den Industriestandort ging zugunsten von Mauren aus. Dem Rechtsagenten Oswald Bühler, damals Gemeindevorsteher des Ortes, wenn ich mich recht erinnere, war es gelungen, ein Grundstück zu vermitteln.

Am 3. Januar 1947 erfolgte an die Fürstlich Liechtensteinische Regierung das Ansuchen «zum Bau und Betrieb einer Fabrik zur Herstellung von Bureaux- und Rechenmaschinen und anderen Produkten aus Metall, mit dem Standorte in der Gemeinde Mauren.» Am 4. Februar 1947 wurde dem Antrag durch Erteilung des Gewerbescheines entsprochen. Die Planung für die Errichtung des Fabrikgebäudes und für den Ankauf der für die zukünftige Fabrikation benötigten Maschinen, Werkzeuge, Messinstrumente und sonstigen Betriebseinrichtungen konnte in Angriff genommen werden. Mit der Bauausführung war die Firma Marok betraut. Am 23. April 1947 begann sie mit den Erdarbeiten für das Betriebsgebäude mit nebenstehendem Wohnhaus. Ich wurde herzlich wenig zur Planung herangezogen und nach meinen Vorstellungen und Wünschen befragt. Entscheidungen behielten sich die Herren des Administrationskontors weitgehend allein vor. Meine Vorschläge blockten sie meist mit dem Hinweis auf fehlende Mittel ab. Die Bauaufsichtsbehörde für Industriebauten in St. Gallen sandte mir Unterlagen mit den Vorschriften, die bei der Errichtung von Fabrikationsgebäuden

zu beachten waren. Es bestanden Auflagen über die Höhe der Fertigungsräume, über den Rauminhalt an Luft für eine bestimmte Anzahl von Beschäftigten in den vorgesehenen Werkshallen und anderes mehr in baupolizeilicher Hinsicht. Ich meldete das ordnungsgemäss nach Vaduz. Die Vorgaben wurden überwiegend ignoriert, beispielsweise die Räume einfach 20 cm niedriger gebaut als erlaubt, nur um 2.000 Franken einzusparen. Über diese und ähnliche Fragen gab es laufend Kontroversen und Streitigkeiten zwischen den Herren im Administrationskontor und mir und machte die Zusammenarbeit nicht gerade leicht. Mein Aufbauwille blieb dennoch ungebrochen. Meine Hauptaufgabe sah ich allerdings darin, die eigentlichen Vorbereitungsarbeiten zur Erzeugung der Taschenrechenmaschine voranzutreiben, waren doch seit meinem Eintreffen in Liechtenstein schon zehn Monate vergangen. Anfang März 1947 mietete ich als vorübergehende Bleibe für das Konstruktionsbüro und eine Entwicklungswerkstatt den Tanzsaal des Gasthofs «Hirschen» in Mauren an und stellte dort Zeichengeräte und die ersten Werkzeugmaschinen auf. Natürlich liessen sich hier keine Automaten für eine Massenproduktion unterbringen. Als Erstes erwarb ich eine vielseitig verwendbare Drehbank und eine Universalfräsmaschine, auf denen alle Einzelteile angefertigt werden konnten. Für eine rationelle Herstellung waren diese Exemplare viel zu universell und von ihren technischen Möglichkeiten her nicht ausgelastet, aber das Geld dafür war nicht hinausgeworfen, weil man diese Maschinen später für die Werkzeugmacherei einsetzen konnte.

Wie bei der Einstellung von Personal, hatte ich auch bei der Beschaffung von Maschinen nur Vorschlagsrecht, keine Entscheidungsbefugnis. Ich durfte zwar auswählen, musste meine Wünsche aber dem Administrationskontor melden. Dort wurde die Sache geprüft, befürwortet oder abgelehnt. Zu Anfang zeigte man sich noch grosszügiger, denn ohne Leute und Material war ein Start nicht möglich. Später blieben meine Anforderungen oft längere Zeit liegen, wurden nur schleppend, manchmal gar nicht bearbeitet. Wie nicht anders denkbar bei Kapitalmangel, der ja vorprogrammiert war. Die Herren des Administrationskontors allerdings verstanden es prächtig, in die eigene Tasche zu wirtschaften, indem sie für Maschinenkäufe Provisionen einsteckten, wie mir zu meinem grossen Erstaunen der eine und andere Anbieter vertraulich verriet.

Neben Ing. Maier und Fräulein Scherer zählte das Ehepaar Künzli, beide Schweizer, mit zu meinen ersten Mitarbeitern. Hans Künzli entpuppte sich als ein ausgezeichneter Feinmechaniker und technischer Könnler. Seine Frau Paula übernahm den Posten der Betriebssekretärin und fungierte als Bindeglied zwischen der CONTINA AG und dem Administrationskontor. Sie bekam dadurch vieles von den dubiosen Machenschaften dort mit.



*Im Konstruktionssaal II in Eschen arbeiten  
Ing. Elmar Maier, Zeichnerin Wilma Scherer-Riegel, Adolf Asal, Ing. Gasser.*

Am 1. April 1947 nahm ich zusammen mit Künzlis und den beiden Zeichnern die intensive Entwicklungsarbeit für die Massenproduktion der Kleinrechenmaschine auf. Im Konstruktionsbüro, das bald durch die Herren Ing. Gasser und Asal erweitert wurde, entstanden erste Detailzeichnungen. Mit einigen zusätzlich für die Werkstatt engagierten Leuten begann ich anhand dieser Vorlagen zwölf Rechenmaschinen rein zu Lehrzwecken zu fertigen, damit meine Mitarbeiter einen Begriff bekommen, wie die Bestandteile hergestellt werden und die Montage funktioniert. Voraussetzung für einen guten Mechaniker ist, dass er selbst herausfinden muss, wie ein Teil rationell produziert werden kann. Als technischer Betriebsleiter mit mannigfachen Aufgaben konnte ich auf Dauer nicht ständig jeder einzelnen Schraube nachlaufen. Noch war das allerdings unvermeidlich. Hätte man mir einen Laurenz Schweiger bewilligt, wäre vieles einfacher, schneller und wohl auch billiger zu bewerkstelligen gewesen.

Die Monate von Mai bis Dezember 1947 waren für mich sehr arbeitsintensiv. Einen Teil meiner Zeit nahm die Überwachung der Bauarbeiten in Anspruch. Daneben muss-

te ich mich um die zukünftige Betriebseinrichtung und die Beschaffung des Maschinenparks kümmern, weiteres Personal auswählen und vor allem schulen.

In diese Zeit fielen zusätzlich die Vorbereitungen für Werbung und Verkauf. Erste Prospektentwürfe hatte ich aus Wien mitgebracht. Über die endgültige Gestaltung verhandelte ich mit einer Druckerei in Zürich. Dort hatte auch der Patentanwalt Fritz Isler, dem die Verwaltung der Patente übertragen worden war, seinen Sitz.

Um unabhängiger reisen zu können, entschloss ich mich mangels eines firmeneigenen Wagens im Mai 1947 zum Kauf eines Privatautos. Unter Belastung meines Vorschusskontos streckte mir die Bank in Liechtenstein dafür einen Betrag von 10.000 Schweizer Franken vor. Der Chevrolet war in erster Linie für Dienstreisen gedacht, für die ich eine Vergütung von 0,25 Schweizer Franken pro gefahrenem Kilometer erhielt.

Aus ärztlicher Aufsicht mittlerweile entlassen, verlegte ich um die Jahresmitte 1947 meinen Wohnsitz von Vaduz nach Mauren, weil das tägliche Pendeln zu viel Zeit in Anspruch nahm. Da die Einreisegenehmigung für Frau und Kind immer noch ausstand, zog ich als verheirateter Junggeselle vorübergehend als Untermieter zum Postmeisterehepaar Büchel.



*Werk I der CONTINA AG in Mauren, Fürstentum Liechtenstein um 1950 Produktionsstätte der CURTA I und II bis 1970*



Der Bau der neuen Gebäude in der Britschenstrasse ging verhältnismässig zügig voran. Im Dezember 1947 war das Wohnhaus bezugsfertig. Es enthielt insgesamt vier Wohnungen, zwei im Erdgeschoss, zwei im ersten Stock. Eine der Erdgeschosswohnungen bezog ein Hausmeister. Die anderen erhielten meiner Erinnerung nach die Herren Bosshard, Gebbs und Rieser. Kurzfristig wohnte auch das Ehepaar Künzli dort.

Der Personalstand der CONTINA AG betrug zum Jahresende 1947 in Konstruktionsbüro und Vorbereitungswerkstätten zusammen 14 Beschäftigte.

Mitte Januar 1948 war auch der neue Fabrikationstrakt so weit fertiggestellt, dass mit der Einrichtung der Werkshallen begonnen werden konnte.

Als 1949/50 die Räumlichkeiten im Hauptgebäude nicht mehr ausreichten, mussten die Mietparteien das Wohnhaus zu Gunsten von Büros räumen.

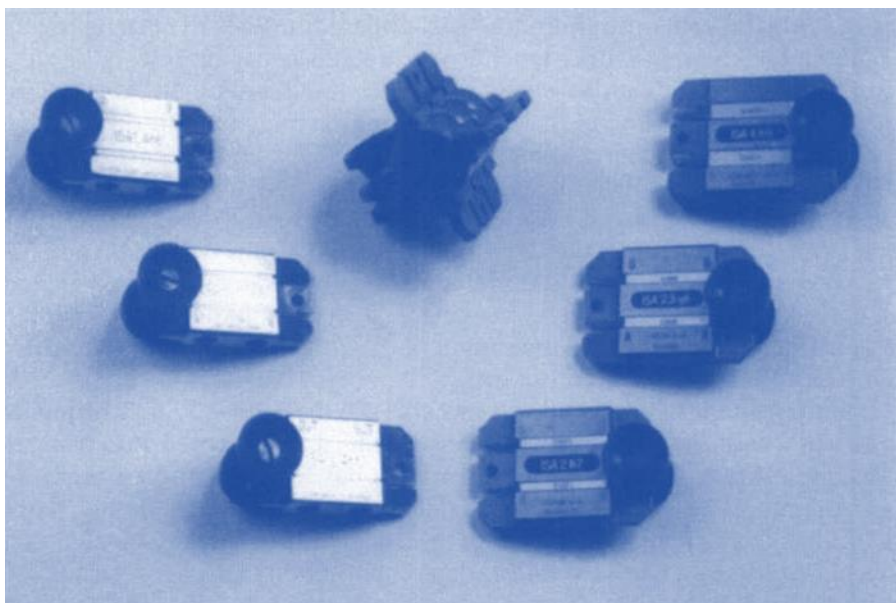
## Aufnahme der Produktion von Messlehren in der CONTINA AG

Im Frühjahr 1948, mitten in der Aufbauphase für die Serienerzeugung der Taschenrechenmaschine, tauchte von irgendwo her die Idee auf, Messinstrumente in das Fabrikationsprogramm mit aufzunehmen. Wer das angeregt hat, weiss ich nicht. Bei meinen ersten Gesprächen mit dem Fürsten im Mai 1946 war sicher nebenbei zur Sprache gekommen, dass die Firma Herzstark & Co. in Wien sich während des Krieges mit der Fertigung von Messlehren und Endmassen, die ich entwickelt hatte und deren Schutzrechte ich besass, über Wasser halten konnte. Frau von Pronay, die fürstliche Kabinettssekretärin, mit der ich und später auch meine Frau einen losen freundschaftlichen Kontakt pflegten, vermutete, dass vielleicht der überwiegend in Wien lebende Bruder des Landesfürsten, davon gehört hatte und den Tipp zur Herstellung in der CONTINA gab.

Man trat in Verhandlungen mit mir ein. Die maschinelle Einrichtung des Betriebes liess die Fertigung von kleinen Messinstrumenten durchaus zu. Mein Vorschlag war, sie eventuell später in das Fabrikationsprogramm mit aufzunehmen, wenn die Produktion der Rechenmaschine richtig lief. Jedem vernünftigen Kaufmann musste klar sein, dass die noch unbekannte CONTINA AG Weltfirmen wie Zeiss und anderen namhaften Unternehmen auf dem Messsektor zum jetzigen Zeitpunkt fertigungstechnisch wie verkaufsorganisatorisch hoffnungslos unterlegen war. Für eine intensive Reklame fehlten uns die Mittel. Von meinen Bedenken und Warnungen vor der Konkurrenz auf dem Weltmarkt liessen sich die sonst so sparsamen Herren im Administrationskontor aber nicht abschrecken. In der Sache persönlich beim Souverän vorstellig zu werden,

blieb mir verwehrt. Frau von Pronay versuchte es wiederholte Male vergeblich. Der jüngste Bruder des Fürsten sei für die Industriebelange im Land zuständig, hiess es nur. Der war damals ein junger Mann um die 30 Jahre, der wenig Einblick in die Marktlage auf diesem Sektor haben konnte.

Auf Drängen von «oben» gab ich schliesslich nach. Am 30. März 1948 traf die CONTINA AG mit mir eine Vereinbarung über die Einrichtung des Lehrenbaues. Gegen die einmalige Zahlung einer Abfindungssumme von 20.000 Schweizer Franken hatte ich die kostenlose Benützung meiner Schutzrechte auf diesem Gebiet zu gewähren und mein Erfahrungsgut einzubringen. Darüber hinaus wurde mir eine laufende Lizenzgebühr von 5% des jeweiligen Netto-Fakturenwertes zugestanden. Reich geworden bin ich davon nicht!



*Von der CONTINA AG in Mauren von 1948 bis 1950 fabrizierte Messlehren – hier Rachenlehren. Nach Ideen von Curt Herzstark bereits während des Zweiten Weltkrieges im Rechenmaschinenwerk AUSTRIA, Herzstark & Co. in Wien produziert (Rachenlehren, Endmasse, Messtische etc.)*

Für den Lehrenbau musste ich ein zweites, spezielles Konstruktionsbüro einrichten und dafür eigens Personal engagieren, um die Fertigungsvorlagen für die Lehren von Grund auf neu konstruieren und zeichnen zu lassen. Damit waren vornehmlich die Herren Ingold und Fend beschäftigt. Wenn schon Messtechnik, wäre es vorteilhaft gewesen, nicht nur Lehren, sondern auch Endmasse zu fertigen. Zur Erzeugung von Endmasskästen ist es aber gar nicht erst gekommen.

Im Zusammenhang mit dem Lehrengeschäft tauchte erstmals hin und wieder ein neuer Herr im Betrieb auf. Er scheint sich mit dem Lehrenverkauf beschäftigt zu haben. Ich hatte den Eindruck, dass zwischen ihm und meinem kaufmännischen Beigeordneten in Vaduz eine gewisse Rivalität bestand.

An Abnehmern ist mir die Nähmaschinenfabrik BERNINA in Erinnerung, die um die 200 Stück bestellte. Weitere Kunden sassen in Bern, Zürich, Basel. An Auslandsgeschäfte grösseren Umfangs erinnere ich mich nicht.

Der Aufwand lohnte, wie von mir vorausgesehen, die Mühe kaum und verschlang nur unnötig Kapital. Noch bevor die Produktion des Monopolartikels Kleinrechenmaschine richtig in Schwung kam, begann sich die CONTINA AG schon zu verzetteln. Der Lehrenbau war von vornherein eine Totgeburt und wurde bereits 1950 endgültig beendet.

## Aufnahme der Produktion der Taschenrechenmaschine CURTA mit ersten Schwierigkeiten

**E**nde Mai 1948, zwei Jahre nach meinem Eintreffen in Liechtenstein, war die Einrichtung des neuen Fabrikgebäudes in der Britschenstrasse in Mauren so weit abgeschlossen, dass die Fertigung nach dort verlegt und der Tanzsaal im «Hirschen» aufgegeben werden konnte.

In den neuen Räumen eröffnete am 8. Juni 1948 der Präsident des Verwaltungsrates der CONTINA AG eine Sitzung, in deren Verlauf zuerst über verschiedene Empfehlungen zur Beschlussfassung in der Generalversammlung beraten wurde. Danach informierte ich die Anwesenden fünf Herren über den aktuellen Stand der technischen Entwicklungsarbeiten auf dem Messlehren- und Rechenmaschinensektor. Zu Demonstrationzwecken hatte ich Muster von Messlehren, Messtischen und Endmassen sowie eine Rechenmaschine aus dem Dutzend der Lehrserie mitgebracht.

Bei den Lehren sah ich vor, die notwendigen Verkaufsmuster bis August zur Verfügung zu stellen, damit im September 1948 mit Lieferungen grösseren Umfangs begonnen werden konnte.

Die zwölf Rechenmaschinen aus der ersten Versuchsreihe funktionierten endlich einwandfrei. Ich war dabei, im neuen Werk zunächst weitere 100 Verkaufsprototypen der Rechenmaschine zu fertigen und die Vorarbeiten für die Serienproduktion so weit voranzutreiben, dass im 1. Quartal 1949 die ersten serienmässig fabrizierten Rechenmaschinen zur Auslieferung gelangen konnten.

Im Übrigen hatte ich zu vermelden, dass alle mit der Fertigung der Lehren und Rechenmaschinen in Zusammenhang stehenden technischen Probleme weitgehend gelöst waren. Für die Aufnahme der Serienfertigung fehlten mir allerdings noch acht bis zehn Fachkräfte. Ich bat den Verwaltungsrat, mich bei deren Anwerbung und Unterbringung zu unterstützen.

Gleich im Anschluss an diese Verwaltungsratssitzung fand die erste ordentliche Generalversammlung statt. Im Mittelpunkt stand die Behandlung finanzieller Fragen. Wie vorauszusehen, zeigten sich bereits die ersten Folgen des zu gering angesetzten Anfangskapitals. Die Gewinn- und Verlustrechnung wies Mehraufwendungen in Höhe von 185.326,48 Schweizer Franken aus.

Es wurde beschlossen, diese Summe als «Anlaufkosten» unter einem Gründungskonto zu aktivieren, mit der Massgabe, dass dieses Konto im Laufe von fünf Jahren, gerechnet ab 01.01.1948 amortisiert wird. Bei der Bank in Liechtenstein stand die CONTINA AG mit 215.320 Franken in der Kreide, gegenüber verschiedenen Kreditoren bestanden an Ultimo 1947 Verbindlichkeiten von 130.316,32 Franken. Zusammen mit den Rückstellungen zur Rechnungsabgrenzung beliefen sich die Schulden der Gesellschaft 16 Monate nach ihrer Gründung auf 349.387,12 Franken. Die gleichzeitig vorgelegte Zwischenbilanz per 31. Mai 1948 wies aber bereits weitere Mehrkosten in Höhe von 119.063,64 Franken ohne Deckung aus.

Wie zuvor in der Sitzung des Verwaltungsrates besprochen, beschloss die Generalversammlung in Abänderung von § 5 der Statuten die Erhöhung des Grundkapitals von bisher 650.000,- auf 1 Million Schweizer Franken «durch Ausgabe von 350 neuen Aktien zu je Fr. 1.000,- als Gegenleistung für die von Herrn Ing. Curt Herzstark eingebrachten Sacheinlagen in Form von Patenten und patentähnlichen Rechten gemäss der diesem Protokoll beigehefteten Übertragungserklärung des Herrn Ing. Curt Herzstark vom heutigen Tage». Ich war nun also Mitaktionär, allerdings mit nichts weiter als einem Interimsschein in der Hand und absehbarer weiterer Verschuldung der Gesellschaft.

Nebenbei sei erwähnt, dass ich in dieser Generalversammlung gleichzeitig mit einem Rechtsagenten aus Mauren in den Verwaltungsrat der CONTINA AG gewählt und vertragsgemäss in die Geschäftsleitung der Gesellschaft delegiert wurde.



*Curt Herzstark, Technischer Direktor der CONTINA AG vom 14.09.1946 bis 31.12.1950*



*Teilansicht der Fräserei in der CONTINA AG Werk I in Mauren*



*Teilansicht der Kleindreherei in der CONTINA AG Werk I in Mauren*



*Montage in der CONTINA AG Werk I in Mauren*



*Vormontage in der CONTINA AG Werk I in Mauren*

Gleich nach Beendigung der Sitzungen habe ich den sowohl für die CONTINA AG als für mich mit der treuhänderischen Verwaltung der Patente betrauten Patentanwalt Fritz Isler in Zürich schriftlich von der Sachlage der Patentübertragungen unter Nennung der entsprechenden Patentnummern unterrichtet. Damit hielt ich meine Pflicht für erfüllt.

Für die Überwachung der schon bestehenden, noch in der Prüfung befindlichen und eventuell neu anzumeldenden Patente hatte ich ein kleines Patentbüro eingerichtet und einen jungen Ingenieur, Emil Eckstein, mit der Leitung betraut. Er erwies sich als sehr tüchtig und umsichtig, wurde später aber wie ich ausgebootet. Von den übertragenen Patenten waren zum fraglichen Zeitpunkt fünf bereits definitiv erteilt, weitere 15 oder 16 aber noch in der Schwebe. In solchen Fällen ist ein Einspruch nicht mit Sicherheit auszuschliessen. Bei Streitigkeiten trägt der Patentinhaber die Kosten.

Dass Isler als gewiefter Jurist die Einleitung der notariellen Übertragung verschlampt hat, wie man ihm das später in die Schuhe schieben wollte, halte ich für unwahrscheinlich, ebenso, dass er mit der Amtshandlung zögerte, weil er wusste, dass

ich als Gegenwert für mein geistiges Eigentum vorerst nur wertloses Papier in Händen hielt. Das war schliesslich nicht seine Sache. Weitaus wahrscheinlicher scheint mir, dass es den Herren der kaufmännischen Verwaltung wegen der vielen noch nicht definitiv erteilten Patente mit deren notarieller Übertragung nicht sonderlich eilte, und sie den Auftrag dazu nicht gaben, weil eventuelle Streitigkeiten dann zu Lasten der CONTINA AG gegangen wären, und der mangelte es an Geld. Oder, dritte Möglichkeit, in Vaduz wusste schlicht und einfach eine Hand nicht, was die andere tat. Jedenfalls liefen die Patente trotz der von mir ordnungsgemäss vorgenommenen nominellen Übertragung weiter auf meinen Namen. Zwei Jahre später sollte das meine Rettung sein, und ich hatte allen Grund, einmal mehr an die Vorsehung zu glauben.

Unabhängig von all dem widmete ich mich nach abgeschlossenem Umzug in die neuen Werkshallen mit ganzer Kraft der Ankurbelung der Produktion, um nicht nur Geld auszugeben, sondern endlich welches zu verdienen.

Mein Stammpersonal hatte ich inzwischen so weit geschult, dass ich mich nicht mehr um jede Kleinigkeit selbst kümmern musste. Wenn ich mit den Herren etwas besprochen habe, konnte ich mich darauf verlassen, dass es richtig erledigt wurde. Die Konstrukteure hatten sich in die Materie eingearbeitet und waren fähig, alle Detailzeichnungen für Lehren und die Rechenmaschine auszuführen und Bleistiftskizzen von mir ohne Schwierigkeit in massstabgerechte Reinzeichnungen umzusetzen. Herrn Gebbs habe ich die selbständige Leitung der Dreherei, Herrn Bosshard die der Fräseerei übertragen. Weitere Schlüsselstellungen hatten die Herren Künzli, Seiffert, Estermann und Eugster inne. Mit den Herren Fasel und Kessler gewann ich zwei gute Versuchsmechaniker, die später an der Entwicklung der grösseren Rechenmaschine, mit je drei Stellen mehr, massgeblichen Anteil hatten.

Neben diesem Grundstock an Fachmechanikern benötigte ich für die Serienproduktion weiteres Personal für die Fertigung, Montage, Kontrolle, Lagerhaltung usw. Computer gab es damals noch nicht, Automaten nur in begrenztem Einsatzbereich. Ich war also weitgehend auf Menschenhand angewiesen.

Den Abteilungsleitern unterstanden angelernte und einfache Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen. Um die Ausbildung dieser Leute und der Lehrlinge kümmerten sie sich nun schon meist in eigener Kompetenz. Ich brauchte dabei kaum mehr einzugreifen.

Im Herbst 1948 dürfte die Belegschaft bereits an die 90 Leute gezählt haben, darunter mindestens die Hälfte Frauen. Das neue Werksgebäude in Mauren platzte schon nach kurzer Zeit aus allen Nähten, so dass wir uns genötigt sahen, Montage und Lager in einem angemieteten neuen Haus in der Gemeinde Eschen unterzubringen, das die Bezeichnung «Werk II» erhielt.





*CONTINA AG, Werk II, in Eschen, Fürstentum Liechtenstein, vorübergehend angemietet für Konstruktionsbüros und Lagerhaltung*

Nach wie vor hatte bei jeder Neueinstellung das Administrationskontor das letzte Wort. Ich durfte zwar das Vorstellungsgespräch mit Bewerbern führen und sie über ihren Einsatz aufklären, musste die Sache dann aber nach Vaduz weitermelden und auf Bescheid warten. Es kam vor, dass ich oft bis zu zwei Wochen nichts hörte oder man mich ganz hängen liess. Ich hatte den Eindruck, dass es die Massgebenden im Administrationskontor bewusst darauf anlegten, mich fühlen zu lassen, dass ich zwar Vorschläge machen, allein aber nichts bestimmen durfte. Das untergrub natürlich bis zu einem gewissen Grade meine Autorität im Betrieb. Ich merkte, dass Leute mit nicht sehr festem Charakter das ausnutzten, sich über meinen Kopf hinweg für ein Vorhaben den Segen direkt «von oben» holten und ich dann machtlos war. Von solchen Ausnahmen abgesehen glaube ich, von meinen Angestellten und Arbeitern respektiert und geachtet worden zu sein.

Im August 1948 übersiedelten Frau und Sohn aus Wien zu mir nach Mauren. Ich mietete für uns beim Metzger Kaufmann die Wohnung im ersten Stock. Am 15. Sep-

tember 1948 kam in Vaduz unser zweites Kind, die Tochter Christa, zur Welt. Für meine Rolle als Familienvater blieb mir leider nicht viel Zeit. In erster Linie musste ich mich, zum Leidwesen meiner Frau, auf den Betrieb konzentrieren.



*Werbefoto für die Taschenrechenmaschine CURTA I in der Hand des Erfinders. Ein Exemplar aus der Anfangsproduktion 1948/49, erkennbar an den Stiften im Einstellwerk*

Im Büro der CONTINA AG in Mauren unterstützten mich neben Frau Künzli später Frau Ramakers, eine Dame holländischer Abkunft, und Baron von Gerliczy, aus ungarischem Kleinadel, mit einer Französin verheiratet. Er stellte sich bei mir vor, und ich fand, dass er dank sicheren Auftretens, guter Umgangsformen und vor allem wegen seiner Fremdsprachenkenntnisse der richtige Mann für vielseitigen Einsatz war. Seine Einstellung bereitete allerdings einige Schwierigkeiten. Aus einem mir unerfindlichen Grund regte sich von Seiten des fürstlichen Hauses zunächst Widerstand gegen diesen Herrn. Schliesslich gelang es mir doch, ihn zu engagieren. Auch er hatte es anfangs schwer, seine Wünsche im Administrationskontor in Vaduz durchzusetzen.

Um die Jahreswende 1948/1949 kam die Serienproduktion der Rechenmaschine endlich in Gang. Die ersten 200 oder 300 Maschinen trugen noch die ursprünglich konzipierten Einstellstifte, die ich bald durch gerillte Einstellschieber ersetzte. Auf dem Gehäuse waren anfangs entlang den acht Schlitzen des Einstellwerkes aussen die Ziffern 1 bis 9 untereinander eingraviert. Es zeigte sich, dass dies beim Benutzer zu optischen Irritationen führte, und ich liess sie, nicht zuletzt aus Gründen der Kostenersparnis, deshalb weg.

Die Überlegungen für einen einprägsamen Namen der kleinen Rechenmaschine hatten bisher zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. Dem Format der Maschine angemessen, schwebte mir ursprünglich der Name LILIPUT vor. Diese Bezeichnung trugen Maschinengehäuse und Schutzdose der ersten Maschinen. Als nächstes wurde erwogen, den Firmennamen gleichzeitig für das Produkt zu verwenden, und wir gravierten eine weitere Fertigungsreihe mit CONTINA. Auch dies klang nicht besonders originell. Eines Tages, anlässlich einer Besprechung in kleinem Kreis, meinte Frau Ramakers zu diesem Thema: «Der Erfinder heisst mit Vornamen Curt. Man könnte doch das Kind, das er geboren hat, einfach CURTA nennen». Allgemeine Zustimmung. Damit war die CURTA geboren. Dem mir im Anstellungsvertrag verbrieften Recht, den Namen Herzstark in der Firmenbezeichnung oder auf dem Produkt unterzubringen, wurde mit der Gravur «System Curt Herzstark» auf dem Boden jeder Maschine Genüge getan.

## Verkaufsorganisation

**P**arallel zur Ankurbelung der Produktion liefen die Vorbereitungen für Werbung und Verkauf der CONTINA-Erzeugnisse. Erste Prospektentwürfe für die Rechenmaschine hatte ich aus Wien mitgebracht. Darauf aufbauend, entstand nun umfangreicheres Werbematerial mit Abbildungen, eine Bedienungsanleitung mit Re-

chenbeispielen etc., teils broschiert, teils als Faltblätter. Ausser in Deutsch liessen wir die Prospekte in Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch drucken. In kleinerem Umfang wurde auch für die Messlehren Reklamematerial bereitgestellt. Anfangs arbeitete ich mit einer Zürcher Firma, später führte eine liechtensteinische Druckerei die Aufträge für uns aus.

Wichtig wäre in diesem Anfangsstadium eine breit angelegte Werbekampagne und der Aufbau einer gut funktionierenden Verkaufsorganisation, besonders für unseren Monopolartikel, gewesen, weil wir nicht Aufträge zur Grundlage für die Fertigung nehmen konnten, sondern steigende Serien absetzen mussten, um kostendeckend zu arbeiten. Leider mangelte es auch dafür an Geld und versierten Verkaufsfachleuten.

Meine Vorschläge, den Generalvertrieb für die Schweiz der Firma Précisa, also Herrn Jost in Zürich, den für Westdeutschland Herrn Weissert in Frankfurt/Main (ehemals Rheinmetall, Sömmerda) zu übertragen, fanden ausnahmsweise in Vaduz Gehör. Beide kannte ich als branchenkundig, so dass kaum Anlaufschwierigkeiten zu befürchten waren.

Den Alleinvertrieb meiner Rechenmaschine für Österreich und die Tschechoslowakei hatte ich bei meinem Eintritt in die CONTINA AG ursprünglich für mich selbst vertraglich gesichert, weil mir diese Absatzgebiete bekannt waren und ich mir dadurch eine leichtere Erschliessung für den Verkauf versprach. Inzwischen war ich im Betrieb aber unabhkömmlich. Ich stimmte deshalb zu, dass in Wien eine Firma Katzinger, in Feldkirch die Firma Gnaiger den Vertrieb für Österreich übernahmen. Durch meine lose Verbindung zu einigen KZ-Kameraden glaubte der eine und andere, ich könne ihm bei der Wiederfindung einer Existenz, wie zum Beispiel durch die Übertragung einer Vertretung meines neuen Artikels, behilflich sein. Viele hatten seine Entstehung auf dem Reissbrett miterlebt und wähten mich jetzt in einer einflussreichen Position. Natürlich konnte ich nicht nach allen Seiten Wohltäter spielen. In Aare Arnoe, einem Norweger, kannte ich allerdings einen tüchtigen Kaufmann aus der Papierbranche, dem ich die Fähigkeit für den Generalvertrieb der CURTA in seinem Land zugetraut hätte. Bei einem Besuch bei mir in Liechtenstein wollte er gleich 100 Maschinen kaufen und war enttäuscht, als ich ihn an die Verwaltung in Vaduz verweisen musste. Dort schickte man ihn weg mit dem Bemerkten, sie wären schon eine andere Verbindung in Norwegen eingegangen. Viele meiner Freunde dachten, ich hätte in dem Betrieb mehr zu sagen, als es tatsächlich der Fall war, überschätzten meine Vollmachten und fühlten sich vor den Kopf gestossen. Ich hatte einen schwierigen Stand.

Auf der Basler Mustermesse vom 7. bis 17. Mai 1949 wurde die kleine Universalrechenmaschine erstmals einer breiten Öffentlichkeit präsentiert. Speziell zu diesem

Zweck lief eine Serie von 100 Maschinen durch die Fertigung. Nach meiner Erinnerung hatten wir zwei Messestände, einen für die Lehren, einen für die CURTA. Die Kunden betreuten ausser mir die Herren von Gerliczy, Ing. Maier, Künzli und Asal. Das Interesse beim in- und ausländischen Publikum, vornehmlich für die Rechenmaschine, war gross. Sie fand bei den Besuchern grossen Anklang. Einige wenige hegten wegen ihres grazilen Aussehens gewisse Zweifel an ihrer Robustheit. Ich konnte beruhigend erklären, dass grössere Maschinen durch das Bewegen von mehr Masse einen höheren Verschleissgrad haben, während dieses Gerät durch geringe Massenwirkung lange Haltbarkeit garantiere.



*Messestand der CONTINA AG auf der Basler Mustermesse 1949 mit den Herren (v. li.) Hans Künzli, von Gerliczy, Curt Herzstark, Adolf Asal, Elmar Maier*

Während man bei Bührlé einmal eine Serie von 1.000 Stück ULTRA zurücknehmen musste, lief die kleine CURTA nicht zuletzt dank der Sorgfalt des verantwortlichen Fertigungspersonals von Anfang an so gut wie störungsfrei. Unsere Ausschussquote lag bei maximal 1 bis 1,5%. Reklamationen von Benützern waren überaus selten.



*Messestand der CONTINA AG auf der Basler Mustermesse 1950*

*Von links: Prof. Dr. Ing. Karl Holecek, TH Wien, Curt Herzstark, Frau Ramakers, Schöpferin des Namens «CURTA», Dipl. Ing. Emil Eckstein, Leiter des Patentbüros, Joseph Weisserth, Generalvertreter der CONTINA AG in Frankfurt/Main*

Unseren Produktionsausstoss an Rechenmaschinen konnten wir im Jahre 1949 kontinuierlich steigern und ab Mitte 1950 Serien von 500 bis 600 Stück pro Monat fertigen. Auch in diesem Jahr nahmen wir wieder an der Messe in Basel teil. Begleitet haben mich Frau Ramakers, die Herren Tschopp, Dipl.-Ing. Eckstein, Weisserth und als Gast Prof. Dr. Ing. Karl Holecek. Ihn als Mitarbeiter zu engagieren, war mir zu Beginn versagt geblieben. Als die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz wieder durchlässiger wurde, waren er und Ing. Franz Mark, mein zweiter nicht genehmigter Wunschkandidat aus Wien, wiederholt kurzfristig in der CONTINA AG, weil sie grosses Interesse an der Konstruktion und den Produktionsfortschritten zeigten. Speziell Prof. Holecek war von der Funktionsweise der CURTA fasziniert. Im Rahmen einer technisch-wissenschaftlichen Tagung über «Feinwerktechnik» Ende Oktober 1950 in Braunschweig, machte er sie zum Mittelpunkt seines Vortrages. Der Text erschien im Juni 1951 in seinem Sonderdruck der Fachzeitschrift «Feinwerktechnik» und machte die CURTA auch in Fachkreisen immer populärer. Als mein Freund Hole-

cek an der Wiener Technischen Hochschule den neu eingerichteten Lehrstuhl für Feinmechanik übernahm, erkor er meine kleine Universalrechenmaschine zum Lehrgegenstand und stellte sie zerlegt in einem grossen Schaukasten im Eingangsbereich aus.



*CürTA-Schaukasten im Eingangsbereich der Technischen Hochschule Wien.  
Die CURTA diente als Lehrgegenstand für das Fachgebiet Feinmechanik*

Erstmals stellte die CONTINA AG im Jahre 1949 auch an der Frankfurter Messe sowie an der Technischen Messe in Hannover 1950 aus.

Mit der Ausstosssteigerung hätte der Verkauf der CURTA stetig forciert werden müssen. Auf diesem Gebiet aber versagte die kaufmännische Geschäftsführung. Die Herren haben sich hauptsächlich auf den Fachhandel gestützt. Büromaschinenhändler aber führen Schreib- und Rechenmaschinen nebeneinander und sind beim Verkauf daran interessiert, in erster Linie grosse, teure Maschinen an den Mann zu bringen, an denen naturgemäss mehr zu verdienen ist, als an einem kleinen Gerät. Zudem muss

ein Grosshändler in seinem ausgedehnten Gebiet Untervertreter suchen und diese erst wieder Einzelabnehmer. Das wirkt sich negativ auf die Margen aus und verteuert den Artikel.

Ich habe wiederholt bei Händlern, wo die CURTA oft nur in einer Ecke des Schaufensters ein bescheidenes Dasein fristete, unerkannt Tests angestellt. Viele Verkäufer haben die Maschine gar nicht vorführen können! Auf der Messe in Dornbirn fragte ich eine Dame, an deren Stand eine CURTA ausgestellt war, was dieses kleine Ding denn sei? «Eine Rechenmaschine», wurde ich aufgeklärt. Als ich versuchte, nähere Informationen darüber zu erhalten, merkte ich sofort, dass sie keine Ahnung von der Sache hatte.

Mir hat ein Direktverkaufssystem neben dem Fachhandel vorgeschwebt, notfalls auch mit unorthodoxen Methoden. Von früher war mir bekannt, dass die Firma Odhner einmal Studenten engagiert, speziell auf ihren Maschinen ausgebildet und direkt zu den Kunden geschickt hat. Diese Methode, aktiv zu akquirieren, nicht zu warten bis einer kommt und nachfragt, hat sich bewährt.

Man hätte viel mehr Presse-, Rundfunk- und Plakatwerbung machen, Plakate beispielsweise an Litfasssäulen oder bei Tankstellen aufhängen und bei letzteren gleich verkaufen sollen. Ein Grossauftrag aus Amerika, meiner Erinnerung nach über 10.000 Stück, ist abgelehnt worden, nur weil er nicht vom Fachhandel, sondern von einem Kaufhauskonzern kam!

Sicher hätte es auch etwas gebracht, einige fähige Leute zu Spezialverkäufern zu schulen, die im Direktverkauf eingesetzt und branchenspezifisch bei Architekten, Baugeschäften, Behörden, Banken etc. hätten beraten können, wie wir das bei der Firma Herzstark & Co. früher auch teilweise praktiziert haben. Bekannt machen dieses Monopolartikels auf breiter Basis wäre das A und O für eine kontinuierliche Produktions- und Absatzsteigerung gewesen. Gerade daran aber haperte es und trieb die CONTINA AG immer tiefer in die roten Zahlen.

Alle meine Vorschläge stiessen bei den Massgebenden im Administrationskontor in Vaduz auf taube Ohren. Wie sollten sie bei der permanenten Geldknappheit auch Gehör finden!

## Weiterentwicklung der CURTA

**A**b dem Jahre 1949 konnte ich mich auf das von mir mit grossem persönlichen Einsatz geschulte Stammpersonal im technischen Bereich so weit verlassen, dass ich nicht mehr ständig präsent und überall hinterher sein musste, um zu kontrollieren, ob auch alles richtig läuft. Die Meister in den einzelnen Fertigungsabteilungen waren imstande, manche Entscheidung in Eigenverantwortung zu treffen. Dennoch



führte mich, wenn ich nicht gerade auf einer Geschäftsreise weilte, morgens um 7.30 Uhr mein erster Weg durch den Betrieb. Ich sprach mit den Gruppenleitern das Wichtigste durch oder beantwortete Fragen, wenn sie irgendwo nicht weiterkamen. Meine in der Feinmechanikerlehre erworbenen Kenntnisse kamen mir sehr zustatten, weil mir niemand ein X für ein U vormachen, und ich helfend eingreifen konnte, wenn etwas nicht richtig lief. Die Leute haben das anerkannt und akzeptiert.

Gegen 8.30 Uhr hat mir Frau Künzli die Post aus Vaduz ausgehändigt, die mich betraf. Es handelte sich hauptsächlich um technische Angelegenheiten. Anschliessend habe ich mich für gewöhnlich in den Konstruktionsbüros umgesehen, Patentsachen durchstudiert, im Zweigwerk Eschen nach dem Rechten gesehen, Personalfragen behandelt, mich mit Kalkulationen beschäftigt und daneben schon wieder neue Konstruktionsideen gewälzt.

Die Urkonzeption meiner Taschenrechenmaschine, wie wir sie herstellten, ging von acht Stellen im Einstellwerk, sechs Stellen im Umdrehungszählwerk und elf Stellen im Resultatwerk aus. Sie hatte einen Durchmesser von 53 mm, eine Höhe von 85 mm und wog ohne Hülse 230, mit Hülse 330 Gramm. Schon aber wurde aus Benützerkreisen die Frage nach einer Maschine mit mehr Stellen und damit einem breiteren Einsatzfeld gestellt. Ich ging also daran, das Gerät in grösserem Format zu skizzieren und die Konstrukteure mit den Reinzeichnungen zu betrauen. Das Modell dieser CURTA II war auf elf Stellen im Einstellwerk, acht Stellen im Umdrehungszählwerk und 15 Stellen im Resultatwerk angelegt. Die Höhe blieb mit 85 mm die gleiche, nur der Maschinenkörper wurde entsprechend dicker. Ein Grossteil der Einzelelemente war in beiden Maschinengrössen verwendbar, wie zum Beispiel Achsen, Einstellgriffe, Zahlenrollen und anderes mehr. Vergrössert werden musste die Staffelwalze und damit zusammenhängende Teile. Mit der grösseren Dimension erhöhte sich auch etwas das Gewicht, sonst aber sah die Maschine genau so aus wie die kleinere Schwester CURTA I. Im Zusammenwirken mit den Herren Kessler und Fasel, beide gute Versuchsmechaniker, entstanden die ersten Prototypen der CURTA II. In grösseren Mengen fabriziert wurde sie erst nach meinem Ausscheiden aus der CONTINA AG. Aus einem mir unerfindlichen Grund hat man an der Konstruktion kleine Änderungen vorgenommen, so dass für die CURTA II eine separate Lagerhaltung notwendig wurde. Die späteren Serien erhielten eine graue Ummantelung.

Meine weiteren Überlegungen gingen 1950 bereits dahin, sowohl die CURTA I als auch die CURTA II bei gleichbleibenden Abmessungen um je eine Stelle zu vergrössern. Anfangs habe ich mich das nicht getraut, weil ich befürchtete, die Übersichtlichkeit beim Ablesen der Zahlen könnte darunter leiden. Inzwischen aber erkannte ich, dass die Stellenerweiterung auf 9x7x12 bei der kleinen und 12x9x16 Stellen bei der

grösseren Maschine durchaus machbar war. In beiden Fällen wäre hauptsächlich die Veränderung der Staffelwalze und weniger anderer Teile notwendig gewesen, um den zehnfachen Effekt beim Rechnen zu erzielen. Abgesehen von einem oder zwei Prototypen ist es zur Ausführung dieser Idee nicht mehr gekommen.

Kurzfristig habe ich den Einsatz von Kunststoff für verschiedene Teile der CURTA ins Auge gefasst, um damit vielleicht die Produktionskosten senken zu können. Die Kunststofftechnik war zu dieser Zeit aber noch zu unausgereift, um ein solches Material ohne Risiko in der Maschine verarbeiten zu können.

Ich stellte auch Überlegungen über den Einbau einer Einstellgriffssperre an, welche die Griffe nach dem Einrasten bei einer bestimmten Zahl im Einstellwerk fixieren sollte. Ebenso dachte ich über eine Zählwerkswagenfixierung mit Auflage nach, um jede nur mögliche Sicherheit beim Gebrauch der Maschine gegen eine nicht beabsichtigte Veränderung der eingestellten und eingekurbelten Zahlen zu gewährleisten. Die eine oder andere Idee erwähnte ich gegenüber meinen Konstrukteuren, ohne sie jedoch vorerst weiter zu verfolgen.

Gedanklich setzte ich mich ein wenig mit einer «Mehrfachrechenmaschine» für koordinierte Rechenvorgänge auseinander. Ich stellte sie mir etwa so vor: Entweder zwei Maschinen übereinander mit gemeinsamer Achse oder bis zu vier Maschinen nebeneinander angeordnet. Ende 1954, nur noch lose mit der CONTINA AG verbunden, habe ich beide Versionen noch zum Patent angemeldet. Die Sache aber blieb reines Experiment auf dem Papier.

## Zunehmende Finanzmisere der CONTINA AG und erste Gewitterwolken

In der Mitte eines jeden Jahres tagte der Verwaltungsrat der CONTINA AG, um sich über die Geschäftslage zu orientieren und über anstehende Fragen Beschlüsse zu fassen. Hauptthema bildete jedes Mal die Finanzsituation des Betriebes.

Mit der Prüfung der Bilanzen und der Gewinn- und Verlustrechnung war die Schweizerische Treuhandgesellschaft in Basel beauftragt.

In einem Passus meines Anstellungsvertrages vom 19.09.1946 waren drei Jahre als Anlaufzeit ins Auge gefasst, in denen eine Rentabilität des neuen Betriebes nicht unbedingt vorausgesetzt wurde. Bei einer Besprechung am 14.11.1946 hatte man mir einen recht blauäugigen Finanzierungsplan für die Aufbauphase präsentiert, unter Zugrundelegung einer Jahresproduktion und Auslieferungsquote von 5.000 Rechenmaschinen in 1948 und bereits 20.000 Stück in 1949. In diesem Papier blieb vom eingesetzten Gründungskapital von 1 Million Schweizer Franken, selbst bei sparsamster

Verwendung, unter dem Strich nichts übrig. Es kam vielmehr damals schon die Notwendigkeit einer Darlehensaufnahme von 1,5 Millionen Franken heraus!

In Anbetracht der Tatsache, dass der Betrieb auf der grünen Wiese und mit einem von vornherein zu gering angesetzten Kapitalbedarf errichtet werden musste, war das Defizit von 37.326,48 Schweizer Franken aus der Gewinn- und Verlustrechnung per 31.12.1948 noch nicht besorgniserregend. Drei Jahre nach ihrer Gründung war die CONTINA AG aber immer noch weit entfernt von einer Rendite. Der Neubau des Fabrikgebäudes samt Einrichtung, die Anschaffung des Maschinenparks, die technischen Anlaufschwierigkeiten durch den anfänglichen Mangel an geeigneten Fachkräften, das mühsame Anwerben und Auswählen des gesamten Personals, das langwierige Schulen und Anlernen der Leute zum Bau des Spezialartikels Rechenmaschine, daneben später der Messlehren, bedurfte grossen Zeit- und damit verbunden grossen Geldaufwands.

Von der in einer Nebenabrede zu meinem Anstellungsvertrag in Aussicht genommenen Errichtung von eigenen Vertriebsgesellschaften, an denen die CONTINA AG mit 65 ich mit 35 Prozent beteiligt werden sollte, war längst keine Rede mehr. Das Verkaufsmanagement blieb in den Kinderschuhen stecken. Nach Ermittlungen der Treuhandgesellschaft belief sich Mitte 1949 der Auftragsbestand auf nur 7.400 Stück, Mitte 1950 auf 9.000 Stück der CURTA I. Ein Bruchteil davon war fakturiert! Erschwert wurde der Absatz durch Export- und Devisenbeschränkungen. Vor allem die Belieferung nur des reinen Fachhandels erwies sich als ausgesprochene Fehlleistung.

Meine Belegschaft und ich taten unser Möglichstes, den Ausstoss zu steigern, um die zunehmende Verschuldung der Firma in Grenzen zu halten. Aus Gründen der Kostenersparnis liessen wir ab 1950 verschiedene Einzelteile der CURTA extern fertigen, weil eingeführte Spezialunternehmen der Feinmechanikbranche billiger arbeiteten als wir in der CONTINA AG. Für eine Maschine des Typs I waren 9 bis 10 Stunden Fertigungs- und Montagezeit erforderlich. Eine von der Treuhandgesellschaft vorgenommene Überprüfung der Kalkulation erbrachte einen Herstellungspreis pro Maschine von 333/03 Schweizer Franken. In diesem Betrag waren die Betriebs- und Verwaltungskosten noch nicht berücksichtigt. Fakturiert wurde die Maschine aber bisher mit 215 Franken!

Gerne hätte ich mich mit dem jüngsten Bruder des Fürsten als Beauftragtem für die Industrie, oder nochmals mit dem Landesherrn persönlich als erste Instanz und Geldgeber, über die Situation unterhalten. Aber an die Durchlauchten war nicht heranzukommen. Der Bruder des Fürsten liebte Stippvisiten. Einer meiner Meister berichtete mir einmal aufgeregt, dass ein grossgewachsener, fremder Herr durch den Betrieb streife und sich überall umsehe. Ich ging der Sache nach und traf den Prinzen. Mein

Angebot, ihn durch die Fertigungsabteilungen zu führen, lehnte er mit dem Bemerken ab, er habe schon alles gesehen und empfahl sich. Ein weiteres Mal erschien er in meinem Büro mit der Idee, die Metalldose, in der die CURTA gesichert war, durch eine weiche Lederhülse zu ersetzen. Das würde eleganter wirken. Ein Muster hatte er gleich mitgebracht. Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich mir bei der Entwicklung des Gehäuses etwas gedacht habe. Der Zapfen in der Kappe der Hülse drückt auf die Kurbelwölbung, so dass beim Schliessen durch einen Bajonettverschluss die Maschine fixiert und gegen Stoss und Schlag weitgehend geschützt ist. Bei dem präsentierten Lederzylinder liess sich die Kappe ohne jede Verankerung leicht abstreifen und bot daher nur geringen Schutz. Meine Argumente fielen bei dem hohen Herrn auf wenig fruchtbaren Boden. Unwillig über meinen Widerspruch setzte er die Lederhülle mit der darin befindlichen Maschine ziemlich unsanft auf meinen Schreibtisch, die Kappe löste sich und ich konnte die CURTA gerade noch auffangen. Verblüfft über den von mir befürchteten Effekt, verliess mich mein Besucher leicht verärgert. Die Lederhülle kam nie zur Ausführung, wenn man von einigen Musterstücken absieht. Nach meiner Zeit war die Kunststofftechnik inzwischen so weit fortgeschritten, dass sich meine Nachfolger entschieden, die CURTA mit einer Dose aus Kunststoff zu sichern. Die Hülse war sicher billiger als aus Metall, aber durch den überstehenden Rand am Kappenverschluss in einer Tasche weniger gleitfähig und auch nicht ganz bruchsicher.

Mit Seiner Durchlaucht, dem Landesfürsten, kam ich nur noch ein einziges Mal zusammen. Meine Hoffnung, in einem sachlichen Gespräch ihm die Lage der CONTINA AG aus meiner Sicht zu schildern, erfüllte sich nicht. Ich hatte den Eindruck, zum alleinigen Sündenbock gestempelt zu werden. Wir trennten uns unversöhnlich.

# Ausstieg aus der Contina AC

## Ausscheiden als technischer Direktor der CONTINA AG

**E**nde 1949, drei Jahre nach der Firmengründung und damit im Rahmen der mir vertraglich zugestandenem Aufbauzeit, begann die Produktion der CURTA, wenn auch langsamer als erhofft, in Schwung zu kommen. Zu dieser Zeit aber drückte die Aktiengesellschaft bereits eine beträchtliche Schuldenlast.

Unter dem Datum vom 26. Juli 1950 legte die Schweizerische Treuhandgesellschaft Basel den Bilanzprüfungsbericht per 31.12.1949 vor. Die Gewinn- und Verlustrechnung ergab, dass für das Aktienkapital von 1 Million Schweizer Franken kein realer Gegenwert mehr vorhanden war, die Überschuldung sich vielmehr auf 557.800 Schweizer Franken belief. Ein Kredit der Bank in Liechtenstein über 2.229.100 Franken, eine Hypothekenschuld von 306.752 Franken, Kreditorenschulden in einer Höhe von insgesamt 47.943 Franken zählten zu den gravierendsten Passiva. Zusammen ergab das einen Schuldenberg von rund 3,2 Millionen Schweizer Franken, also schon vier Fünftel des Betrages von vier Millionen, den ich 1946 als Mindestbedarf für den Aufbau allein der Fabrikation errechnet und dem Fürsten genannt hatte. Bei der damaligen Audienz hatte Seine Durchlaucht mir im Beisein von Ing. Pongrac versichert, diese Summe für die Gründung eines Rechenmaschinenwerkes zur Verfügung stellen zu wollen. Seinen «Beratern» war dieser Kapitalbedarf ebenfalls bekannt. Gestartet worden war mit nicht einmal einem Viertel davon!

Aufgrund einer Zwischenbilanz sagten die Prüfer für das Jahr 1950 eher eine weitere Verschlechterung der finanziellen Lage des Betriebes voraus. Sie glaubten das in anhaltenden technischen Schwierigkeiten zu sehen, obwohl ab dem zweiten Halbjahr 1950 der monatliche Ausstoss 500 bis 600 Rechenmaschinen betrug und durchaus steigerungsfähig war.

Als Schuldiger für die Misere musste in erster Linie ich herhalten. Die Anlaufschwierigkeiten infolge des zu gering angesetzten Startkapitals zählten nicht. In Verwaltung und Aufsichtsrat war die Ansicht unverkennbar, der Betrieb und das von mir mühsam ausgewählte und geschulte Personal würden bald ohne mich auskommen. Was also lag im Zuge der Konsolidierung des Unternehmens näher als mich mit einem scheinbar gut eingefädelten Schachzug möglichst elegant loszuwerden.

Im Spätsommer 1950 überraschte mich die Leitung des Administrationskontors in Vaduz mit der betrüblichen Mitteilung, die CONTINA AG müsse «saniert» werden, weil bei dem kleinen Aktienkapital von 1 Million Schweizer Franken die hohe Verschuldung nicht mehr verantwortet werden könne. Man sehe sich genötigt, die alten Aktien zu annullieren und die bisherigen Darlehen in neues Aktienkapital umzuwandeln. Es stehe mir frei, mich an der Sanierung zu beteiligen und neue Aktien zu erwerben. Falls ich als bisheriger Mitaktionär – die Papiere waren mir nie ausgehändigt worden – einer Sanierung nicht zustimme, müsse die Firma Konkurs anmelden. Damit aber verlöre ich meine Stellung.

Wie mir nach dieser Eröffnung zumute war, lässt sich schwer schildern. Ich verlor durch diesen Trick nicht nur meine nunmehr wertlosen Aktien, sondern jede Gegenleistung für das von mir ganz allein eingebrachte geistige Eigentum. Es wurde mir einfach weggenommen, um nicht zu sagen gestohlen. Wenn ich Glück hatte, durfte ich vielleicht Angestellter eines Betriebes bleiben, der meine Erfindung nutzte. Es fiel mir schwer zu glauben, dass in fürstlichen Unternehmungen solche Machenschaften überhaupt möglich sind. Dem Landesherrn selbst lastete ich derartige Geschäftspraktiken nicht an. Dass er sich aber mit Leuten umgab, die ohne Skrupel Menschen um die Früchte jahrelanger Arbeit zu bringen versuchten, hinterliess doch einige Bitterkeit in mir.

Für die Beteiligung an einer neuen Aktiengesellschaft fehlte mir das Geld. Woher hätte ich es nehmen sollen? Da meine und meiner Familie Existenz auf dem Spiel stand, akzeptierte ich in der Verwaltungsratssitzung vom 15. September 1950 einen neuen Vertrag gleichen Datums, der mich jetzt zum alleinverantwortlichen Direktor der CONTINA AG ernannte. Er grenzte meine Kompetenzen ab und garantierte mir wieder ein Monatsgehalt von 3.000 Schweizer Franken, das bis auf 1.000 Franken gekürzt werden konnte, wenn nach dem 30. Juni 1951 weitere Verluste entstehen sollten. Neukonstruktionen mit Erfindungscharakter hatte ich ohne Extravergütung zur Verfügung zu stellen. Mit einiger Mühe konnte ich eine kleine Gewinnbeteiligung an jeder verkauften Maschine aushandeln. Der Vertrag war gültig bis 31. Dezember 1956, mit beidseitig sechsmonatiger Kündigungsfrist zum Ende eines Kalenderjahres. Auf diese Weise stahlen sich die Herren des Administrationskontors aus der Verantwortung, und ich durfte nun allein sehen, wie ich den Karren aus dem Morast ziehe.

Die Frage der Abgeltung meiner an die CONTINA AG übergebenen Patente blieb offen. Ich stand mehr oder weniger mit leeren Händen da. Als sich meine erste Verzweiflung darüber gelegt und ich Rechtsberatung in Anspruch genommen hatte, eröffnete sich unverhofft ein Weg, der Aussicht auf Entschädigung nicht ausschloss.

In der Sitzung des Verwaltungsrates vom 8. Juni 1948 war ich bekanntlich durch einen Interimsschein über 350.000 Schweizer Franken Mitaktionär der CONTINA AG

geworden. Im Gegenzug hatte ich meine bis zu diesem Zeitpunkt angemeldeten CuRTA-Patente schriftlich der CONTINA AG übergeben und sah damit meine Verpflichtung erfüllt. Alle weiteren Schritte waren Sache der Verwaltung. Bei der Abfassung meines neuen Vertrages ist niemandem im Administrationskontor aufgefallen, dass jetzt, zwei Jahre später, alle Patente immer noch unter meinem Namen Herzstark liefen, weil die notwendige notarielle Übertragung bisher nicht stattgefunden hatte. Die Gründe für die vermutlich bewusste Verzögerung – Haftung bei Patentstreitigkeiten – habe ich in einem früheren Kapitel dargelegt.

Wie bisher vertrat das Patentanwaltsbüro Fritz Isler in Zürich meine und gleichzeitig die Interessen der CONTINA AG in Patentangelegenheiten. Den mehr oder weniger aufgezwungenen Vertrag in Händen setzte ich mich mit der Kanzlei in Verbindung, um über die veränderte Sachlage zu berichten. Isler selbst war zu dieser Zeit bei einer Wehrübung. Sofort nach seiner Rückkehr suchte ich ihn persönlich auf. Ihm war bekannt, dass die CONTINA AG mit einem viel zu geringen Anfangskapital gegründet worden war. In der eingetretenen Überschuldung sah er die natürliche – oder beabsichtigte? – Folge davon. Ich erspare es mir, Islers Worte über die seiner Meinung nach äusserst dubiosen Machenschaften der Verantwortlichen im Administrationskontor wiederzugeben.

Bei genauer Prüfung meines neuen Vertrages fiel Isler auf, dass er keine Vereinbarung über die Patentabgeltung enthielt. Meine Aktienanteile in Form des Interimscheines waren der «Sanierung» zum Opfer gefallen, eine amtliche Beurkundung der dafür im Gegenzug von mir an die CONTINA AG abgetretenen Patente war bisher aber nicht erfolgt. Rechtlich war nach wie vor ich Patentinhaber. Darin sah Isler die Möglichkeit, mir doch noch zu einer Entschädigung für mein geistiges Eigentum zu verhelfen. Welch unverhofftes Glück! Die Fakten waren eindeutig: Ohne Gegenwert keine Patente. Die CONTINA AG fabrizierte mit der Rechenmaschine ein Produkt, das ihr nicht gehörte. Ich sei berechtigt, das zu verhindern, meinte Isler, der sich im Übrigen sehr fair verhielt. So weit wollte ich nicht gehen. Zum einen musste ich Rücksicht auf meine Familie nehmen. Zum anderen war mir nach all der schweren Aufbauarbeit daran gelegen, weiter zu produzieren, nicht den Betrieb zu schädigen und mir und meinen vielen Mitarbeitern die Existenzgrundlage zu rauben. Das ungewollte oder gewollte Versäumnis der Herren im Administrationskontor versetzte mich aber in die Lage, der notariellen Patentübertragung meine Unterschrift jetzt so lange zu versagen, wie mir der anfangs vereinbarte Gegenwert für mein geistiges Eigentum vorenthalten wurde.

Isler stand auf meiner Seite. Er ermutigte mich, um mein Recht zu kämpfen und sicherte mir volle Unterstützung zu. Ich gestehe, dass ich fast ein wenig Angst hatte, weil der Ausgang im Dunkeln lag. Isler aber war sich meiner Chancen sicher. Als

Treuhänder der Patente fühlte er sich sogar verpflichtet, die Geschäftsführung der CONTINA AG auf die nicht berücksichtigten Fakten in meinem Vertrag vom 15. September 1950 hinzuweisen.

Am 24. November 1950 richtete Isler, unter Umgehung des Administrationskontors, ein umfangreiches Schreiben direkt an den Präsidenten des Verwaltungsrates, in dem er zu jedem einzelnen Punkt des Vertrages Stellung nahm. Besonders hob er hervor, dass von Seiten der CONTINA AG ein Auftrag zu einer notariellen Übertragung der ihr am 8. Juni 1949 nominell übergebenen Herzstark-Patente nie an ihn ergangen war. Da der Patentinhaber Curt Herzstark infolge der inzwischen eingetretenen Umstände keine Aktien mehr als Gegenwert besitze, sehe er derzeit keine Grundlage für eine Übertragung, es sei denn gegen Auszahlung der seinerzeit ausgehandelten Entschädigung in Höhe von 350.000 Schweizer Franken oder Abschluss eines entsprechenden Lizenzvertrages. Andernfalls stehe seinem Mandanten das Recht zu, die Fertigung und den Verkauf der CURTA durch die CONTINA AG generell zu unterbinden.

Aufs Äusserste erbost, konterte die Geschäftsführung am 30. November 1950 mit einem eingeschriebenen Brief, in dem sie Isler und mir die Alleinschuld für die bislang nicht erfolgte rechtsgültige Übertragung der Patente in die Schuhe zu schieben versuchte. Isler warf sie Nachlässigkeit bei der treuhänderischen Verwaltung vor, mir die Verweigerung meiner Unterschrift. Ich wurde überdies daran erinnert, in der Verwaltungsratssitzung vom 15. September 1950 der Annullierung der alten Aktien zugestimmt zu haben. Was hätte ich tun sollen, wenn als einzige Alternative der Konkurs im Raume stand? Am Schluss des Schreibens drohte man mir mit rechtlichen Konsequenzen.

Den Sturm der Entrüstung an massgebender Stelle vorausahnend, hatte Isler mir geraten, mich vorübergehend abzusetzen. Er hielt meine Widersacher für zu allem fähig. Weil infolge all der Aufregungen mein Gesundheitszustand ohnehin nicht der beste war, nahm ich mir noch zustehenden Urlaub, fuhr in die benachbarte Schweiz und wartete im Hotel Acker in Wildhaus die weitere Entwicklung der Dinge ab. Islers sachlicher Brief hatte in den oberen Etagen der CONTINA AG und des Administrationskontors wirklich ungeheueren Aufruhr und Wirbel ausgelöst. Wie ich später hörte, wurden wilde Drohungen gegen mich ausgestossen. Vielleicht hätte man mich gar verhaftet und des Landes verwiesen, wäre man meiner habhaft geworden. Meine Abwesenheit gab zu den absurdesten Gerüchten und Spekulationen Anlass. Dem Landtagsabgeordneten Oswald Bühler erzählte man gar, ich sei nach England geflohen!

Zu dieser Zeit lebte ich nicht mehr in Mauren. Wir hatten die Wohnung beim Metzger Kaufmann aufgegeben, weil das qualvolle Geschrei der Tiere und die unangenehm-



men Gerüche bei der täglichen Schlachtung uns unerträglich wurden. Die PRESTA in Eschen (Press- und Stanzwerk, zum Bührlé-Konzern gehörend) hatte in der Sägastrasse in Nendeln zwei Mehrfamilienhäuser errichtet. Im obersten Stockwerk des zweiten Blocks wohnte damals Herr von Gerliczy. Durch seine Vermittlung bekam ich im Parterre des ersten Hauses eine 5-Zimmer-Wohnung und übersiedelte mit meiner Familie im Laufe des Jahres 1949 nach Nendeln, 1960 tauschte ich diese Wohnung mit der gleichen im 1. Stockwerk. (Curt Herzstark, inzwischen allein, lebte und starb dort am 27. Oktober 1988).

Nachdem die massgeblichen Herren in Vaduz und Mauren genügend Dampf abgelassen hatten, begannen sie nachzudenken. Um an die Patente zu kommen, hätten sie in allen Ländern, in denen solche bestanden, mich auf Herausgabe klagen müssen. Dabei aber wären die Gründe aufgedeckt worden und es mehr als fraglich gewesen, ob die Richter pro CONTINA AG entschieden hätten. Blieben andererseits die Patente in meinem Eigentum, konnte ich Schwierigkeiten machen, vielleicht gar der Presse noch Stoff für Schlagzeilen liefern, was mir fern lag. Es setzte sich deshalb bei den Verantwortlichen die Erkenntnis durch, sich aussergerichtlich mit mir zu einigen.

Aus Wildhaus zurückgekehrt, wurde ich offiziell «krankheitshalber» beurlaubt. Nach dem 31. Dezember 1950 durfte ich den Betrieb nicht mehr betreten. Im Januar 1951 liefen in Vaduz die Verhandlungen mit mir an. Es dauerte geraume Zeit, bis in zähem Ringen ein für beide Teile annehmbarer Modus gefunden wurde. Die CONTINA AG erklärte sich grundsätzlich bereit, meine Patente zum ursprünglich vereinbarten Gegenwert von 350.000 Schweizer Franken zu übernehmen. In Anbetracht der prekären finanziellen Lage der Firma und meiner bisherigen negativen Erfahrungen verlangte ich Sicherheiten.

Meine Stellung als alleinverantwortlicher Direktor des Betriebes, wie im Vertrag vom 15. September 1950 vorgesehen, stand nicht mehr zur Diskussion. Ich legte auch keinen Wert darauf. Es hatte bisher genug Ärger mit den Herren im Administrationskontor gegeben, und ich war weitgehend von deren Entscheidungen abhängig gewesen. Ohne erhöhte Vollmachten, die man mir jetzt kaum eingeräumt hätte, wollte ich die Verantwortung für den Betrieb nicht übernehmen. Ein weiterer Grund sprach dagegen.

Im Zuge der Auseinandersetzungen war mir nicht verborgen geblieben, dass sich die Belegschaft in mehrere Lager spaltete. Ein Teil der Leute mit genug Zivilcourage stand auf meiner Seite, weil sie sahen, dass mir Unrecht geschah. Einer weiteren Anzahl von Mitarbeitern war nicht entgangen wie man mit mir umsprang. Sie hielten sich aber bedeckt, warteten ab oder zogen sich zurück. Teilweise verständlich. Leider zählte zu diesen auch ein Herr, um dessen Engagement ich mich einst besonders be-

müht hatte. Nach seinem späteren Ausscheiden aus der CONTINA AG wurde er dank seiner Qualifikation auf internationaler Ebene eingesetzt. Menschliche Enttäuschungen blieben mir einmal mehr nicht erspart. Eine dritte Gruppe, die sich vielleicht Vorteile erhoffte, scharte sich um den bisherigen kaufmännischen Geschäftsführer und seine Genossen und liess kein gutes Haar an mir. Auf dieser Basis war eine gedeihliche Arbeit zum Wohle des Betriebes nicht mehr möglich. Sollten jene versuchen es besser zu machen, die schon bisher weitgehend das Sagen hatten.

Ich bot an, zu den gleichen Bezügen wie bisher, mich noch einige Jahre als Fachexperte zu betätigen, technisch beratend zur Seite zu stehen, wo meine Erfahrungen von Nutzen sein konnten, im Übrigen mich aber in erster Linie um die Organisation des Verkaufs zu kümmern.

Gegen Ende des Jahres 1951 waren endlich alle Modalitäten für die notarielle Übertragung meiner Patente ausgearbeitet. Nach aussen hin blieb mein Schein als krankheitshalber beurlaubter Direktor so lange gewahrt, im Betrieb aber war ich unerwünscht.

Erwartungsgemäss hatte sich die CONTINA AG von Patentanwalt Isler gelöst und einen Dr. G. Volkart in Zürich mit den Übertragungsformalitäten beauftragt. Mit Vertrag vom 14. Januar 1952 übergab ich dem Unternehmen rechtskräftig 33 Patente nach dem Erfindungsstand vom 25. November 1950. Im Gegenzug erhielt ich den Wert der annullierten Aktien in Höhe von 350.000 Schweizer Franken zugesprochen. Da der Gesellschaft die flüssigen Mittel fehlten, den Betrag in einer Summe auszuzahlen, wurden Raten vereinbart. Nach dem Vollzug der Überschreibung bekam ich eine erste Abschlagzahlung von 50.000 Franken. Weitere 50.000 Franken wurden mir in Form von 260 CURTAS samt Fabrikgarantie zum freien Verkauf zur Verfügung gestellt. Die Restschuld verpflichtete sich die CONTINA AG innerhalb von fünf Jahren in gleichbleibenden monatlichen Zahlungen an mich abzustottern. Sichergestellt wurde die Summe durch eine Faustpfandübergabe von weiteren 260 Rechenmaschinen im Wert von 50.000 Franken, eine selbstschuldnerische Bürgschaft der Bank in Liechtenstein in gleicher Höhe und der Rest von 150.000 Schweizer Franken durch treuhänderische Hinterlegung von drei Inhaberschuldbriefen à 50.000 Franken auf die Fabrikliegenschaft der CONTINA AG.

Ein Beratervertrag für technische Fragen sicherte mir eine lose Verbindung zur Firma. Darüber hinaus schlossen wir zwei Vertretungsverträge über den Verkauf der CURTA speziell in Deutschland und in Luxemburg, um den Absatz zu forcieren.

Mit einem etwas dürftigen Zeugnis endete am 31. Dezember 1951 mein unmittelbares Wirken bei der CONTINA AG, das ich wenig mehr als fünf Jahre zuvor mit so viel Hoffnung, Enthusiasmus, grossem Engagement und persönlichem Einsatz begonnen hatte.



Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen um meine Patente sah ich meine und meiner Familie Existenz kurzzeitig gefährdet und glaubte Grund zu haben, mir ein anderes Betätigungsfeld erschliessen zu müssen. Mein Freund, Professor Holecek in Wien bemühte sich, in Österreich einen Interessenten für meinen Parallelläpper zu finden, mit dessen Patenten ich nicht gebunden war.

Meiner Frau wäre das nicht unwillkommen gewesen. Sie war mir zwar nach Liechtenstein gefolgt, konnte sich aber nie einleben und pendelte ständig zwischen Nendeln und Wien hin und her. Während meiner Schwierigkeiten war sie mir keine grosse seelische Stütze, entwickelte vielmehr einen immer stärkeren Zug nach Wien, den ich in Erinnerung an meine dortigen Erlebnisse in Kriegs- und Nachkriegszeit leider nicht teilte. Sie aber fühlte sich in ihrer Heimatstadt in der Nähe von Mutter und Schwester, überdies mit von der Besatzung inzwischen zurück erhaltenem eigenem Grund- und Hausbesitz, vermutlich sicherer und geborgener als in der Fremde mit einem Mann, der nicht mehr «Direktor» war und dessen Stellung wackelte. Ich konnte es ihr nicht verdenken. Trotzdem wäre mir in meiner Situation eine Partnerin lieber gewesen, die das Tief mit mir zusammen an unserem gemeinsamen Wohnsitz in Nendeln durchgestanden hätte.

Unerwarteten Anteil an meinem Schicksal hingegen nahmen meine ehemaligen KZ-Kameraden aus Luxemburg. Im August 1950 repräsentierte ich die CONTINA AG bei der Landesausstellung in Esch. Zu meiner Überraschung traf ich dort eine ganze Anzahl früherer Leidensgenossen. Robert Schaffner fungierte als Arbeitsminister, Léon Bartimes als Bürgermeister von Beaufort. Auch allen anderen war ein neuer Start geglückt. Die Wiedersehensfreude war gross. Mir wurde die Ehre zuteil als einziger Ausländer in die neugegründete Gemeinschaft der «Amicale des anciens de Buchenwald» aufgenommen und von da ab alljährlich Anfang April zur Feier der Befreiung des Konzentrationslagers eingeladen zu werden.

Als die Kameraden von meinen Differenzen mit der CONTINA AG und dem zunächst ungewissen Ausgang hörten, stellten Schaffner und seine Freunde Kontakte zu einem Abgeordneten der luxemburgischen Nordregion, Alphonse J. Schiltges, her. Er war gleichzeitig Stadtrat von Wiltz und an einer Industrieansiedlung in dem kleinen Ort interessiert. Es wurde eine Firmenneugründung zur Erzeugung der CURTA in Luxemburg erwogen. Nach einigen Vorgesprächen überreichte ich ein umfangreiches Exposé. Auf der Suche nach potenten Geldgebern zog sich die Sache hin. Inzwischen hatte sich die CONTINA AG mit mir arrangiert, so dass es mir nicht eilte. Patentrechtliche, finanzielle Probleme, letztlich politische Umschichtungen, liessen das Projekt schliesslich einschlafen. Zu viel Zeit war verstrichen. Es wetterleuchtete bereits die Elektronik. Die Mühe aber, die sich meine Luxemburger Freunde und Alphonse Schiltges gaben, mir in der Not zu helfen, hat mich sehr beeindruckt und tief berührt.

## Tätigkeit als freier Mitarbeiter der CONTINA AG und endgültiges Ausscheiden

In der mir auferlegten Zwangspause als «krankheitsbedingt Beurlaubter» legte ich bis zum Abschluss der Vergleichsverhandlungen die Hände nicht einfach in den Schoß. Obwohl die unsichere Lebenssituation mir nervlich und seelisch stark zusetzte und mein Gesundheitszustand in dieser Zeit wirklich zu wünschen übrig liess, repräsentierte ich auch in diesem Jahr 1951 die CONTINA AG wie bisher auf der Basler Mustermesse, der Deutschen Industriemesse vom 29. April bis 8. Mai in Hannover, darüber hinaus auf einer Elektromesse in München, auf einer Ausstellung in Frankfurt.

Das Verbreitungsgebiet der kleinen Universal-Rechenmaschine erstreckte sich inzwischen über die meisten Länder Westeuropas wie über eine ganze Anzahl aussereuropäischer Staaten. Hauptabnehmer war in erster Linie der Fachhandel in den unmittelbaren Anrainerländern Liechtensteins, also in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich, der Schweiz. In den Verhandlungspausen unternahm ich aus eigenem Antrieb wiederholt Reisen in diese Gebiete, vornehmlich nach Deutschland, um persönlich eine Übersicht über die Absatzmöglichkeiten zu gewinnen und Erhebungen darüber anzustellen.

Dank der Initiative des Frankfurter Generalvertreters, Herrn Weisserth, war es ab 1950 gelungen, über die ganze Bundesrepublik verteilt weitere Schwerpunktvertretungen in Hamburg, Hannover, Köln, Wiesbaden, Freiburg/Brsg., Kirchheim/Teck, München einzurichten, um nur die wichtigsten zu nennen. Sie beschäftigten teilweise Untervertreter, teilweise lieferten sie an Direktabnehmer. Die noch un stabile politische Situation in Deutschland, ähnlich auch in Österreich, allgemeine Geldknappheit, Importbeschränkungen bis zu einem vorübergehenden totalen Importstopp im ersten Halbjahr 1951 in Westdeutschland, dazu dessen eigene Büromaschinenindustrie, erschwerten den Absatz der CURTA in diesem Hauptabnehmerland nicht unerheblich.

Weisserth schöpfte jede Möglichkeit aus, die CURTA publik zu machen: Durch Werbung in regionaler und überregionaler Presse, in Fachorganen wie beispielsweise den «VDI-Nachrichten», der «Feinwerktechnik», im Rundfunk, ja sogar im Kino in der Wochenschau. Er gab sich jede nur erdenkliche Mühe, den Verkauf zu forcieren. Trotzdem stellte ich auf meinen Informationsreisen fest, dass die kleine Maschine bei Importeuren und Fachgrosshändlern neben Konkurrenzfabrikaten grösserer Dimensionen vielfach unter «ferner liefern» rangierte, die Verkäufer über ihre mannigfachen Einsatzmöglichkeiten kaum Bescheid wussten und sie nicht richtig vorführen konnten.

Herrn Weisserth war bekannt, dass ich 1951 nur noch pro forma Direktor der CONTINA AG war. Wir hielten aber Verbindung zueinander. Ich habe die Eindrücke meiner Informationsreisen mit ihm diskutiert und er leitete sie weiter. Ende November wurden Weisserth und ich zu einer Unterredung nach Vaduz geladen.

Es wurde abgesprochen, dass ich, zusammen mit Weisserth, ab Frühjahr 1952 eine ausgedehnte Werbe- und Verkaufstour in alle wichtigen Vertreterbezirke Deutschlands durchführen sollte, mit dem Ziel, die Verkaufsorganisation zu überprüfen und wo nötig zu reorganisieren.

Nach Unterzeichnung der neuen Patentabgeltungsverträge Mitte Januar 1952, die mir zusätzlich nach Ablauf anderer Vertreterabmachungen eine Option für ein teilweises Alleinverkaufsrecht im hessischen und rheinländischen Raum einräumten, war ich reisebereit.

Am 8. Februar starteten Weisserth und ich unsere erste gemeinsame Verkaufstour. Wir begannen bei der Vertretung in Freiburg im Breisgau, der Firma Büromaschinen-Zentrale GmbH, sahen uns anschliessend im badischen Raum um und fuhren über Stuttgart zur nächsten Generalvertretung, der Firma FABIS Vermessungsbedarf mit Sitz in Kirchheim/Teck und einer Filiale in Wiesbaden. Weiter ging es nordwärts über Hannover, Salzgitter bis Hamburg, wo sich die Firma Dr. Boesel & Schüssler um den CURTA-Vertrieb bemühte.

Am 14. Februar 1952 gab ich im Hotel «Atlantik» in Hamburg eine grosse Pressekonferenz mit Vorführung der CURTA. Die Veranstaltung wurde in sechs Hamburger Zeitungen in Wort und Bild gross herausgestellt.

Auf der Heimfahrt streiften wir die Kölner Vertretung Maréchaux. In Bonn machte ich einen Besuch beim Bundesministerium für Landwirtschaft und Forsten.

In der ersten Märzhälfte bearbeitete ich nochmals den südwestdeutschen Raum von Baden-Baden bis Karlsruhe.

Zwischen dem 24. und 29. März reiste ich, wieder in Begleitung von Weisserth, von Hanau, wo ich bei Dunlop vorsprach, über verschiedene Orte des Rhein-Ruhr-Gebietes bis nach Bremen. Auf der Heimreise machte ich allein noch einen Abstecher nach Aachen.

Die nächste Reise zusammen mit Weisserth begann am 15. April und führte wiederum von Freiburg durch den ganzen badischen Raum und über die zur FABIS-Vertretung gehörende Rheinpfalz nach Hannover. Dort nahmen wir vom 27. April bis 6. Mai an der Messe teil. Anschliessend bearbeiteten wir den umliegenden niedersächsischen Raum und erneut einen Grossteil des Rhein-Ruhr-Gebietes.

Für den 29. Mai hatte der Gebietsvertreter Göbelhoff in Hannover zu einer Vorführung der CURTA durch mich als dem Erfinder eingeladen. Es fanden sich um die 20 Personen, Händler, Fachmechaniker, Pressevertreter, ein. Die Veranstaltung wurde

wieder in den Medien gewürdigt, um für die Maschine Reklame zu machen. Nach einem Abstecher nach Salzgitter und Hildesheim gab ich am 4. Juni in Kassel unter Beteiligung von Vertretern aus Industrie, Verwaltung, Bundesbahn, Kreditinstituten, der städtischen Werke und anderen eine weitere Pressekonferenz, worüber wieder in drei Zeitungen berichtet wurde. Nächste Ziele waren Giessen, Fulda, Marburg, Siegen, Bonn, Köln, Düsseldorf, Aachen.

Gegen Ende Juni warb ich in Frankfurt mit einer grossen Vorführung beim Hessischen Sparkassen- und Giroverband.

Im Juli besuchte ich erneut alle grösseren Orte Hessens und hielt im Geodätischen Institut der Technischen Hochschule Darmstadt einen Vortrag über Konstruktion und Verwendungsmöglichkeiten der CURTA, der bei Dr. Kuhlmann und seinem Stab besonderes Interesse fand und wiederum in der Presse erwähnt wurde. Nächste Stationen waren Kassel und Fulda.

Eine letzte grosse Verkaufsreise unternahm ich vom 12. September bis 8. Oktober in die Räume Stuttgart, Hannover und nochmals in das Rheinland.

Bei einem Kurzbesuch in Luxemburg gewann ich die Firma Rettel für die Wahrnehmung meiner Alleinvertretungsrechte in diesem Land.

Die Heimfahrt erfolgte über Wiesbaden, Darmstadt, Stuttgart, Nürtingen, Kirchheim/Teck, Ravensburg.

Während des umfangreichen Reiseprogramms im Verlauf des Jahres 1952 legte ich einige tausend Fahrkilometer zurück. Laut Vertrag wurden mir die Spesen teilweise ersetzt. Es gelang mir, die Gebietsvertreter und die von ihnen bearbeiteten Verkaufsfirmen zu motivieren und neue Interessenten anzuwerben. Dabei verstärkte sich meine Ansicht, den Vertrieb der CURTA nicht allein dem Fachhandel zu überlassen, sondern sich vermehrt auf die Bürozubehörbranche zu stützen, die keine anderen Rechenmaschinen führte und sich auf den CURTA-Verkauf konzentrieren konnte. Aussichtsreich erschien mir auch, durch zwei oder drei geschulte Verkäufer, die ständig unterwegs sein sollten, öffentliche Einrichtungen wie Behörden, Verwaltungen, Kreditinstitute, Höhere Schulen, Universitäten, Bahn, Post und dergleichen direkt anzusprechen. Die Kosten für den Aufbau eines effizienten Absatznetzes in Deutschland bezifferte ich auf 150.000,- bis 200.000,- D-Mark. Vielleicht angeregt durch meine und Weisserschs Reiseberichte und die Verkaufsbelebung durch meine Werbung entschloss sich die Geschäftsleitung der CONTINA AG endlich, für die noch vertreterfreien Gebiete Westdeutschlands eine CURTA-Rechenmaschinen-Vertriebsgesellschaft mbH einzurichten und Herrn Weisserschs mit der Geschäftsführung zu betrauen.

Interessiert an dieser Position, aber nicht berücksichtigt worden, war auch die Firma FABIS Vermessungsbedarf in Kirchheim/Teck. Die CONTINA AG hatte ihr 1950 die Generalvertretung für Hessen, die Rheinpfalz und Abschnitte des Rhein-Main-Gebie-

tes übertragen, wo sie eine Filiale in Wiesbaden unterhielt. Der Inhaber, Max Fabianski, war Ingenieur auf dem Gebiet des Vermessungswesens. Er hatte durch die Kriegsfolgen je ein Geschäft für geodätische Artikel in Breslau und Berlin verloren und im Westen neu begonnen. Auf der Technischen Messe in Hannover, Halle 20, Stand 307, war ich mit dem Herrn ins Gespräch gekommen. Neben seinen Vermessungsgeräten führte er die CURTA als einzige Büromaschine, weil sie ihm gefiel und in ihrer Art konkurrenzlos war. Ich hatte den Eindruck, dass er sich unter Mithilfe seiner Frau und einiger Reisender intensiv für den Verkauf einsetzte. Um ihn darin zu unterstützen und mir in Anbetracht der Auseinandersetzungen mit der CONTINA AG eventuell ein zweites Standbein zu schaffen, bot ich ihm an, mich als stiller Kommanditist an seinem Geschäft zu beteiligen. Am 20. Juni 1951 schloss ich mit ihm einen Gesellschaftervertrag, beginnend ab 1. Juli 1951 und einer Laufzeit von zunächst fünf Jahren. Mit einer Einlage von 50.000,- D-Mark wurde ich zur Hälfte Teilhaber, Fabianski blieb alleinverantwortlicher Geschäftsführer. Zu Beginn des Jahres 1952 liess ich mich zur Gewährung eines zusätzlichen Darlehens von 10.000,- D-Mark, tilgbar in drei Jahren, überreden. Trotz seiner Bemühungen liefen Fabianskis Geschäfte nicht so hervorragend wie das wünschenswert gewesen wäre. Mit der Wahl seiner Untervertreter hatte er keine glückliche Hand. Von zwei Herren trennte er sich nach kurzer Zeit wieder. Ende 1952 schloss er sein Ladengeschäft in Kirchheim, weil der Platz dafür zu klein war. In Wiesbaden musste er nach dem Tod der Vermieterin das Lokal wechseln. Ende 1953 wollte die CONTINA AG die mit ihm geschlossenen Vertreterabmachungen nicht mehr verlängern, mit der Begründung, er habe die geforderten Abnahmeverpflichtungen nicht erfüllt, die dieser seinerseits für zu hoch hielt. Bestrebt, sich trotzdem für den CURTA-Vertrieb einzusetzen, arbeitete er aufgrund vager Absprachen weiter, obwohl inzwischen vom General- zum Gebietsvertreter abgestuft. Beim Kundenfang kamen er und Weisserth sich manchmal ins Gehege, was zu Querelen zwischen den beiden führte. Im Herbst 1953 erkrankte Fabianski für einige Zeit, vielleicht ausgelöst durch geschäftliche Misserfolge, Sorgen und Zwistigkeiten mit der CONTINA AG. 1954 machte ihn ein Autounfall erneut vorübergehend arbeitsunfähig. Ein weiterer Rückschlag für sein Geschäft und Grund zu Unmut in Vaduz. Eine gerichtliche Auseinandersetzung mit der CONTINA AG endete mit einem Vergleich. Wegen fortlaufender Verluste in seinen Bilanzen hielt ich es für geraten, den für fünf Jahre abgeschlossenen Gesellschaftervertrag nicht zu verlängern und kündigte ihn fristgerecht zum 1. Juli 1956. Die in Aussicht genommene Neueröffnung eines FABis-Geschäftes an dem zentralen Platz Stuttgart kam nicht mehr zum Tragen. Fabianski starb Ende 1959, ziemlich verschuldet. Zuerst hielten sich die Banken schadlos. Die Witwe verstand es, sich jeder Verpflichtung zu wenigstens teilweiser Entschädigung an mich



zu entziehen. Den grössten Teil meines eingesetzten Kapitals musste ich abschreiben.

Mit Sicherheit traf Fabianski eine gewisse Schuld an der Negativentwicklung seiner Geschäfte, doch benahm sich auch die CONTINA AG ihm gegenüber nicht unbedingt generös. Auch andere Vertreter und Kunden klagten über eigenartige Geschäftsgebarren der Firmenleitung. Göbelhoff in Hannover beispielsweise zeigte sich bei meinem Besuch 1952 ziemlich verärgert. 1954 trat mein alter Freund Jost von der Firma Précisa in Zürich nach mir nicht näher bekannten Auseinandersetzungen mit Vaduz von der Generalvertretung für die Schweiz zurück und deckte in der Folge seinen Bedarf aus dem mir zum Verkauf zur Verfügung stehenden Kontingent an CURTAS. 1956 informierte mich Weisserth bestürzt, dass die CONTINA AG die CuRTA-Vertriebsgesellschaft, die er in Deutschland leitete, liquidieren wolle und ihm damit die Existenzgrundlage entzöge. Immer wieder hörte ich im Laufe der Zeit da und dort, dass mit den Herren in Vaduz schwer zu verhandeln sei, sie unzuverlässig wären, Absprachen und Verträge nicht einhielten oder zu umgehen versuchten. Es bestätigte meine eigenen Erfahrungen.

Meine Anfang 1952 begonnene intensive Reisetätigkeit für die CONTINA AG setzte ich gleich zu Beginn des Jahres 1953 in Westdeutschland und Luxemburg fort. Anfang Februar kehrte ich nach anstrengender Fahrt bei winterlichen Strassenverhältnissen gut nach Nendeln zurück. Direkt vor der Haustüre rutschte ich auf einer Glatteisplatte aus, stürzte und brach mir den rechten Arm über der Handwurzel. Dieses Missgeschick setzte mich einige Wochen ausser Gefecht. Erst im späten Frühjahr konnte ich meine Reisetätigkeit wieder aufnehmen. Der CONTINA AG schien das nicht ungelegen zu kommen. Meine Reisen verursachten selbstverständlich Kosten, deren Erstattung mir mein Vertrag in bestimmtem Umfang garantierte. Gegenüber Herrn Weisserth, auf Wunsch der Firmenleitung mehrmals mein Begleiter, liess die Geschäftsleitung durchblicken, dass sie ihm sehr hoch erschienen. Die Vermutung lag nahe, dass permanente Geldknappheit der Firma Ursache seines Unmuts war. Der Vertrieb ihres Produktes nur über den Fachhandel rächte sich, wie von mir vorausgesehen. In der Folge ergingen von Jahr zu Jahr immer weniger Reiseaufträge an mich. Sie konzentrierten sich zunehmend auf die Anwesenheit bei Messen und Ausstellungen. Reine Verkaufsreisen unternahm ich teilweise auf eigene Rechnung.

Mit meinem Freund, Prof. Holecek, fuhr ich regelmässig zu den jährlichen Tagungen der Feinwerktechniker, 1953 nach Bielefeld, 1954 nach Karlsruhe. Vom 3. bis 8. Oktober 1955 besuchte ich ein letztes Mal in meinem Leben Berlin. Nach Erledigung vieler dafür notwendiger Formalitäten reisten wir per Auto durch die DDR, die Deutsche Demokratische Republik, in die nun geteilte Stadt. An der Gauss-Schule hielt ich einen Vortrag über die CURTA.

Im Oktober 1956 nahm ich nochmals an einer Tagung der Feinwerktechniker in München teil.

Am Ende des gleichen Jahres lief mein Beratervertrag mit der CONTINA AG aus, und wir trennten uns für immer. Mein arbeitsintensivster und, von Buchenwald abgesehen, schwerster Lebensabschnitt war abgeschlossen.

## Letzte Differenzen mit der CONTINA AG

**M**it Vertragsabschluss vom 14. Januar 1952 waren meine Patente für die CURTA I und CURTA II nach dem Stand vom 25. November 1950 in das Eigentum der CONTINA AG übergegangen.

Nach meinem Ausscheiden als technischer Direktor war ich anfangs so naiv zu hoffen, nach einiger Zeit zurückgeholt zu werden, weil sich die Erkenntnis durchsetzen würde, dass ein Rechenmaschinenfachmann für die Weiterentwicklung eines solchen Betriebes unerlässlich ist. Um bestimmte Ideen nicht fallen zu lassen, brachte ich neben meiner Reisetätigkeit einige Verbesserungseinfälle für die CURTA zu Papier. Die Modelle I und II funktionierten zwar reibungslos, doch schwebte mir vor, durch kleine Konstruktionsänderungen die Bedienungssicherheit noch zu erhöhen. Diese zusätzlichen Sicherungssysteme, wie Einstellgriff Sperre, Zählwerkswagenfixierung mit Auflage, daneben aber auch die Idee einer Mehrfachrechenmaschine (zwei oder mehr CURTAs neben- oder übereinander) meldete ich neu zum Patent an. Nach der Veröffentlichung dieser Patente in den Jahren 1954/55 traf eines Tages ein böser Brief von einem Patentanwalt Meurer-Infeld bei mir ein, der mir Patentbetrug unterstellte. Er behauptete, mir Sachen angeeignet zu haben, die nicht von mir, sondern in der CONTINA AG erfunden worden seien.

Während meiner Zeit als technischer Kopf des Betriebes habe ich im Konstruktionsbüro natürlich den einen und anderen Gedanken bezüglich Konstruktionsänderung oder -Verbesserung erwähnt und mich mit meinen Herren darüber unterhalten. Irgend jemand hat dann wohl eine meiner Ideen aufgegriffen und bei der CURTA II die Zählwerkswagenaufgabe geändert. Dies hat in meine neuen Schutzrechte eingegriffen. Man besaß aber die Kühnheit, mich des Ideendiebstahls zu bezichtigen und mir zu unterstellen, fremde Konstruktionen als meine eigenen auszugeben.

Über meinen Anwalt habe ich die CONTINA AG aufgefordert, diesen schweren Vorwurf zu beweisen, Zeichnungen, Dokumente vorzulegen, Zeugen zu benennen, die erhärten, dass ich die angemeldeten Erfindungen mir unrechtmässig angeeignet habe. Daraufhin ist es sehr still geworden und Herr Meurer-Infeld hat sich nicht mehr gerührt.

Die Zählwerkswagenfixierung mit Auflage betraf in erster Linie die CURTA II. ES

wäre nicht notwendig gewesen, sie einzubauen. Die Maschine hätte wie bisher als vergrösserte CURTA I gefertigt werden können. Dennoch entschloss sich die CONTINA AG, die Zählwerkswagenaufgabe durch einen Lizenzvertrag zu übernehmen. Ab dem Jahr 1957 erhielt ich pro gelieferter Maschine eine kleine Lizenzgebühr, die später auch Hilti, nach der Übernahme des Werkes bis zur Produktionseinstellung Ende 1970 entrichtete. Es waren allerdings keine nennenswerten Beträge, weil es keine grosse Produktion mehr gab.

## Schicksal der CONTINA AG nach meinem Ausscheiden

Nach meiner Ausschaltung als technischer Leiter der CONTINA AG traten im Werk sowohl im personellen Bereich als auch später im Hinblick auf das Fabrikationsprogramm gravierende Veränderungen ein. Was sich ereignete, kenne ich zum Teil nur vom Hörensagen und kann es auch nur so wiedergeben.

Eine Anzahl von mir angelernter Feinmechaniker verliessen nach meinem Weggang den Betrieb freiwillig, einige Leute wurden entlassen. Die Umschichtungen erreichten unter anderen auch meinen ersten tüchtigen Versuchsmechaniker, später Gruppenleiter der Feinmechanik, Hans Künzli und seine Frau Paula, die Betriebssekretärin. Als Schweizer suchten sie sich in der Heimat ein neues Betätigungsfeld.

Mein Nachfolger als technischer Betriebsleiter soll nach meiner Information ein Werkzeughändler geworden sein. Schon nach wenigen Monaten wurde er von einem anderen Herrn abgelöst, der im Betrieb auch nicht alt wurde. 1954/55 versuchte man es kurzzeitig mit einem Unternehmensberater.

Geblichen von den mir bekannten Angestellten in leitender Position sind neben anderen Ing. Elmar Maier im technischen Bereich, Herr von Gerliczy in Administration und Verkauf. Beide waren auf ihrem Gebiet sehr tüchtig.

Von Gerliczy verliess die CONTINA AG in der Zeit zunehmender Turbulenzen und diente meines Wissens danach dem fürstlichen Haus.

Ing. Maier schied 1954 ebenfalls aus, trat 1956 wieder in den Betrieb ein, wurde 1965 von Hilti übernommen und blieb dort bis zu seinem Ruhestand. Ihm verdanken die späteren Serien der CURTA neben einigen Konstruktionsvereinfachungen kleine Änderungen im äusseren Erscheinungsbild und den Einsatz von Kunststoff, u.a. am oberen und unteren Rundwagen. Dadurch liessen sich die Fertigungskosten senken.

Die verbliebene Belegschaft spaltete sich in eine Gruppe, die weiter hinter dem bisherigen kaufmännischen Geschäftsführer stand und eine zweite, die einen neu an Ein-

fluss gewinnenden Herrn favorisierte. Eine nicht sehr erfreuliche Konstellation für einen ums Überleben kämpfenden Betrieb.

Nicht lange nach meinem endgültigen Ausscheiden am 31. Dezember 1956 hat man sich unauffällig auch vom kaufmännischen Betriebsleiter getrennt, weil inzwischen wohl auch an höherer Stelle Zweifel an seiner Integrität und Qualifikation aufgekommen sein dürften. Er soll sich in Deutschland niedergelassen haben. Sein Nachfolger war Jahre später in einen Konkurskandal verwickelt.

Wer die Idee hatte, neben der CURTA-Fabrikation zusätzlich Plattenspieler in das Fabrikationsprogramm aufzunehmen, ist mir nicht bekannt. Weil sie gerade wieder in Mode kamen, witterte vielleicht jemand das Geschäft. Es scheint, ausser Entwicklungsspesen, nichts gebracht zu haben. Die Fertigung wurde nach kurzer Zeit eingestellt.

Danach glaubte man, sich mit einer Stereo-Kamera einen Markt erschliessen zu können. Die Entwicklungskosten für dieses Gerät dürften in keinem Verhältnis zum erhofften Gewinn gestanden haben. Auch diese Sache schief bald ein.

Als nächstes versuchte es der Betrieb mit einer Filmkamera. Die «Autocarena» war als solche ein gutes Gerät, wie mir Fachkreise bestätigten, hatte aber sehr lange Lieferfristen. Wie bei der Spiegelreflexkamera musste die gesamte Optik gekauft werden. Man war weitgehend von Zulieferern abhängig, der Hauptnutzen blieb bei diesen hängen. Gehäuse und Antriebswerk allein erbrachten keinen nennenswerten Gewinn. Dazu erfolgte die Fabrikation zu einer Zeit, als einschlägige deutsche Firmen wegen der Konkurrenz der Japaner zusperrten. Alle diese Experimente haben bei der CONTINA AG, ausser immer grösserer Verschuldung, nichts bewirkt.

Es blieb kein Geheimnis, dass es mit der Firma langsam, aber stetig bergab ging. In mir keimte die leise Hoffnung, dass man sich des Herzstarks als Fachmann auf dem Rechenmaschinensektor vielleicht doch wieder erinnern würde. Ich hatte den Plan gehabt, neben der CURTA einen Buchungsautomaten zu entwickeln, wenn der Betrieb erst richtig läuft und Geld verdient wird. Durch den MULTIMATOR besass ich auf diesem Gebiet Erfahrung, wollte ganz neue Ideen umsetzen und eine solche Maschine von Grund aufbauen.

Auf einer Tagung der «Feinwerktechnik» im Oktober 1958 beeindruckte mich ein Vortrag von Professor Konrad Zuse über «elektromechanische und elektronische Rechenmaschinen». Ich hielt die Elektronik für zukunftssträftig und hätte mir sicher auch dieses Gebiet erschlossen. Doch ich wartete vergebens auf einen Rückruf und als Bittsteller zu kommen, verbot mir die Selbstachtung.

1965 stand die CONTINA AG kurz vor dem Ruin. Der Schuldenberg soll zu diesem Zeitpunkt über 12 Millionen Schweizer Franken betragen haben.

Im Oktober des gleichen Jahres wurde das Werk an die aufstrebende Firma HILTI

mit Hauptsitz in Schaan veräussert. Das Unternehmen fertigte Zubehör für den Bau-  
sektor und war in erster Linie an Maschinenpark und Personal interessiert, um expan-  
dieren zu können. Mit Ausnahme der CURTA stellte Hilti die Produktion aller anderen  
Artikel in Mauren sofort ein. Obwohl auch die Rechenmaschine nicht in das Fabrika-  
tionsprogramm passte, kam für die CURTA erst Anfang 1970 das endgültige Aus.

Als einzige mechanische Vierspezies-Rechenmaschine im Taschenformat und mit  
ihrer Maximal-Leistung blieb die CURTA 25 Jahre lang unübertroffen und konkurrenz-  
los. Rückblickend allerdings glaube ich, dass durch die Kriegs- und Nachkriegsereig-  
nisse zehn kostbare Jahre verloren gingen, ehe dieser Kleinrechner sich auf dem Markt  
durchsetzen konnte. Er hätte eine Lücke schliessen sollen, wurde aber zu rasch von  
der Elektronik überholt und aus dem Rennen geworfen.

Heute ist die CURTA museumsreif. Dass sie bei Sammlern mechanischer Reche-  
geräte zunehmend hoch im Kurs steht, erfüllt mich nach all den mit ihr erlebten Aben-  
teuern mit Freude, Genugtuung und Dankbarkeit.



# Ausklang

## Lebensabend

**A**ls ich 1957 aus dem aktiven Berufsleben ausschied, war ich 55 Jahre alt. Es war mir bewusst, dass ich die Höhe meiner Leistungsfähigkeit überschritten hatte.

Hitlereinmarsch in Österreich, KZ-Haft, Flucht aus Thüringen, neuer Existenzkampf mit all seinen Aufregungen und Enttäuschungen, eine nicht sehr glückliche Ehe, waren in den zurückliegenden achtzehn Jahren nicht spurlos an mir vorübergegangen. Mein Gesundheitszustand liess zu wünschen übrig. Die Atmungsorgane, seit meiner schweren Rippenfellentzündung etwas anfällig, machten hin und wieder Schwierigkeiten, rheumatische Beschwerden und Gallensteine gesellten sich hinzu. Noch während meiner Reisetätigkeit unterzog ich mich im August 1954 einer Kur in Bad Ems. Im gleichen Jahr und ein zweites Mal im darauffolgenden fuhr ich zur Behandlung wiederholt auftretender Gallenkoliken nach Bad Mergentheim.

Mein Rückzug ins Privatleben war fliessend. Um mich ein wenig auf dem Laufen zu halten, las ich anfangs weiter technische Literatur.

Der italienischen Firma FAI-Lagomarsino war ich bei der Einrichtung von Zehnerübertragungen behilflich. Mehrmals erinnerten sich alte Freunde aus Deutschland an mich, wenn sie Probleme mit Rechenmaschinen hatten.

Bei der Entwicklung einer schreibenden Rechenmaschine zog mich Bührle in Zürich als Berater hinzu. Wenn man mir etwas zur Begutachtung vorgelegt hat, fand ich durch meines Vaters und meine eigene Erfahrung bald heraus, ob die Sache patentwürdig oder schon einmal da gewesen war. Bei einer neuen Patentanmeldung dauert das Ergebnis oft Jahre. Ich konnte Bührle in kurzer Zeit über Fakten aufklären, auf die er sonst lange hätte warten müssen. Dadurch habe ich ihm sicher 80% an Spesen erspart.

Kurzzeitig erteilte ich Schülern aus der Nachbarschaft Nachhilfeunterricht, hauptsächlich in Mathematik, zur Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung an eine Höhere Schule.

Zu grösseren neuen Unternehmungen konnte ich mich nicht aufraffen. Mich hatte eine gewisse Lethargie erfasst. Zum Teil lag die Ursache in meinem privaten Bereich.

Als unsere Kinder schulpflichtig wurden, bestand meine Frau darauf, sie in Wien

erziehen zu lassen. Die Schulen in dem «kleinen Liechtenstein» erschienen ihr nicht gut genug. Nach nervenaufreibendem Tauziehen gab ich um des lieben Friedens willen nach. Im Grunde diente der Wunsch meiner Gattin ihr eher zum Vorwand. Im Gegensatz zu mir, war es ihr nie gelungen, sich in Liechtenstein einzuleben. Wien und ihr dortiger Besitz liessen sie nicht los. Schon während meiner Auseinandersetzung mit der CONTINA versuchte meine Frau vehement, mich zu einer Rückkehr nach Wien zu bewegen. Mich belasteten nicht nur Hitlereinmarsch und damit verbundene kaum überwundene Kriegs- und Nachkriegserlebnisse in Wien. Auch finanzielle Überlegungen liessen mich die Erwägung einer Rückübersiedlung in meine Geburtsstadt der Familie zuliebe letztlich fallen lassen. Ob meine Gattin hoffte, mich mit Hilfe der Kinder doch noch nach Wien locken zu können?

Auf Wunsch meiner Frau wurden Sohn und Tochter in christlich geprägten Internatsschulen untergebracht. Für die Mutter willkommener Anlass, noch häufiger als bisher nach Wien zu reisen, um «nach dem Rechten zu sehen» und immer länger dort zu verweilen. Ihre Stippvisiten an unserem gemeinsamen Wohnsitz in Nendeln wurden immer seltener und kürzer. Das blieb nicht verborgen und führte dazu, dass Ende der Fünfzigerjahre die Liechtensteiner Fremdenpolizei ohne mein Zutun ihr und den Kindern die Aufenthaltsbewilligung entzog. Mir blieb sie trotz meines österreichischen Passes erhalten. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich meine Frau ohne Rücksicht auf mich längst für ständig in Wien etabliert. Zuerst bewohnte sie allein, nach dem Hauptschulabschluss der Kinder zusammen mit ihnen ihre eigene Villa, deren Renovierung und Ausbau ich nicht unerheblich bezuschusste. Später übersiedelte sie in eine von ihr neu erworbene Eigentumswohnung.

Anfangs verbrachten Frau und Kinder wenigstens noch die Schulferien mit mir gemeinsam, entweder in Nendeln oder in ihrem Anwesen in der Steiermark. Wollte ich die Familie zwischendurch sehen, musste ich nach Wien reisen. Wiederholte unerquickliche Vorkommnisse verleiteten mir längere Aufenthalte dort. Näher möchte ich darauf nicht eingehen. Mit zunehmendem Alter wurden meine Besuche in Wien seltener. Als die Kinder erwachsen waren, Berufe erlernt und sich ihren eigenen Lebenskreis geschaffen hatten, fanden sie den Weg zu ihrem Vater so gut wie gar nicht mehr, und meine Familie und ich gingen weitgehend getrennte Wege. Anfang der Siebzigerjahre machte mich mein Sohn zum Grossvater einer Enkelin, die sich zu einer aparten jungen Dame entwickelt.

Vereinsamt bin ich nicht. Fast zur gleichen Zeit meiner Querelen mit der CONTINA schlug die CURTA auf kuriose Weise eine neue Brücke zu lange verschollenen Freunden aus der Vorkriegs-Tschechoslowakei. Es war einmal mehr eine Laune des Schicksals zu meinen Gunsten. Unsere frühere Verbindung war den Kriegswirren und deren

Folgen zum Opfer gefallen. Als Deutsche wurde die Familie 1945 aus dem Sudetenland ausgewiesen und fand im Allgäu eine neue Heimat. Freund Rudolf, unverseht aus dem Krieg heimgekehrt, leitete am neuen Wohnort, einem süddeutschen Zentrum der Hutindustrie, den Aufbau eines Werkes zur Erzeugung von Hutstumpen. Genau wie ich war er gezwungen gewesen, ganz von vorn zu beginnen, genau wie mir warf man ihm Knüppel zwischen die Beine, als die Stumpenfabrik lief, erfuhr ich später. Die Bilder glichen sich!

Beim Kauf einer Schreibmaschine für sein Büro zeigte der Händler meinem Freund eher zufällig einen CuRTA-Prospekt. An Neuheiten stets interessiert, stach ihm beim Durchblättern plötzlich der Name «Curt Herzstark» ins Auge. «Den kenne ich», rief er überrascht und bat um meine Adresse. Im August 1950 erreichte mich zu meiner grossen Freude nach zwölfjähriger Unterbrechung ein Lebenszeichen von Rudolf. Die Entfernung zwischen unseren Wohnorten betrug nur 75 km. Auf dem Rückweg von einer meiner Deutschlandreisen bot sich ein Abstecher in das Westallgäu an. Die gegenseitige Wiedersehensfreude überbrückte alle äusserlichen Veränderungen. Rudolf war schwächlicher, ich beleibter geworden. An seiner Frau bezauberten immer noch die tiefdunklen Augen und das wohlklingende Lachen. Die drei Töchter hatten sich zu hübschen Backfischen gemausert. Auch Rudolfs Schwiegermutter begegnete ich wieder. Klavier fand ich leider keines mehr vor. Der Florentinermarsch erklang nur noch in unserer Erinnerung.

Bald nach der ersten Begegnung machte ich auch Frau und Kinder mit den wieder gefundenen Freunden bekannt. Wie es sich leider schon zu Anfang unserer Ehe in Liechtenstein gezeigt hatte, fand meine Frau zu Menschen, die ich schätzte, wenig oder keinen Zugang oder wollte ihn nicht finden. Auch in diesem Fall brach sie die Verbindung nach kurzer Zeit mit fadenscheiniger Begründung ab.

Ich selbst hielt den Kontakt zu der Familie aufrecht. In immer grösseren Intervallen allein, befand ich mich in einem realen wie seelischen Vakuum. Nicht nur die köstlichen Wiener Schnitzel der Hausfrau zogen mich gerne ins Allgäu. Das Ehepaar und ich hatten die gleiche österreichische Vergangenheit, ähnliche Schulbildung, gemeinsame Erinnerungen. Mein Freund, mehrerer Fremdsprachen mächtig, übersetzte und schrieb mir im Zusammenhang mit dem Luxemburg-Projekt das Exposé und französische Briefe. Wir erörterten ausführlich wirtschaftliche Fragen, weltpolitische, kulturelle Themen oder was sonst uns interessierte. Der Gesprächsstoff ging uns nie aus.

Alle Familienmitglieder nahmen Anteil an meinem Einsiedlerschicksal und zeigten sich stets uneigennützig hilfsbereit. Ich wurde immer freundlich aufgenommen. Es ergab sich im Laufe der Jahre wie von selbst, dass ich die Wochenenden meist im Allgäu verbrachte und bald als «Onkel CURTA» wie selbstverständlich zur Familie zählte.



Briefmarken aus Rudolfs umfangreicher Nachkriegskorrespondenz brachten mich auf den Gedanken, mir zum Zeitvertreib eine Sammlung anzulegen. Ich habe die Philatelie nie besonders professionell betrieben. Sie blieb reines Hobby. Auf der Jagd nach schönen Marken oder Sonderstempeln unternahm ich im Verlauf der Jahre mit dem Auto, das ich mir als einzigen Luxus gönnte, manche schöne Fahrt durch Deutschland, Österreich und die Schweiz. In weitere Fernen zog es mich nicht.

Die Reihen meines Freundes- und Bekanntenkreises lichteten sich allmählich. Freund Rudolf starb 1970 an einem Herzinfarkt. 1979 folgte ich dem Sarg von Prof. Dr. Karl Holecek. Rudolfs Frau, die mir das Allgäu fast zur dritten Heimat werden liess, erlag 1984 einem Krebsleiden. Immer öfter blicke ich in die Vergangenheit...

Das letzte Viertel meines Lebens begleitete ein Mensch, dem ich vor langer, langer Zeit zum ersten Mal begegnet war. In einem hochrädigen Kinderwagen lag ein Baby mit blauen Augen, das eigentlich ein Junge hätte werden sollen. Es verbanden uns nicht nur die gleichen Initialen, wir entdeckten auch viele andere Gemeinsamkeiten. Ihm habe ich die Geschichte meines Lebens erzählt. Der Kreis hat sich geschlossen.

## Epilog

**A**llen negativen Erlebnissen und Erfahrungen zum Trotz, äie Curt Herzstark das Leben im Fürstentum Liechtenstein schwer gemacht haben, wuchs ihm das «Ländle», wie es seine Bewohner liebevoll nennen, im Laufe von mehr als vier Jahrzehnten ans Herz. Es wurde ihm zur Heimat. Er blieb zwar österreichischer Staatsbürger, besass aber die Daueraufenthaltsgenehmigung für Liechtenstein. Die Contina-Affäre hat seinem guten Ruf nicht geschadet. Mit seinen Bekannten im Land, in der schweizerischen und österreichischen Nachbarschaft pflegte er netten menschlichen Kontakt. Um seinen frauenlosen Haushalt kümmerte er sich weitgehend selbst und lebte bescheiden und ohne grosse Ansprüche bis zum Ende in einer eher kärglich eingerichteten Mietwohnung.

Seinen Lebensabend krönte das wiederauflebende Interesse an seiner kleinen Rechenmaschine CURTA, die bedeutendste neben einer ganzen Anzahl weiterer Erfindungen auf dem Rechenmaschinen- und Messsektor. Das erfüllte ihn mit Genugtuung und ein wenig Stolz. Es war seine letzte Freude.

Gelassen sah Curt Herzstark dem Tod entgegen. Er starb am 27. Oktober 1988 in seinem Wohnort Nendeln, drei Monate vor seinem 87. Geburtstag.

Lindenberg i. Allgäu im Mai 2005

Christine Holub